

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften **202**



Dietrich Goldschmidt: Erinnerung an Gollwitzer
Gabriele Stötzer: wenn einer der beatles ein IM ...

Re-Maskulinisierung

Nancy Fraser, Frigga Haug, Kornelia Hauser,
Claudia Pinl, Peggy Watson

Régine Azria: Juden und Araber

Ellen Messer-Davidow: Neue Rechte in den USA

35. Jahrgang Heft 6 November/Dezember 1993

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1991/92 geschrieben unter anderen

Günther Anders, Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Brita Baume, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Klaus Briegleb, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Jens-F. Dwars, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Jana Gohrlich, Pablo González Casanova, Stuart Hall, Nancy Hartsock, Wilhelm Heitmeyer, Fredric Jameson, Jürgen Jünger, Mary Kaldor, Eva Kaufmann, Helga Königsdorf, Volker Külow, Georges Labica, Gabi Lindner, Jürgen Link, Alaine Lipietz, Michael Löwy, Mary McIntosh, Norbert Mecklenburg, Jost Müller, Ludmila Nikititsch, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Philippa Rothfield, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Anne Showstock-Sasson, Dorothee Sölle, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Susan Willis, Erich Wulff

Redaktion

Wolfgang Bialas, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann (beurlaubt), Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1993 in 6 Hefen (alle 2 Monate), Jahresumfang 1072 (ca. 996 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM, Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung), Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlag: Johannes Nawrath. Foto: © Dudley Reed: London Library (1986) – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108, Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BIG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: Möllner und Steinhardt oHG, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – November/Dezember 1993. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe Prospekte des VSA-Verlags, des Hänsel & Gretel Buch- und Grafik-Verlages, der edition text+kritik sowie des Argument-Verlages

Editorial	843
Dietrich Goldschmidt: Helmut Gollwitzer	849
Gabriele Stötzer: wenn einer der beatles ein IM gewesen wäre	853
Nachrichten aus dem Patriarchat	857

Re-Maskulinisierung

Peggy Watson Osteuropa: Die lautlose Revolution der Geschlechterverhältnisse	859
Nancy Fraser Clintons Umbau des Sozialsystems	875
Kornelia Hauser Maskulinisierungsprozesse und Frauenforschung	891
Frigga Haug Anmerkung zur Diskussion um die Kategorie »Geschlecht«	899
Frigga Haug Das Bild der Anderen und weibliche Angst	901

* * *

Régine Azria Juden und Araber – Bilder des Anderen und Spiegeleffekte	915
Ellen Messer-Davidow Die Neue Rechte der USA im Kampf um die Hochschulen	925

Kongreßberichte

Flüchtlingskonferenz (A.Hadeed u.a.); Linke Feministinnen (F.Haug); MEGA nach der Wende (R.Hecker); Fünfziger Jahre (A.G.Frei)	943
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

Besprechungen

Marxistische Philosophen; Rhetorik; Peter Weiss; Feministische Medientheorie; Wissenschaft in der Geschichte; Austromarxismus ...	949
Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Jahresinhalt 1993, Summaries ...	995

Besprechungen

Philosophie

<i>Athusser, Louis</i> : Die Zukunft hat Zeit / Die Tatsachen. Zwei autobiographische Texte (<i>G.Düllberg</i>)	949
<i>Deleuze, Gilles, und Félix Guattari</i> : Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie (<i>Ch.Jäger</i>)	951
<i>Deleuze, Gilles, und Félix Guattari</i> : Qu'est-ce que la philosophie? (<i>Ch.Jäger</i>)	952
<i>Sandkühler, Hans Jörg</i> : Die Wirklichkeit des Wissens (<i>F.O.Wolf</i>)	953

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Göttert, Karl-Heinz</i> : Einführung in die Rhetorik (<i>M.Hinz</i>)	955
<i>Kopperschmidt, Josef (Hrsg.)</i> : Rhetorik. Band II: Wirkungsgeschichte der Rhetorik (<i>M.Hinz</i>)	955
<i>Billig, Michael</i> : Ideology and Opinions. Studies in Rhetorical Psychology (<i>K.Roß</i>)	957
<i>Bohleber, Werner, und Jörg Drews (Hrsg.)</i> : »Gift, das du unbewußt eintrinkst ...« Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache (<i>H.Cölfen</i>)	958
<i>Cohen, Robert</i> : Peter Weiss in seiner Zeit. Leben und Werk (<i>B.Kimpfler</i>)	959
<i>Koch, Rainer, u.a. (Hrsg.)</i> : Peter-Weiss-Jahrbuch. Band 1 (<i>S.Kramer</i>)	960
<i>Erbel, Kunibert</i> : Sprachlose Körper und körperlose Sprache. Studien zu »innerer« und »äußerer« Natur in <i>Ästhetik des Widerstands</i> von Peter Weiss (<i>S.Howald</i>)	962
<i>Müller, Jost</i> : Literatur und Politik bei Peter Weiss. Die <i>Ästhetik des Widerstands</i> und die Krise des Marxismus (<i>S.Howald</i>)	962

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Luca, Renate</i> : Zwischen Ohnmacht und Gewalt. Unterschiede im Erleben medialer Gewalt von Mädchen und Jungen (<i>L.Krainer</i>)	964
<i>Röser, Jutta</i> : Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Zusammenhang (<i>L.Krainer</i>)	966
<i>The Sexual Subject. A Screen Reader in Sexuality (B.Hipfl)</i>	967
<i>Pribram, E. Deidre (Hrsg.)</i> : Female Spectators. Looking at Film and Television (<i>B.Hipfl</i>)	967
<i>Brown, Mary Ellen (Hrsg.)</i> : Television and Women's Culture. The Politics of the Popular (<i>B.Hipfl</i>)	967

Geschichte

<i>Schiera, Pierangelo</i> : Laboratorium der bürgerlichen Welt. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert (<i>R.Rieß</i>)	972
<i>Iggers, Georg G.</i> : Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang (<i>F.Hauer</i>)	974
<i>Vargá, Lucie</i> : Zeitenwende. Mentalitätsgeschichtliche Studien 1936-1939 (<i>F.O.Wolf</i>)	975
<i>Sedman Jones, Gareth</i> : Klassen, Politik und Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte (<i>F.O.Wolf</i>)	975
<i>Schulze, Hans K.</i> : Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier (<i>H.Zückert</i>)	977
<i>Nuhn, Heinrich</i> : August Spiess. Ein hessischer Sozialrevolutionär in Amerika. Opfer der Tragödie auf dem Chicagoer Haymarket 1886/87 (<i>J.Dörge-Weidemann</i>)	978
<i>Geyer, Dietrich (Hrsg.)</i> : Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (<i>J.Becker</i>)	979

(Fortsetzung Seite X)

Editorial

Lehrstück: Vier-Tage-Woche

Im Schatten der Wirtschaftskrise findet derzeit eine breite Gegenoffensive gegen Frauen und deren Befreiung statt. Der »back-lash« gegen Frauen kommt auf den verschiedenen Ebenen der Gesellschaft gleichzeitig. Längst überwunden geglaubte Vorstellungen über traditionelle Weiblichkeit feiern Auferstehung. Richter ermannen sich, das Abtreibungsgesetz zu verschärfen, die Zahlenwerke über die ungleichen sozialen Chancen, über Einkommen, über die Armut demonstrieren folgenlos Verschlechterung. Und sogar selbstbewußte Zeugnisse der Frauenbewegung oder -forschung – wie etwa der Differenzgedanke – werden eingewoben in einen Diskurs, in dem patriarchale Gesellschaft sich ihrer selbst neu versichert.

Die Politik um die »Vier-Tage-Woche« gibt wie ein Lehrstück Einblicke in die derzeitigen gesellschaftlichen Umbrüche und die Weichenstellungen für Frauen. Das einfache Faktum: In der Automobilindustrie – bei Volkswagen zumindest – ist es nicht mehr nötig, daß die Arbeitenden an fünf Tagen der Woche arbeiten. Ein Grund zum Frohlocken: Vielleicht bleiben uns mehr, die Umwelt weiter belastende Autos in dieser von solchen Privatfahrzeugen überfüllten Gesellschaft erspart? Oder der Einsatz von rationelleren Produktivkräften hat das notwendige Quantum an Arbeit pro Auto verringert? Eine Diagnose, die wir als Fortschritt zu bezeichnen gewohnt waren. Viele Menschen müssen nicht mehr die meiste Zeit ihres Lebens in gleicher fremdbestimmter Erwerbsarbeit verbringen. Und wir können endlich daran gehen, den riesigen Berg an gesellschaftlich notwendiger, in der Diskussion um Arbeitszeit spontan übersehener Arbeit zu verteilen: in der Reproduktion und Pflege von Menschen, in der Ökologie und im Sozialen. Schließlich wäre der Bereich des Politischen zu demokratisieren.

Genen die Parole, der »Arbeitsgesellschaft sei die Arbeit ausgegangen« wurde in dieser Zeitschrift Mitte der achtziger Jahre ein anderes Arbeitszeitmodell vorgeschlagen und auf die Formel gebracht: für alle vier Stunden herkömmlicher Erwerbsarbeit vier Stunden Reproduktionszeit (hier sind Reproduktionsarbeit, Kultur, Lernen eingeschlossen), vier Stunden gesellschaftlich-politische Arbeit (vgl. Haug, F., in: *Argument* 154, 1985, und 164, 1987). Dabei sollte sichtbar werden, daß es zuviel gesellschaftlich notwendige Arbeit gibt, sobald Arbeit *realistisch* bestimmt wird.

Volkswagen ist noch entfernt vom Vier-Stunden-Tag, zudem sind es nur die VW-Werke und nur gut 100000 Arbeitende sind betroffen. Daß letzteres nicht stimmt, schreibt die wohlinformierte *FAZ* (11.11.1993) auf der Wirtschaftsseite. Freilich berichtet sie die erfreuliche Nachricht von der Abnahme gesellschaftlich notwendiger Erwerbsarbeit als Schurkenstreich. Die Kommentatorin fragt: Wenn es Volkswagen gelänge, »welchem Unternehmen könnte man dann wehren, dem Beispiel zu folgen?« – Und später denunziatorisch: »... die Idee hat schnell über den Norden hinaus Anhänger gefunden«, erwähnt werden Oskar Lafontaine mit seinem Saarland mit »maroden Industrien«, wo dies Schule machen könnte, und der Bergbau im Ruhrgebiet, der dann wieder »neue Perspektiven«

sehe. Letzteres muß verhindert werden, ebenso wie die Rettung »maroder Industrien«. Für solchen Zynismus bemüht die *FAZ* auch einen »Realismus«, freilich einen anderen als den oben in der Betrachtung gesellschaftlich notwendiger Arbeit bemühten. »Realistisch« nämlich ist jetzt: die gesellschaftlich durchschnittliche Erwerbsarbeitszeit konstant zu halten oder zu steigern (Kohl-Modell); bei abnehmender Nachfrage oder bei Produktivkraftherhöhung die Arbeitenden rasch in die Arbeitslosigkeit zu entlassen und den Gesellschaftsvertrag so aufzufassen, daß erst an dieser Stelle der Staat mit der Bundesanstalt für Arbeit und Arbeitslosengeld die gesellschaftlich Ausgesonderten, die Sinnlos-Gewordenen, die spezialisierten Detailarbeiter auf dem Stand von Haustieren hält. D.h. sie sollen essen, mäßig und immer mäßiger wohnen, sich kleiden und sonst nicht viel Aufhebens machen; diskutiert wird, ob man sie einsetzen kann zu Notdiensten. Realistisch ist also die Lehre: Die Entwicklung der Produktivkräfte der Arbeit führt die davon betroffenen Arbeitenden in den Winterstall, vergleichbar Pferden auf dem Altenteil.

Als Hindernisse gegen diese Entwicklung stehen in erster Linie die Gewerkschaften, die solche im Selbstlauf erstrebte Gesellschaft durch »unbotmäßige Tarifforderungen« und jetzt auch noch zaghafte Unterstützung des Volkswagenvorschlages »ruinieren« wollen. Insofern befinden sie sich plötzlich mit dem Tarifgegner »im Schulterschuß«. Gerungen wird um einen Modus, wie die gekürzten 20 Prozent an Arbeitszeit durch Arbeitslosengeld (Bundesanstalt), durch Qualifizierung (ebenfalls staatlich gefördert), Lohnkürzung (Arbeitende) so aufgefangen werden können, daß die Industrie dabei gewinnt. Hier legt die *FAZ* den Finger in die Wunde: Das Geld, wie immer es aufgebracht werde, führe letztlich (über Steuererhöhung und Anhebung der Arbeitslosenbeiträge) zu teureren Produkten (Wettbewerbsfähigkeitsproblem) und zur Vernichtung »rentabler Arbeitsplätze«. Volkswagen soll, verdammt noch mal, entlassen. Der »Realismus« bringt hier als Lehre: Es muß gelingen, eine ganze Gesellschaft dafür zu gewinnen, daß nur überleben soll, wer schnell und rechtzeitig die Konsequenzen aus der einseitigen Erhöhung der Produktivkräfte der Arbeit zu seinen Gunsten bucht: aus dem Elend in der Welt Profit zu schlagen sucht, an Not exportiert, was möglich ist, an Sinnlosigkeit aus der eigenen Fabrik in die Gesellschaft entläßt, was noch gehen kann und dabei produziert und produziert und produziert und die Müllhalden nicht gebrauchter Produkte ebenso zum Überquellen bringt wie den Berg an »Menschenmüll«. Wer so handelt, soll das Gesicht dieser Gesellschaft bestimmen. Denn nur er handelt zeitgemäß.

Zeit und Arbeit, Arbeitszeit sind offenbar die Dimensionen, in denen Gesellschaftsstruktur und -entwicklung, Menschenentwicklung und -schicksal gedacht werden müssen. Hier wird Politik gemacht, gestritten und geschwiegen. Letzteres insbesondere über Frauen. Dabei sind sie einer der Joker, die gebraucht werden, um das Spiel der Legitimierung wenigstens vorläufig zu gewinnen.

Besichtigen wir die Position der gewerkschaftlichen Seite in diesem Feld: »Wir haben Lohnerhöhungen gefordert, wir haben für Arbeitsplatzsicherung gestritten, auf Arbeitszeitverkürzung gedrungen bei vollem Lohnausgleich« (sagt der 1. Bevollmächtigte der IGM-Verwaltungsstelle Berlin in einem Interview im *Neuen Deutschland* vom 10.11.93; es hätte jeder gewerkschaftliche Funktionär zu

jeder Zeit sagen können). Zornig sind nicht allein die Unternehmer und die ihnen verbundene Politik; resignativ blicken die Rentner, die vielen in ungeschützten Arbeitsverhältnissen, die Arbeitslosen – es werden immer mehr, und immer mehr Frauen sind betroffen, überproportional viele – und einleuchtender wird ihnen die Vorstellung, daß die Lohnspirale an ihrem sozialen Schicksal schuld ist, immer ferner der Blick auf die Unternehmergewinne, der vernebelt wird durch den tatsächlichen Ruin von Stahl, Werften, Bergbau und vor allem der Industrie im Osten. Und die Mitglieder der Gewerkschaften? 200 000 haben im letzten Jahr allein die IG Metall verlassen. Ist es tröstlich, zu hören, daß sie nicht uneins waren mit deren Politik, sondern »nur« arbeitslos wurden in überwiegender Zahl? Warum sollten die drei Hauptforderungen der Gewerkschaften auf Ablehnung bei ihrer Klientel stoßen? Ich habe einmal versucht, die Frage andersherum zu stellen und in Kreisen von GewerkschafterInnen und BetriebsrätInnen gefragt, ob sie eine Lohnerhöhung oder eine Reformpolitik vorzögen, die vom Gesundheitswesen über Schulfragen, Probleme der Qualifizierung, der Ökologie, des Verkehrsnetzes, der Einflußnahme auf die Bedingungen der Arbeit und vor allem mehr Information über gesellschaftliche Gesamtarbeit reichte? Wundert es, daß niemand die Lohnseite wählte? Die Politik, auf Biegen oder Brechen denselben Arbeitsplatz mit mehr Lohn und weniger Zeit halten zu wollen, geht mit Notwendigkeit auf Kosten all derer, die sich dem traditionellen Heer der Arbeiter nicht einordnen, und das sind immer mehr. Schon vergeht die Warnung vor der Zwei-Drittel-Gesellschaft als Optimismus. Schon im eigenen Land werden es mehr werden und weltweit ohnehin. Blicken wir noch einmal auf den Metalller, der seine Lohntüte als Beweis seiner Männlichkeit und seiner Fähigkeit als Ernährer nach Hause trägt, und für den jetzt die Frage, ob er mit kleinerem Beutel das gleiche Haus mit mehr Freizeit überhaupt noch genießen kann, eindeutig negativ ausfällt. Je mehr Zeit er zur Verfügung hat, desto mehr Geld braucht er, wenn er etwas mit ihr anfangen will. Der solcherart besorgte Blick kommt wiederum aus männlicher Perspektive. Wieso eigentlich diskutieren wir die Vier-Tage-Woche anstelle des Vier-Studentages? Die unendliche gesellschaftlich ungetane oder den Frauen zum Teil unbezahlt aufgeladene Arbeit fällt nicht einfach am Wochenende an, sondern alltäglich. Eben solches gilt für das Leben und wie man es verbringt. Gilt für den Bereich des Politischen, für Kultur und Ökologie. Wir erinnern, daß wir nicht zuwenig, sondern zuviel Arbeit haben. Sie erscheint als zuwenig, wenn wir einzig auf derzeit bestehende Arbeitsplätze blicken und auf ihre Inhaber, als sei beides unauflöslich und ewig gleichbleibend, gleichgültig wie menschenwürdig, wie nötig, wie gesellschaftlich sinnvoll ein solcher Platz ist. Ist aber der Blick erst einmal fixiert auf jenen Arbeitsplatzinhaber mit einem gewissen Anspruch und vor allem mit Familie und Schulden, ergeben sich einige derzeit stets schneller eskalierende Entwicklungen fast von selbst.

Bei einer Verschiebung im gesellschaftlichen Arbeitsplätzebedarf erscheint es sofort als vernünftiger, wenigstens die Plätze der Familienoberhäupter zu sichern – schon wächst die Zahl der weiblichen Arbeitslosen sehr viel schneller als die der männlichen. Es ist ohnehin an der Zeit, daß die Frauen sich um einen Mann als Ernährer bemühen, da ihr Lohn bei den meisten zur eigenen Existenz nicht

ausreicht. Der Wunsch danach wird als überwunden abgetan und als unmodern gewordenen Single-Dasein in den Bereich der Vorgeschichte der Jetztzeit verwiesen (vgl. etwa unter vielen anderen *Für Sie* 16/93). Bei zunehmender Arbeitslosigkeit von Frauen und schrumpfenden Haushaltseinkommen heißt es ohnehin eine Kehrtwendung machen und sich auf häusliche Sparsamkeit besinnen. Essen, Kleidung, Kranken- und Altenpflege, Kinderaufzucht – alles wird »billiger«, wenn eine Hausfrau sich dessen annimmt; sie wird notwendiger, je mehr die Mieten steigen, die Einkommen trotz steigender Kosten schrumpfen und der Sozialabbau fortschreitet, obwohl zugleich ihr in flexiblen Teilzeit-Arbeiten errungener »Zuverdienst« überlebensnotwendiger wird.

Im Umbruch der Gesellschaft sind die Weichen gegen Frauen gestellt. Traditionelle Weiblichkeit ist gefragt, wo die Wunden, die die Gesellschaft schlägt, zur Heilung anstehen. Dabei hat es zunächst optimistisch begonnen: die Vereinigung der beiden Deutschland und die vielen damit verbundenen Hoffnungen; die Abnahme gesellschaftlicher Erwerbsarbeit und die damit mögliche Freisetzung für die viele Arbeit, die als notwendig erkannt wird, wenn man erst das »ökonomisch Notwendige« getan hat: im Ökologischen, im Sozialen, in der Menschheitsentwicklung, in Politik. Daß eine solche Umwälzung nicht so gewaltig sein und daher bloße Utopie bleiben muß, belegen u.a. die Umbrüche und Reorganisationen gesellschaftlicher Arbeit, die zur Zeit geplant vonstatten gehen. So etwa die gigantische Restrukturierung und Grenzverschiebung zwischen privat und öffentlich durch Verwandlung von Staatsfunktionen in private Angelegenheiten.

Eine Neubestimmung gesellschaftlicher Arbeit, eine Neuorganisation der notwendigen Arbeitsplätze und der gesellschaftlichen Verhältnisse von Reichtum und Armut, eine allgemeine Verlängerung/Verkürzung des Arbeitstages und die Verallgemeinerung aller Aufgaben auf alle, kurz: eine Beratung von Frauen über Zivilgesellschaft steht an.

Am 8. März ist Frauenstreiktag. 1994 soll das Jahr der weiblichen Gegenwehr werden (Kontaktstellen sind: das Berliner Büro des UFV, Tel. 030/229 1753, und das Streikkomitee Köln-Bonn c/o *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Niederichstraße 6, 50668 Köln).
Frigga Haug

Zum vorliegenden Heft

Die Beiträge in diesem Heft analysieren den »back-lash« gegen Frauen international, im Prozeß der Kapitalisierung der patriarchalen Sozialismen, im Kulturellen und Symbolischen.

Die englische Sozialwissenschaftlerin *Peggy Watson* zeigt, daß der Wandel in den Beziehung zwischen öffentlichem und privatem Bereich ein zentraler Aspekt im Veränderungsprozeß in Osteuropa ist, und daß die Ausgrenzung der Frauen und Abwertung weiblicher Identität kein zufälliges, sondern eher ein konstitutives Merkmal der Demokratisierung in Osteuropa ist. Diese Sicht unterscheidet sich von bisherigen Untersuchungen, die sich ausschließlich auf die Umstrukturierung des öffentlichen Bereichs konzentrieren. Der Artikel beschreibt das sich verändernde Wesen des Patriarchats in Osteuropa und erklärt, warum dieser Wandel bisher keinen ernsthaften Protest aus feministischer Sicht hervorgerufen

hat. Zu diesem Zweck wird erhellt, wie die formalen Strukturen des Staatssozialismus zur Stärkung von Neotraditionalismus und traditioneller Geschlechtsidentität geführt haben und gleichwohl letztere auch wesentlicher Motor für Veränderungen gewesen ist. Watson betrachtet die lautlose Revolution in Osteuropa de facto als drastische Illustration des Maskulinismus im Kern der westlichen Demokratie.

Die US-amerikanische Soziologin *Nancy Fraser* prüft, wieweit und wohin der Umbau des Sozialsystems durch Clinton geht. Dafür zeichnet sie noch einmal die Hauptmerkmale des Anti-Wohlfahrtsstaates unter Reagan und Bush nach: das Setzen auf den Individuallohn, statt auf staatliche Sozialleistungen, Ökologie, Kultur gepaart mit dem Erstarren der Familie; die Privatisierung vieler staatlicher Dienstleistungen mit der Verwandlung auch von Bildung in eine Ware und das Setzen auf den Vertrag, statt auf Wohltätigkeit. Fraser führt vor, inwieweit Clinton diese Posten verschiebt und welche Bevölkerungsgruppen zu den neuen Verlierern werden. Schließlich entwickelt sie Grundpositionen einer sozialistisch-feministischen Politik.

Kornelia Hauser führt zunächst eine Reihe von Thesen und Material aus Susan Faludis Buch *Die Männer schlagen zurück* vor: den Gegenschlag der verlorenen Generation weißer Männer in den USA, die ihren Mißerfolg durch Bekämpfung der Errungenschaften der Frauenbewegung rächen. Sie referiert die Fabrikation von »neuen« Frauenbildern durch die Sozialwissenschaften und den Gebrauch von Frauenforschungswissen gegen Frauen vor Gericht und im Gesetz. Sie schließt eine Kritik einer männlichen Beschäftigung mit Geschlechterverhältnissen an, um schließlich feministische Wissenschaft von akademischer Frauenforschung politisch zu unterscheiden.

Frigga Haug führt als *einen* Nährboden für die gegenwärtigen Ausschreitungen von Gewalt und Rassismus die Geschlechterverhältnisse vor. Auch hier werden die wechselseitigen Zuschreibungen von Minderwertigkeit, mit der »Natur« des anderen Geschlechts begründet. Am Beispiel von weiblicher Angst zeigt sie die Entstehung von Männerbildern, die u.a. Frauen in ihren Begegnungen mit Männern anderer Ethnien blockieren. Sie führt an einem Beispiel das Zusammenwirken von Rassismus und Sexismus vor.

In ihrer Anmerkung zur Diskussion um die Kategorie Geschlecht interveniert sie in die gegenwärtige Diskussion um den Geschlechtsbegriff mit dem Vorschlag einer taktischen Verbindung verschiedener Ansätze.

Régine Azria zeigt, daß die Bilder von Arabern und Juden in der Geschichte unverstänglich bleiben, wenn man dieses Verhältnis nicht zugleich als wechselseitigen Prozeß und als bezogen auf den Okzident, auf Kolonialmächte untersucht. Azria schreibt vom Standpunkt einer französischen Jüdin und in der Perspektive der Verständigung der jüdischen und arabischen Völker.

Ellen Messer-Davidow untersucht an umfangreichem Material, durch welche Mittel und Methoden die Liberalisierung der Schul- und Colleegeerziehung in den USA rückgängig gemacht wird. Sie zeigt, wie eine organisierte »Rechte« durch Stipendien, Zuschüsse an Schülerzeitungen, Plazierung von Themen und unter Ausnutzung der Debatte um »political correctness« Schul- und Hochschulpolitik zu manipulieren versucht.

Verlagsmitteilungen

In der *Neuen Folge* der *Argument-Sonderbände* erscheint jetzt *Verbotene Spiele: Theorie und Praxis antirassistischer Erziehung* des englischen Soziologen Philip Cohen. Grundlage des Buches sind detaillierte Untersuchungen rassistischer Alltagskulturen an Londoner Schulen. Über die theoretischen Analysen hinaus enthält der Band Materialien, die auch für den Unterricht an deutschen Schulen verwendet werden können.

Das *Forum Kritische Psychologie 32* widmet sich den Schwerpunkten »Praxisforschung und Psychologiekritik«, »Musiklernen« und »Asyldebatte«. Das *Jahrbuch Kritische Medizin 21* stellt die »Arzt-Konsument-Verhältnisse« in den Mittelpunkt. *Gulliver 34* reflektiert unter dem Titel *Victorianism Re-Visited: Geschlechterverhältnisse in Kultur und Literatur* neue Erkenntnisse und Forschungsansätze im Hinblick auf das Viktorianische Zeitalter.

Wir beginnen jetzt mit unserer neuen Reihe *Feminismus als Gesellschaftskritik – Coyote-Texte*. Hier wollen wir aktuelle Landgewinnungsansätze von Frauen in den Wissenschaften zusammen mit KlassikerInnen feministischer Theorie herausbringen. Zum Jahreswechsel werden die ersten drei Bände vorliegen:

In *Wann, wenn nicht jetzt! – Für einen öko-sozialistischen Feminismus* untersucht Mary Mellor die Grenzen einer jeweils rein ökologischen oder feministischen oder sozialistischen Gesellschaftskritik. Einzelnen führen diese Ansätze notwendig zu rassistischen, sexistischen oder anti-ökologischen Resultaten. Mellor entwirft ein alle drei Stränge verbindendes Politikkonzept, macht konkrete Vorschläge und nennt vor allem die Subjekte, die das verwirklichen können, weil sie es nötig haben.

In der aktuellen Bilanz der Gleichstellungspolitik forscht Cynthia Cockburn: *Blockierte Frauenwege – Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern*. Ihre empirische Untersuchung mit Interviews in der Gewerkschaft, einem Kaufhauskonzern und Behörden untersucht männliches Verhalten zu Gleichstellungsinitiativen und analysiert die Blockierungen.

Sheila Rowbotham schrieb mit *Nach dem Scherbengericht – Über das Verhältnis von Feminismus und Sozialismus* bereits Ende der siebziger Jahre eine Kritik der Machtbeziehungen, die den Slogan »Das Persönliche ist politisch« in den Fängen unterschiedlicher Zeitlogiken blockiert sieht. Ihr Fazit: Es ist einfach, eine Struktur zu verändern, im Verhältnis zu der Zeit, die es braucht, die eigene Persönlichkeit umzubauen!

Zum Jahresende erscheint ferner das Buch der feministischen Literaturwissenschaftlerinnen Marion Shaw und Sabine Vanacker: *Miss Marple auf der Spur* (AS Neue Folge 206). Die Autorinnen zeigen die Entwicklung von Agatha Christies Lieblingsdetektivin vor dem Hintergrund der Bedeutung des Genres, der gesellschaftlichen Umstände, Frauenleben zwischen den Weltkriegen und Christies eigener Biographie; sie folgen Miss Marples Spuren bis zu heutigen Frauenkrimis.

Von den letztgenannten sind bei *Ariadne* soeben zwei neue erschienen: *Schwestern der Straße* von Barbara Wilson (Ariadne 1049) ist die Neuübersetzung ihres zweiten Pam-Nilsen-Krimi-Romans. Die international bekannte Spezialistin für Krimis um Frauenfragen führt ihre lesbische Heldin in einem spannenden Mordfall an die Widersprüche zwischen politischen Ansichten über Prostitution und der von Frauen auf dem Strich gelebten Wirklichkeit.

Ein ganz besonderer Krimi ist Ariadne 1048: *Die gefrorene Charlotte* von Dagmar Scharsich. Die Autorin ist in Magdeburg geboren, studierte Kulturwissenschaft und ist heute Schriftstellerin. Sie verbindet die Krimihandlung über zwielichtige Geschäftemacher in Sachen Antiquitäten mit der Darstellung der Geschehnisse in Berlin (DDR) kurz vor Mauerfall. Wird die stille Cora Ost die Verstrickungen entwirren können? Ein literarisch vorzüglicher Wende-Frauenkrimi, spannend, brisant und humorvoll.

Dietrich Goldschmidt

Helmut Gollwitzer

29. Dezember 1908 – 17. Oktober 1993

Wir trauern um Helmut Gollwitzer und versuchen, uns zu vergegenwärtigen, was er unverwechselbar für seine Universität, in Sonderheit für die Studentenbewegung, für seine Kirche, für Berlin, für Deutschland in West und Ost bedeutet hat.

Nach dem ersten gemeinsamen öffentlichen Auftreten einer Arbeitsgruppe »Juden und Christen« auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag, Berlin, Juli 1961, saßen wir zu dritt im Hotel am Steinplatz: Helmut Gollwitzer, einer der Initiatoren der neuen Begegnung von »Juden und Christen«, Joachim Beckmann, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, und ich. Gollwitzer rechnete damit, daß er zum Nachfolger seines Lehrers und Freundes Karl Barth nach Basel berufen werden würde, und fragte, ob er gegebenenfalls annehmen sollte. Darauf Beckmann sinngemäß: »Helmut, gehst Du nach Basel, so wirst Du – wie so manche andere – eine Dogmatik schreiben. Laß sie es tun. In Berlin bist Du unersetzlich als Theologe, der die christliche Stimme innerhalb und außerhalb der Universität unüberhörbar zur Geltung bringt und sich im Sinne Martin Buberscher Theopolitik in die öffentlichen Angelegenheiten einmischt.« Die Baseler Herren nahmen Gollwitzer die Entscheidung ab: Der Ruf blieb aus, weil man dort seine Einstellung zum Kommunismus »unklar« fand. Nach seinen eigenen Worten wurde er so davor bewahrt, »Professorentheologie für Theologieprofessoren« zu schreiben. Gollwitzers Entwicklung ist durch markante Erfahrungen im Lauf seines Lebens gekennzeichnet, die ihn zu jener einzigartigen Persönlichkeit im öffentlichen Leben haben werden lassen, als die er von den einen als hochrangiger Wissenschaftler respektiert und als prophetischer Prediger verehrt, von anderen als sozialistischer Idealist und Unruhestifter abgewiesen, aber von zahlreichen ehemaligen Schülern und Studenten als väterlicher, ja, brüderlicher Freund und Fürsprecher geliebt worden ist.

Als Sohn eines Pfarrers wurde er 1908 in Bayern geboren und ist dort aufgewachsen. Er hat überwiegend in Erlangen studiert, hat dort 1932 sein erstes Examen abgelegt. Gollwitzer hat in seiner lebenslangen weltoffenen Entwicklung seine lutherische Basis nie preisgegeben. In Bonn war er 1930 erstmals Karl Barth begegnet. Langjährige Freundschaft, theologische Verwandtschaft und politische Affinität nahmen hier ihren Anfang. Eine weitere Wegmarke seines Studiums wurde ein Semester in Jena bei Friedrich Gogarten: Durch Lektüre Ferdinand Ebners wurde er mit Martin Bubers Philosophie des Ich-Du-Verhältnisses und des Dialogs vertraut. Neben der Wahrnehmung verschiedener beruflicher Stationen gelang es ihm 1937, bei Karl Barth zu promovieren. Seine Dissertation »Coena Domini« trug den bezeichnenden Untertitel »Die altlutherische Abendmahlslehre in ihrer Auseinandersetzung mit dem Calvinismus, dargestellt an der lutherischen Frühorthodoxie«.

1933 wandte sich Gollwitzer der Bekennenden Kirche zu. Im Kirchenkampf der Nationalsozialisten 1937 aus Thüringen ausgewiesen, wurde er nach Niemöllers

Verhaftung im Juli 1937 mit dessen Vertretung in der Gemeinde Dahlem betraut. Hier beteiligte er sich an der Hilfe für Judenchristen und Juden. Damit war eine weitere Weiche für sein ganzes Leben gestellt.

Am 5. Dezember 1940 wurde Gollwitzer zur Wehrmacht einberufen, zunächst als Infanterist, dann als Sanitäter eingesetzt. Im Mai 1945 geriet er in das Elend russischer Kriegsgefangenschaft, aus der er erst am 31. Dezember 1949 heimkehrte. Sein vielfach aufgelegter Bericht »... und führen, wohin du nicht willst« zeichnet sich aus – charakteristisch für Gollwitzer – durch seine Achtung vor, ja, seine Liebe zu den Russen, seine Skepsis gegenüber dem real existierenden kommunistischen System und durch seinen Eifer, die Werke der marxistischen Theoretiker zu studieren. Aus diesem Studium erwuchs sein lebenslanges Bemühen um einen fruchtbaren Dialog zwischen Christen und Marxisten, wie er unter seiner Beteiligung besonders in der Prager Christlichen Friedenskonferenz stattfand.

Dieses Bemühen führte auch zu seiner Förderung des *Argument*. Seit der Gründung dieser zunächst linksliberalen, doch bald marxistischen Zeitschrift hat er viele Jahre zu ihren ständigen Mitarbeitern gehört. Sie war für ihn ein Forum zur Klärung sozialphilosophischer, vor allem marxistischer Fragestellungen. Als leidenschaftlicher Meister freimütiger Debatten drang er darauf, daß u.a. »die Diskussion, die nötig ist« – »gemeinsam« geführt wird, nicht in jedem der beiden Lager ... getrennt und gegeneinander« (Sowjetkritik und Antikommunismus, in: *Argument* 113, 1979, 82ff.). Seine große Weltoffenheit und sein Engagement für soziale Gerechtigkeit zeigten sich auch in seiner wiederholten Mitwirkung bei der »Volksuniversität« jeweils während der Pfingstwoche in Berlin. In einer bewegenden Sympathieerklärung für Gollwitzer anlässlich dessen achtzigsten Geburtstages hat der atheistische Linke Wolfgang Fritz Haug Gollwitzers weite Zugänglichkeit und Verständnis für jeden, der ihm begegnete, gerühmt: »Er war der Seelsorger der Studentenbewegung« (*Argument* 172/1988, 797).

Zurück zur Chronologie: 1950 begann Gollwitzer als Professor für Systematische Theologie an der Universität Bonn zu lehren und trat bald als nimmermüder Gegner deutscher Wiederbewaffnung und jeglicher atomarer Waffen in der Öffentlichkeit hervor. 1957 folgte die Übernahme der Professur für Evangelische Theologie an der FU Berlin, die er bis zu seiner Emeritierung 1975 wahrgenommen hat. Wir erinnern uns zunächst zahlreicher politischer Einmischungen, so besonders bedeutender Daten und Einflüsse: 1967 als »Anwalt« demonstrierender Studierender; 1968 Trauerrede auf den von einem Polizisten erschossenen Studenten Benno Ohnesorg; 1968 während der Osterunruhen auch Auftritt mit Bischof Kurt Scharf in der Technischen Universität, um die Studierenden nach dem Attentat auf Rudi Dutschke vor Ausschreitungen zu bewahren; 1976 Grabrede für Ulrike Meinhof mit dem Bekenntnis »Jeder Mensch ein Gottesmensch«; 1980 Beisetzung des ihm zum Diskussionspartner und Freund gewordenen Rudi Dutschke, der ganz in der Nähe von Brigitte und Helmut Gollwitzer in Dahlem bestattet wurde; 1981 aus Solidarität mit den Hausbesetzern Einzug in deren Haus in Berlin-Kreuzberg mit einer Matratze auf den Schultern.

Gollwitzer hat seine verständnisvolle und vermittelnde Haltung gegenüber den revoltierenden Studenten wiederholt dargelegt, so im *Tagesspiegel* (16.2.1969): Die Universität versage vor allem vor der Aufarbeitung der Geschichte, vor der

Frage nach dem Sinn der Wissenschaft und deren gesellschaftlicher Verantwortung, vor der notwendigen Reform des Lehrbetriebs: »Wir Älteren haben an uns strengere Anforderungen zu stellen als an die Jüngeren. Von uns, nicht von ihnen, haben wir zuerst Verstehen und unermüdliche Geduld zu verlangen; sie haben wir zugleich als gleichberechtigte Partner *und* als unerfahrene Jugend anzusehen.« Seine politische Nähe zu Studenten wie Rudi Dutschke zeigt sich in seinem Bekenntnis zu einem Satz Adolf Grimmes aus dem Jahr 1946: »Sozialisten können Christen sein; Christen müssen Sozialisten sein.« (»Muß ein Christ Sozialist sein?« In: *Festschrift für Kurt Scharf*, 1972, 151)

Gollwitzer war kein Mann des unreflektierten politischen Aktionismus, sondern der wachen Reaktion bei gleichzeitiger ständiger Reflexion in einem weiten Spektrum. Seine Bibliographie zählt über eintausend Titel: Bücher, Aufsätze, Kurzartikel, Rezensionen. Seine Hauptwerke lassen sich nach Friedrich Wilhelm Marquardt in folgende grobe Ordnung bringen (Bibliographie Gollwitzer, 1988, 27): Prolegomena zur Dogmatik: *Denken und Glauben*, hervorgegangen aus einem philosophisch-theologischen Disput mit Wilhelm Weischedel, 1965; Gotteslehre: *Die Existenz Gottes im Bekenntnis des Glaubens*, 1963; Christologie: *Von der Stellvertretung Gottes*, 1967; Versöhnungslehre: *Krummes Holz – aufrechter Gang – zur Frage nach dem Sinn des Lebens*, 1970; Forderungen der Freiheit: *Aufsätze und Reden zur politischen Ethik*, 1962.

Vielfältige, leidenschaftliche Begegnungen Gollwitzers mit dem Judentum – sei es in Israel, sei es in Deutschland vor allem auf den Kirchentagen – spiegeln sich hauptsächlich in den Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. In ihrem Auftrag hat Gollwitzer zusammen mit der jüdischen Politologin Eleonore Sterling 1966 den Sammelband *Das gespaltene Gottesvolk* einschließlich eigener Beiträge herausgebracht. Von grundsätzlicher Bedeutung ist Gollwitzers Auseinandersetzung mit dem Rabbiner Robert Raphael Geis: der sogenannte Purim-Streit um die Zulässigkeit von christlicher Judenmission (*Leiden an der Unerlöslichkeit der Welt – Robert Raphael Geis 1906-1972*, D. Goldschmidt [Hg.], 1984, 225-275). Deren Ablehnung ist unabdingbare Voraussetzung für die Arbeit der Arbeitsgemeinschaft. Ohne sich dieser Position ganz anzuschließen, findet Gollwitzer zu einer den Streit abschließenden brieflichen Äußerung vom 3. Juni 1964, die der jüdische Partner mit vielem Dank akzeptiert: »Vielleicht sind wir in dem, was wir sagen können, am Ende dieses Prozesses nicht näher beieinander als bisher, aber wir sind andere, nicht mehr die Bisherigen – und vor allem: wir sind über die Distanz dessen, was wir sagen können, im Leben beieinander, Brüder geworden; das ist das Ökumenische, was ich jetzt in Ansätzen geschehen sehe, genau so, wie in der christlichen Ökumene auch, ein sehr wichtiger Vorgang, von Gott her kommend, und das gehört zum Tröstlichsten in dieser untröstlichen Zeit.« (273)

Aus dem Werk Gollwitzers sei hier auch seine sehr bezeichnende Antwort auf die Frage nach Sinn und Hoffnung im menschlichen Leben herausgegriffen. Immer wieder sieht er sich von der politischen und gesellschaftlichen Situation, wie sie sich ihm aufdrängt, herausgefordert, »einerseits aufzuspüren, wie es auch im Politischen dem einzelnen Leben um Sinnengewinnung geht: darum also dieses Einzelne gegen die Aufsaugung durchs Kollektiv zu verteidigen und zur Geltung

zu bringen. Andererseits wurde mir wichtig«, so schreibt er, »der gesellschaftlich-politischen Zielsetzung als Hoffnung für die in gegenwärtiger Sinnlosigkeit sich zerreibende Einzelexistenz nachzugehen mit der Frage nach dem Grund, aber auch nach der Grenze dieser Hoffnung.« (*Krummes Holz* . . . , 9).

Altes und Neues Testament gehören für ihn gleichwertig zusammen. Der eschatologischen Hoffnung und Aufhebung von Leid und Geschrei am Ende der Zeiten stehen Weisung und Verhalten gegenüber, täglich zum Guten und auf ein endliches Heil aller Menschen, auf »Veränderung im Diesseits« (*Veränderung im Diesseits – politische Predigten*, 1973) hinzuwirken. Die Auflösung zwischen Hoffnung für diese Zeit, diese Gesellschaft und Hoffnung für das Ende der Zeiten mußte Gollwitzer uns schuldig bleiben. In der Praxis gibt es allerdings für Gollwitzer, den Anwalt des Rechts der anderen, keinen Zweifel; er nimmt Partei für die Kritiker unserer Gesellschaft; nur so wird er für die anderen etwas tun können. Und gefragt nach der großen Perspektive, die den Christen erlaubt, nicht gebeugt vom Zweifel am Sinn dieser Welt wie krummes Holz dazustehen, sondern den aufrechten Gang derer zu gehen, die sich des Sinns ihres Lebens gewiß sind, gibt er eine wahrhaft jüdisch-christliche Antwort: »Die biblische Botschaft aber spricht zu uns nicht als zu Betrachtern, sondern zu uns als zu Existierenden; sie gibt uns nicht, was wir als Betrachter verlangen, sondern was wir als Existierende heute brauchen; sie beantwortet uns nicht alle wichtigen, sondern nur die unaufschiebbar dringlichen Fragen.« (*Krummes Holz* . . . , 377)

Zu den vielfältigen weiteren Engagements Gollwitzers, die stets seine groß-erzige Freundschaft einschlossen, müssen Stichworte genügen: so vornehmlich sein Einsatz in der genannten Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen«, in der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, beim Komitee für Grundrechte und Demokratie, zusammen mit seiner Frau in der Gustav-Heinemann-Initiative und mit ihr auch Teilnahme an Ostermärschen und 1983 an der Sitzblockade Mut-angen. Zu seinen Ehrungen zählen die Ehrendoktorwürde der Universitäten eidelberg (1954), Glasgow (1956), Aberdeen (1966) sowie die Buber-Rosen-zweig-Medaille (1973), die Carl-von-Ossietzky-Medaille (1974) und die Ernst-Reuter-Plakette der Stadt Berlin (1989).

Zu gedenken ist vor allem auch Gollwitzers Lebensgefährtin Brigitte. 1951 hatten sie geheiratet. Ihre stetige Zuwendung gab seinem vorwärts drängenden Temperament Halt. Ihr Tod am 1. Oktober 1986 wurde für Helmut zum Anlaß, sich schrittweise aus seinen Verpflichtungen zu lösen. Die Alterserscheinungen nahmen zu; er ertrug sie klaglos; er sah sich auf dem Weg zu seinem Herrn.

Nach seinem Tod fand sich auf seinem Bett der Brief eines Schulbuchverlegers mit der Bitte um die Erlaubnis zum Nachdruck folgender Äußerung aus dem Jahr 1975. Dieses Zitat sagt über Helmut Gollwitzer mehr, als Dritte auszudrücken vermögen: »Habe ich eine Begabung, dann ist das im Leib Christi eine Stufe nach unten, nicht eine Stufe nach oben. Dann bin ich tauglich zum Diener, nicht zum Herrn. Dann gibt das nicht mir das Recht, von dem andern mehr zu verlangen, sondern es gibt dem andern das Recht, mich mehr zu beanspruchen. Das Glück, das mit einer Begabung sicher verbunden ist, besteht nicht mehr darin, mehr zu haben von den anderen, sondern mehr zu sein für die anderen.«

Gabriele Stötzer

wenn einer der beatles ein IM gewesen wäre

kotzübel nachts gespalten in aufwachen und träume reflektieren und ablenken und dabei bleiben und ein stück weiterkommen vom aufreißenden selbstquälen die realität zu erkennen

da ist einer er sagt du glaubst doch nicht daß ich was gegen dich gesagt habe ich doch nicht

einer guckt mich an und sagt glaubst du wirklich ich war dabei und ich schaue ihn an und wir schauen uns beide nicht an und reden was in eine welt hinein die wir nach dem aufstehen verlassen

wenn einer den beatles IM gewesen wäre

natürlich war in einer Gruppe von 3 leuten mindestens einer bei der stasi und die beatles waren 4

einer hätte sich immer mit ihnen treffen müssen hätte schwierigkeiten gekriegt man hätte ihn abgeholt und er hätte über alle reden müssen erst die fernern dann die nahen dann die freunde dann die geliebten erst die zufälligen mit denen er zu tun hätte und dann die anderen auf die er angesetzt wäre man hätte den einen beatle auf die stones angesetzt in dem moment wenn sie noch aufeinander geschimpft hätten hätte ein beatle geklingelt und hätte da gestanden und hätte einen stone gefragt soll ich kann ich bei euch mitmachen der helle beatles klang wäre dunkler geworden und hätte sich etwas gehärtet so wären die rundköpfe und die spitzköpfe aufeinandergestoßen und hätten sich selber nicht mehr so bekämpft sondern der kampf wäre in die hände der marionettenführer hinter ihnen gekommen

schreibtischkämpfer die die jugend regierten selbst nicht jung weil parteilich gebunden hätten junge relegiert

die einen erziehen die anderen ziehen aus

ein sich bewegendes heer überläufer mit informationen und legenden gespickt

ritter raubkämpfer die immer die inszenierte menschliche tragödie den menschen vermittelten

die kastrierten kastraten schreiten ein verpuppen die problematischen und stellen sie kühl

man sagt oder die IMs sagen von sich sie hatten keine freunde weil jede nähe sofort ein druck war den nächsten zu verraten

sie ließen sich bestimmte sachen nur sagen gegen widerstand sie waren die spröden denen man einen geheimen platz im anderen geheimnisvollen leben zuordnen mußte imaginäre stasispiele in geheimen wohnungen mit führungs-offizieren die wieder einmal die väter ersetzten

stasiväter stasibrüder eine stasifamilie imitiert familienkraft

IM = inoffizieller mitarbeiter der stasi

stellen wir uns vor ein beatle wäre IM geworden er hätte seine mitspieler nicht
 mit sich geärgert das hätte er ihnen erspart sondern mit dem geheimnis das die
 berichte für die stasi waren
 er hätte nicht sich gesagt sondern deren gedanken und legenden
 er hätte keine freunde gehabt weil er die ja verraten mußte er hätte nur geliebte
 gehabt die er unbedeutend gehalten hätte wegen der großen stasigefahr
 yoko ono wäre nicht möglich gewesen
 ein beatle bei der stasi wäre selbst kein freund gewesen
 ein beatle bei der stasi hätte verfolgungswahn gehabt über den er nicht reden
 könnte
 er hätte den mädchen gar nichts von sich sagen können fragen sehnsüchte
 liebenssprachen entwickeln
 weil die stasi sind die väter
 die beatles hätten nicht die mädchen und die jungen um sich berühren können
 mit eigenen worten
 die generation der hippies gegen die väter wäre nicht gekommen weil die väter
 die jugendlichen schon in den griff gekriegt hätten und dann wäre altes väter-
 bier über die mikrofone geflossen
 die generation der sechziger hätte sich nicht so konsequent von ihrer alten ge-
 neration gelöst und hätte keine eigenen worte gefunden
 die generation der sechziger hat nur sich selber verführt
 bei der stasi herrschte päderastie vor allem den jungen jungen gegenüber und
 die wortpenetrierten jungen mit altem samen im arsch setzten überlebte blüten
 in die luft schaumschläger luftküsse
 IMs sagen heute ich hatte 10 jahre keine träume
 stellt euch die beatles ohne träume vor ohne ihre liebesvorgaben
 einfache worte hätten sie nie singen können i love you solche ungedeckten sätze
 hätten nie die welt erblickt die einfachheit ist geköpft im netz der verräter-
 verknüpfungen die gefühle sind gespalten und der kopf entspringt einem
 schönheitsideal von mutti und papa
 mit der stasi sind in den sechziger jahren die vierziger gekommen und jetzt in
 den neunziger jahren sind die siebziger dran die stasi hat alles um den väter-
 blick verzögert
 wenn die beatles alle IM gewesen wären wären sie keine freunde und gemein-
 sam sondern einsam kämpfende gewesen
 ohne freude arroganz und eigene lust
 den beatles hätte es die worte verschlagen über menschliche umstände zu
 reden oder gar zu singen
 der rhythmus ist ein körper und worte an verräter sterilisieren sich selbst
 die sinnlichkeit ist worte zu finden die sofort bilder in den vorstellungen der
 anderen provozieren
 in der stasi gab es worte als konstruktion des verrats
 bei den beatles gab es worte mit hoffnung und spaß
 ernst ist das leben der verräter sie müssen immer aufpassen und das wort von
 dem bild was weiterführende wahrheit ist trennen

verräter können nichts behalten nicht ihre träume entwickeln oder ihre sehnsüchte im gestrüpp der anderen hoffnungssuchenden aufreißen
die sechziger jahre waren ein ausbruch aus den vätergedanken
im osten wurden die revoltierenden wieder eingefangen mit den langbärtigen gedanken in eine deutsche falle gelockt
die engländer hatten gut daran zu tun verstoßen zu sein in ihre einsamkeit unbeaufsichtigter jugend
sie konnten noch echt verzweifelt sein oder verträumt oder jung oder idealisiert
ich kenne ein IM der war sänger aber er konnte ab irgendwann nichts mehr sagen er suchte fremde texte die er beim erhalt aber leider abführen mußte
eine interpretation ohne ich sagt fremdes in deutsch
magielose worte weil verräterisch
die worte der verräter haben keine bilder
die worte der verräter haben kein gefühl
die worte der verräter sind kompliziert sie gehen nicht von der situation aus die gerade ist
worte der verräter können nicht fliegen weil ihr hier gar nicht da ist
worte der verräter schlagen zu und um
worte der verräter sind brutal
worte mit sinn sinnworte sinnbilder wortbilder
ein beatle der ein sänger war und sich die seele aus dem leib singt
ein sänger mit seele
ein sänger mit unterleib und übersinn geht in die leibsinnsprache ein und fliegt davon aus in eine neue welt der neugeborenen
die stasi ist ein päderastischer verein
die jungen zu früh vergewaltigt
sperma in veralteter form hinten rein
erübrigt vorne das ausstoßen
wasserfluß samenschuß in die herzen
wenn einer der beatles bei der stasi gewesen wäre hätte es ihm nach dem dritten lied schon die sprache verschlagen
und sie hätten ihn schon gemäßigt nicht der welt sondern sich oder den anderen gleichaltrigen zu mißtrauen
es wäre keine front gegen die alte generation geworden mit hoffnung auf eine neue zukunft
zukunft ist now sagten sie
aber die stasi mußte erst die ideale der 20er dreißiger 40er jahre wiederholen der wartenden in den gefängnissen oder den emigrationen auch dort konnten die väter nie jung sein weil kriegler oder vertriebene
weil die väter in der jugend nicht zu sich kommen konnten durften es die söhne auch nicht
deutschland die väter sind auferstanden
sie fummeln an den mündern der kinder rum
wenn die väter der beatles alle im krieg gewesen wären hätten sie ihren söhnen schon die schlechten worte verboten wenn die väter so viel durchgemacht hätten wie wir

drauf zu stasi stoß in den rücken da sitzen die väter drauf und spielen mit der
jugend verstecken
wenn die beatles bei der stasi gewesen wären wären ihre samen langsam abge-
führt worden
so war ein jahrzehnt unbeaufsichtigt es traf sich mit sich und den gefühlen
ihrer selbst eine ausgestoßene jugend ein unkastrierter kopf unbeschnittene
zungen singen
da waren ziemlich reine stimmen entstanden die kannten andere lieder als das
wintermärchen unserer deutschen zeit schön daß es beatles gab sie machten
die sprache und den tanz frei
einmal um sich selber gedreht um sich selber zu begegnen
eine generation im zug am zug gegen die andere generation hat ein gesicht auf
und eine frisur an
ausgezogene die nicht das hohelied der väter singen
die nichts altes mehr auf der welt zu errichten hatten
junge die ihre jungen knochen einsetzen
das roulette läuft jedeR ist für sich selber verantwortlich sich zu fühlen sich zu
sprechen sich zu tanzen
da die beatles nicht bei der stasi waren entstand die moderne aus ihrer eigenen
generation
die realität spricht sich und ist nicht interpretierbar die realität weiß sich und
hat erkenntnisse
die beatles hatten zeit die welt zu verändern
bei uns wütete die schlacht der väter
gottseidank war die technische entwicklung schon so weit daß es radiosender
gab
bis in den osten

Nachrichten aus dem Patriarchat

Eine politische Opposition in Deutschland gibt es nicht mehr – so sieht es zumindest die in Hamburg erscheinende Monatszeitschrift *konkret*. Fast alle, die in der Alt-BRD zur Opposition zählten, haben sich demnach – mehr oder weniger leidenschaftlich – dem imperialistischen System in die Arme geworfen. *konkret* selbst stellt sich als eine der wenigen Ausnahmen dar, sozusagen als letzte Bastion korrekten politischen Bewußtseins in Deutschland. So mancher ehemalige politische Weggefährte kriegt deshalb allmonatlich in *konkret* sein Fett ab. Dabei legen die *konkret*-Autoren großen Wert auf eine scharf geschliffene Sprache. Denn falscher Gebrauch der Sprache zieht bekanntlich falsche politische Haltung nach sich. Oder umgekehrt. Das haben die *konkret*-Schreiber bei Karl Kraus gelernt.

Allerdings gelingt es nicht allen Autoren zu jeder Zeit, den hohen sprachlichen Ansprüchen zu genügen. Bisweilen stürzen die Kritiker auf ein sprachliches Niveau, auf dem sie sich nur noch in obszönem Gassenjargon auszudrücken vermögen. Das geschieht immer dann, wenn an Handlungen oder Äußerungen von Frauen Kritik geübt wird.

Es mag ja noch lieb gemeint sein, wenn dem *konkret*-Herausgeber Gremliza zu Alice Schwarzer das Bild vom »Talk-Show-Mariechen« einfällt, die »nicht mehr alle Tassen im Schrank hat«; oder er Marion Dönhoff eine »alte Schachtel« nennt. Hat man es dagegen mit Frauen aus dem rechten Spektrum zu tun, weiß sich der durchschnittliche *konkret*-Autor aller Hemmungen ledig. Leni Riefenstahl wird in *konkret* nicht als faschistische Propaganda-Regisseurin beschrieben, sondern als »alte Nazi-Votze«. Eine Anzeige, in der sich Literatur-Professorin Gertrud Höhler in Reithosen zusammen mit ihrem Sohn Abel ablichten ließ, inspirierte den *konkret*-Autor Eckhard Henscheid zu einer Inzest-Phantasie, bei der er sich Höhler mit »sperrangelweit offenem Arsch« vorstellte. Höhler hat inzwischen *konkret* verklagt. Dort ist man sich aber keines Fehlers bewußt. Denn eine, die sich in Reitklamotten für ein Kreditkarten-Unternehmen fotografieren läßt, die darf man ja wohl öffentlich als Onanier-Vorlage benutzen.

In der Juli-Ausgabe wird in Sachen Höhler noch einmal nachgefaßt. Übrigens ohne Rücksicht auf Kosten: *konkret* gibt im Farbdruck-Faksimile eine halbe Seite aus der *Bild*-Zeitung zum Besten, auf der Höhler mit Sohn und dessen Freundin zu sehen ist. Das soll uns lehren: Frau Höhler ist selber schuld, wenn ihr Privatleben dazu dient, dem *konkret*-Publikum garantiert antikapitalistische Herrenwitze zu servieren.

In der Juli-Ausgabe, zwei Seiten weiter, schon wieder ein *Bild*-Faksimile, diesmal in schwarz-weiß. Alice Schwarzer, besagtes Talk-Show-Mariechen, hat bei der Zehn-Jahres-Feier von *Bild der Frau* assistiert. Und kriegt es nun nicht etwa mit wütenden *Emma*-Leserinnen zu tun, sondern mit *konkret*-Herausgeber Gremliza persönlich, der das Schwarzersche Party-Treiben zum Anlaß nimmt, auch schnell alle Inhalte, für die Schwarzer stand oder steht, auf den Müllhaufen der Geschichte zu werfen, von der Frauensolidarität bis zur Anti-Porno-Kampagne.

Doch verlassen wir den Party-Small-Talk und wenden uns der richtigen Politik zu. *konkret*-Chefredakteur Wolfgang Schneider hat eine »linksalternative Kriegspropagandakompanie« ausgemacht, in deren Reihen er nicht wenige prominente Frauenpolitikerinnen und Feministinnen entdeckte. Unter der Überschrift »Deutsche Frauen an die Front« wirft er ihnen vor, sie nutzten den Protest gegen die Massenvergewaltigungen in Bosnien und reisten nach Zagreb, um deutschen Großmacht-Chauvinismus zu verbreiten. Der wohlfeile, in *konkret* bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervorgeholte Faschismus-Vorwurf, dient Schneider dazu, die Empörung über die Massenvergewaltigungen gleich in Gänze zu denunzieren.

konkret-Autor Wolfgang Pohrt setzt einige Seiten weiter noch eins drauf. In seinem Artikel »Die Serben und die Kinder« geht es vordergründig um die Ursachen zunehmender Gewalttaten von Kindern. Pohrts These lautet, die kleinen Mörder führten das aus, was sich an blutrünstigen Phantasien in den Köpfen der Erwachsenen abspiele. Dann gelingt ihm ein Gedankensprung, der – ebenso infam wie subtil – die Kritik seines Kollegen Schneider an den Balkanreisen deutscher Frauen einbezieht. Nahrung für die schaurig-schönen Phantasien bieten, laut Pohrt, auch die Berichte über Massenvergewaltigungen, der »gute Glaube«, wie er schreibt, »daß sämtliche bosnischen Frauen von Serben auf bestialische Weise geschwängert worden wären«. Welche Teufelsbrut daraufhin geboren werde, so Provokateur Pohrt weiter, müsse man leider erst abwarten. Inzwischen habe man ja genug andere bedrohliche Kinder, auch bei uns, auch wenn diese nicht von Serben stammten. Denn die Reisewelle deutscher Touristinnen ins Land der lendenstarken Männer rolle doch erst an ...

»Die deutsche Frauenbewegung – ein etwas anderer BDM?« So brachten die Männer um Gremliza ihre Einschätzung des Feminismus hierzulande auf den Punkt als sie zum *konkret*-Kongreß »Was tun?« Im Juni 1993 nach Hamburg einluden. Erst als sich keine Referentin fand, die diese Fragestellung diskutieren wollte, machte die Redaktion einen Rückzieher. Nun hieß es im Kongreß-Programm, »unter feministischer Flagge« hätten es sich einige »in diesem System bequem gemacht« und dabei »ein kritisches linkes Image« behalten.

Unter antiimperialistischer Flagge haben es sich die *konkret*-Autoren im Patriarchat bequem gemacht. Image-Probleme haben sie dabei keine; ihr Frauenhaß tritt ganz offen zutage.

Claudia Pinl

Peggy Watson

Osteuropa: Die lautlose Revolution der Geschlechterverhältnisse

Einführung

Von den Veränderungen, die gegenwärtig in Osteuropa stattfinden, sind zwangsläufig auch die Geschlechterverhältnisse betroffen. Das soziale Geschlecht spielt bei diesem Umbruch sogar eine zentrale Rolle. Dies findet jedoch im aktuellen theoretischen Diskurs über die Bedeutung bestimmter Ereignisse in den früheren Ostblockstaaten wenig Beachtung.¹ SowjetologInnen haben sich überwiegend mit den staatlichen Institutionen befaßt und dabei nicht nur die Geschlechtsthematik, sondern auch die Funktionsweise der »realen Gesellschaft« im allgemeinen außer acht gelassen. Dies ist der eine Grund, warum der aktuelle Wandel in den Geschlechterverhältnissen als versteckter Prozeß bezeichnet werden kann. Der vergeschlechtlichte Charakter der Veränderungen bleibt aber noch in anderer Hinsicht im Verborgenen: Hier geht es nämlich um die allmähliche, aber doch systematische Neuverhandlung grundlegender Aspekte von Identität. Für diejenigen, die den Veränderungsprozeß selbst durchleben, sind solche Verschiebungen viel schwieriger zu erkennen und zu benennen als institutionelle Diskontinuitäten.

Auf einer anderen Ebene gibt es jedoch konsistente und deutliche empirische Anzeichen dafür, daß sich die Geschlechterverhältnisse in Osteuropa im Umbruch befinden. Der prozentuale Anteil von Frauen in den neuen demokratischen Parlamenten ist überall gering – erheblich geringer als im Staatssozialismus (Siemieńska 1990; Posadskaya, in Vorb.; Einhorn 1991; Kostova 1991). Dieses wachsende Frauendefizit in der politischen Repräsentation geht mit einer überdurchschnittlich hohen Frauenarbeitslosigkeit einher (vgl. z.B. Mitter, in Vorb.; Rynek Pracy 1992; Rosenberg 1991). Das Recht auf Abtreibung, das den Frauen im Staatssozialismus zugebilligt wurde, wird überall in Frage gestellt, während Häuslichkeit für Frauen allgemein als soziale Tugend propagiert wird. Die Pornographie hat das Kreuz in seiner Eigenschaft als Freiheitssymbol abgelöst. Die Bedeutung dieser Phänomene ist bisher noch nicht angemessen erklärt worden. Westliche und andere BeobachterInnen stellen sich auch weiterhin die Frage, warum dieser Trend in den neuen Demokratien, in denen Redefreiheit jetzt bürgerliches Grundrecht ist, weitgehend widerstandslos hingenommen wird (vgl. Dölling 1991; Rosenberg 1991; Einhorn 1991; Kennedy 1991).

In der vorliegenden Arbeit werde ich untersuchen, inwiefern die Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft und einer Marktwirtschaft in Osteuropa wesentlich die Schaffung einer »Männerwelt« und die Propagierung männlicher Werte im öffentlichen Bereich mit sich bringt. Die Abschiebung der Frauen in den häuslichen Bereich und ihre Vermarktung sowie die Abwertung weiblicher Identität sind eine zwangsläufige Folge dieses Prozesses, auch wenn dies nicht unmittelbar so empfunden wird. Der »Maskulinismus um jeden Preis«, der mit dem

Aufbau freier Demokratien (in Osteuropa und historisch betrachtet) einhergeht, macht sich bereits vorhandene traditionelle Geschlechterrollen-Definitionen zu-eigen, die von beiden Geschlechtern weitgehend akzeptiert werden. Aus diesem Grunde bleibt der Prozeß unhinterfragt und »unsichtbar«. Es muß daher untersucht werden, inwieweit Patriarchat und Traditionalismus im Staatssozialismus bewahrt und ausgebaut wurden. Ich behaupte, daß der Staatssozialismus zur Stärkung des traditionellen Patriarchats beigetragen hat, und zwar nicht so sehr als Ergebnis besonderer staatlicher Politik (obwohl diese häufig von patriarchalen Einstellungen geprägt war), sondern vielmehr als unbeabsichtigte und unvermeidliche Konsequenz aus der Schaffung formaler Strukturen, die für Bedürfnisbefriedigung, Identitätsfindung und -entwicklung einen relativ starren institutionellen Rahmen vorgaben. Dies führte wesentlich zu einer reaktiven Organisation der Gesellschaft – irreführend als »zweite Gesellschaft« bezeichnet – innerhalb eines übergeordneten institutionellen Rahmens, der zwar weitgehend fest war, aber auf Grund des Fehlens effektiver staatlicher Kontrolle den Menschen erheblichen Spielraum für die Verfolgung persönlicher (d.h. im wesentlichen den Haushalt betreffende) Interessen ließ. Netzwerke von Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnissen sind in einem solchen System von großer Bedeutung, wo Vertrauen auf diesen persönlichen Bindungen basiert. Diese Art der Organisation der Gesellschaft hat die teilweise Aufhebung der formalen und räumlichen Trennung von öffentlichem und privatem Bereich, wie sie für moderne Industriegesellschaften typisch ist, zur Folge. Unter diesen Bedingungen wurde die traditionelle Geschlechtsidentität auch zur kulturellen Ressource für Überleben und Widerstand erhoben. Die traditionell definierte Geschlechtsidentität hatte zudem eine normative Komponente, die angesichts der staatlichen Kontrolle über den öffentlichen Bereich nicht vollständig umgesetzt werden konnte. Zum Beispiel waren den Frauen für die Erledigung von Hausarbeiten enge Grenzen gesetzt, da sie praktisch alle einer Vollzeitarbeit nachgingen; für die Männer gab es wiederum in dem vom Staat kontrollierten öffentlichen Bereich kaum Möglichkeiten, Macht zu entfalten und Initiative zu entwickeln. Deshalb ist m.E. das »Wiedererlangen« der traditionell festgeschriebenen Geschlechtsidentität ein wichtiger Aspekt der Sehnsucht nach »Normalität«, die so oft als dasjenige beschrieben wurde, was sich die Menschen von dem Umbruch in Osteuropa am meisten erhoffen. Das Fatale an diesem Prozeß ist, daß eine »normale« freie Marktwirtschaft durch die Trennung von öffentlichem und privatem Bereich zwangsläufig eine Beziehung relativen Wertes zwischen den Geschlechtern etabliert, wobei Frauen mit dem privaten und Männer mit dem öffentlichen Bereich identifiziert werden. Die daraus resultierende Abwertung der weiblichen gegenüber der männlichen Identität kann man erst nach eigenem Erleben richtig kennen.

Von der Vormundschaft des Staates zur Vormundschaft des Geschlechts

Staatssozialismus ist als ein System definiert worden, das »die Vorherrschaft einer administrativ oder bürokratisch verfaßten politischen Domäne über die Wirtschaft und den normativ-kulturellen Bereich« in sich schließt (Arato, zit. n. Kennedy 1991, 174). Diese politische Domäne ist ein »vormundschaftlicher

Staat«, in dem »der Einparteienstaat . . . willkürlich und ungehindert von gesetzlichen Einschränkungen oder Garantien Politik betreibt« (ebd.), auch wenn diese Macht seit den sechziger Jahren an Absolutheit verlor. Folge dieser vormundschaftlichen Regierungsform war die politische und ökonomische Entmachtung des Individuums, das Fehlen einer Zivilgesellschaft. Nach Staniszkis (1992, 116) gab es »keine dialektische Beziehung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen«. Obwohl dieser paternalistische Staat die Frauen rein rechtlich »emanzipierte«, blieben die Geschlechterverhältnisse doch unverändert männerdominiert. In dieser Hinsicht ist in allen jüngst demokratisierten Ländern Osteuropas eine Grundlinie der Kontinuität erkennbar. Der Staatssozialismus war genauso durch patriarchalische Strukturen geprägt, wie es die postkommunistische Gesellschaft ist. Doch die gegenwärtigen Erfahrungen von Frauen in diesen Ländern können nicht einfach mit einer verfehlten Gesellschaftspolitik erklärt werden, und das aktuelle Muster ist nicht einfach nur die bruchlose Fortführung des vorausgegangenen. Die Schaffung demokratischer Strukturen, der allmähliche Aufbau einer Zivilgesellschaft, die Überbrückung der Kluft zwischen Staat und Gesellschaft bringen eine qualitative Veränderung des Patriarchats in Osteuropa mit sich. Grund dafür ist, daß – obwohl Frauen und Männer unter der Herrschaft des vormundschaftlichen Staates gleichermaßen entmachtet waren und gemeinsam die »Macht der Machtlosen« besaßen, um Vaclav Havels (1985) Formulierung zu benutzen – die Verteilung der neuen Rechte und der neuen gesellschaftlichen Macht streng nach dem Geschlechtsprinzip erfolgt und grundlegend von der Vormundschaft des Männlichen bestimmt wird.

Der »natürliche« und damit stillschweigende Ausschluß der Frauen von der »Macht der Machtträger« ist ein zentraler Aspekt des Wandels in allen Ländern Osteuropas. Dölling (1991) weist beispielsweise darauf hin, daß Frauen bei den öffentlichen Demonstrationen in der DDR im Oktober und November 1989 zwar zahlreich vertreten waren, ihre Anwesenheit jedoch als unerheblich für die neue politische Kultur betrachtet wurde. Rosenberg (1991, 40) hat insbesondere festgestellt, daß die Menschenmengen bei den Leipziger Montagsdemonstrationen, die zum Kern der demokratischen Oppositionsbewegung geworden waren, »zunehmend männlich, aggressiv und explizit nationalistisch wurden. Nachdem mehrere Wochen hintereinander die meisten Frauen mit Buh-Rufen und Pfiffen von der Rednertribüne vertrieben worden waren, zog sich ein Großteil der Demonstrantinnen angesichts der immer bedrohlicher werdenden Atmosphäre zurück.« Kiss (1991, 51) weist darauf hin, daß die Frauen in Ungarn »bei den großen Demonstrationen, in den glückerfüllten Straßen dabei waren, von den Verhandlungstischen jedoch verschwand«. In der Tschechoslowakei waren Frauen in der relativ unstrukturierten tschechoslowakischen Dissidentengruppe Charta 77 an prominenter Stelle vertreten (Jancar 1985). In den neuen Machträngen sind Frauen jedoch kaum zu finden; bis auf eine Ausnahme sind alle Sprecher des Bürgerforums Männer, die den Bedarf für eine spezielle Frauenpolitik in ihrem Programm ausdrücklich bestreiten (Einhorn 1991). Am deutlichsten jedoch läßt sich der Ausgrenzungsprozeß wohl an den Ereignissen in Polen von 1980/81 ablesen, als die Gründung der Gewerkschaft Solidarność und die nachfolgenden Abkommen zwischen den Streikkomitees in Szczecin und Gdańsk eine neue

politische Klasse hervorbrachten (Staniszki 1992). In der neu gegründeten Gewerkschaft *Solidarność* waren 1980/81 beinahe die Hälfte der Mitglieder Frauen (Siemieńska 1990). Die schließlich unterzeichneten Verträge waren jedoch, sowohl real als auch symbolisch betrachtet, fast ausschließlich Männersache. In den beiden vertragsunterzeichnenden Parteien von Szczecin gab es keine einzige Frau; in Gdańsk unterzeichneten zwei Frauen und sechzehn Männer für das Werftkomitee, während die Regierungsseite ausschließlich aus Männern bestand (ebd.). Lech Wałęsas Äußerung während der Verhandlungen – *Porozmawiajmy jak Polak z Polakiem* (»Laßt uns von Pole zu Pole darüber reden«) – sollte die Kluft zwischen Staat und Gesellschaft überbrücken, und zwar nicht nur unter Berufung auf die gemeinsame Nationalität, sondern auch auf die gemeinsame Geschlechtszugehörigkeit – bedenkt man die starke Konnotation des Satzes im Sinne »Laßt uns von Mann zu Mann darüber reden«. (Der Ausspruch fand ungeheure Resonanz in der Gesellschaft und wurde zum Motto für die Gespräche am Runden Tisch mit den abschließenden Wahlen 1989, wie Koralewicz und Ziółkowski [1990] in anderem Zusammenhang gezeigt haben.) Das Muster des Ausschlusses von Frauen setzte sich bei den Wahlen zum ersten Nationalkongreß der *Solidarność* im September und Dezember 1981 fort. In sechzehn von 41 Wahlkreisen wurde keine einzige weibliche Abgeordnete gewählt. Insgesamt wurden 63 Frauen als Abgeordnete in den Kongreß gewählt, was einem Anteil von sieben Prozent entspricht (ebd.). Anna Walentynowicz, die Frau, deren Kündigung der Anlaß für die Gründung von *Solidarność* gewesen war, spätere prominente Aktivistin von *Solidarność* und Mitunterzeichnerin des Gdańsker Abkommens, wurde im Gegensatz zu all ihren männlichen Mitunterzeichnern nicht in die Konferenz gewählt (Jancar 1985).

Der Ausschluß der Frauen aus der neuen »Männerwelt«

Der heute in Osteuropa stattfindende Ausschluß von Frauen aus dem öffentlichen Bereich zeigt sich am auffälligsten in den neuen Parlamenten, wo der Anteil der weiblichen Abgeordneten rapide zurückgegangen ist. Seit den Wahlen in Polen von 1991 sind von 460 parlamentarischen Abgeordneten 44 Frauen – etwa halb so viele wie im Staatssozialismus (vgl. *Guardian*, 4. Dezember 1991). In Rumänien führten die Wahlen von 1990 zu einem Rückgang des Anteils weiblicher Parlamentsabgeordneter von 34,3 auf 3,5 Prozent; ähnliche Rückgänge waren zu verzeichnen in der ČSFR von 29,5 auf 6 Prozent, in Bulgarien von 21 auf 8,5 Prozent, in Ungarn von 20,9 auf 7 Prozent und in der früheren DDR von 32,2 auf 20,5 Prozent (Posadskaya, i.Vorb.). Es ist ein eindeutiges Muster erkennbar: Überall dort, wo die Parlamente ein gewisses Maß an echter gesellschaftlicher Macht errungen haben, sind sie sehr viel deutlicher zur Domäne der Männer geworden.

In der Frage der Arbeitslosigkeit ergibt sich kein so konsistentes Bild, jedoch ist der allgemeine Trend deutlich genug. In Jugoslawien, der früheren DDR und Polen sind – gemessen an ihrem Anteil an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen – überdurchschnittlich viele Frauen arbeitslos. Auf Ungarn trifft diese Beobachtung nicht zu (Szalai 1991; Mitter, in Vorb.). Prognosen für die ČSFR ergeben,

daß dort im Fall einer steigenden Arbeitslosenrate bis zu 66 Prozent der Erwerbslosen Frauen sein werden (Mitter). In Ungarn und Polen (und möglicherweise auch in anderen Ländern) werden Stellenangebote geschlechtsspezifisch formuliert. In Polen ist es seit 1945 sogar gesetzliche Vorschrift, daß alle bei den staatlichen Arbeitsämtern registrierten Stellen auf diese Weise ausgeschrieben werden müssen. Die Arbeitgeber zeigen eine ausgesprochene Präferenz für männliche Arbeitskräfte; im Jahre 1991 waren auf diese Weise 66,2 Prozent aller offenen Stellen für Frauen von vornherein nicht zugänglich (vgl. z.B. Rynek Pracy 1992). Dazu äußerte die polnische Regierungsbeauftragte für Frauen und Familie, Anna Popowicz, kürzlich die Ansicht, es sei höchst unwahrscheinlich, daß Polens amtierender Arbeitsminister die Vorschrift über geschlechtsspezifische Stellenausschreibung aufheben würde, da für ihn der Platz einer Frau zu Hause sei (Watson, 1992b).²

Systematisches Schweigen

Michael Kennedy hat auf die auffallende Nicht-Thematisierung der Geschlechterfrage in der Ära von Solidarność in seiner Studie über die Bewegung hingewiesen (Kennedy 1991) und daraufhin gefordert, das systematische Schweigen über Geschlecht endlich zum Forschungsgegenstand zu machen. In einem Interview wurde eine in der Gewerkschaft aktive Ärztin gefragt, welche Bedeutung die Beteiligung von Frauen für die Bewegung habe. »Das ist eine typisch amerikanische Frage«, gab sie zurück. »Das spielt doch keine Rolle. Es ist völlig egal, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt« (ebd., 328). Dieser Teil des Interviews wurde später in einer Rezension der Kennedy-Studie aufgegriffen, in der es auf die Naivität des westlichen Forschers zurückgeführt wurde, eine solche Frage überhaupt zu stellen. Aber woher »wissen« die, die Osteuropa »kennen«, daß dies keine osteuropäische Frage ist? Immer häufiger fragen westliche und andere KommentatorInnen nach der Ursache für den auffälligen Mangel an feministischem Bewußtsein überall in Osteuropa (vgl. z.B. Kaldor 1991; Kennedy 1991; Einhorn 1991; Dölling 1991; Rosenberg 1991; Watson 1992a). »Die Tatsache, daß in den achtziger Jahren keine speziellen Frauengruppen gegründet wurden, trotz des Engagements von Frauen in den 'dissidenten' Menschenrechts-, Friedens- und Umweltgruppen«, schreibt Einhorn (1991, 25), »bleibt ein Paradox, für das keine der vielen ost- und mitteleuropäischen AktivistInnen, denen ich die Frage gestellt habe, eine befriedigende Erklärung wußte.« Eine Reihe von Teilerklärungen sind für dieses Phänomen formuliert worden. Dölling (1991, 10) führt z.B. an, das Patriarchat habe niemals Gegenstand kritischer Reflexion sein oder gar in Frage gestellt werden können, weil der »väterliche« Staat Gehorsam verlangte: Kritik an patriarchalen Geschlechterverhältnissen hätte direkte Kritik am politischen System bedeutet. An anderer Stelle hat dieselbe Autorin die Meinung vertreten, daß die großzügige Sozialpolitik der DDR durch die Reduzierung der Widersprüche zwischen Lohnarbeit und familiären Pflichten die zugrundeliegende Geschlechterordnung verschleiert und die traditionelle Rollenverteilung zementiert habe (vgl. Rosenberg 1991). Doch mangelndes feministisches Bewußtsein war ein gemeinsames Kennzeichen aller osteuropäischen

Länder, obwohl hinsichtlich der Bereitstellung von Kinderbetreuungseinrichtungen und der Höhe des Kindergelds im Staatssozialismus große Unterschiede herrschten. Die extreme Unvereinbarkeit von Lohn- und Hausarbeit, die z.B. für einige Frauen in Polen, wo kaum öffentliche Dienste bereitgestellt wurden, eine fast unerträgliche Belastung darstellte (vgl. Watson 1985, 1992a; Heinen 1989), wurde in der Regel dem Staat und nicht etwa der herrschenden Geschlechterordnung angelastet; es war demnach viel leichter, den Staat zu kritisieren, in Frage zu stellen und schließlich zu stürzen, als das Patriarchat selbst (für eine ausführlichere Erörterung dieser Frage vgl. Watson 1992a).

In direktem Gegensatz zu Döllings Sicht ist nach Michael Kennedy in Polen gerade nicht die geringere, sondern die erhöhte Unvereinbarkeit von Lohn- und Hausarbeit der Hauptgrund für das mangelnde feministische Bewußtsein. Seiner Ansicht nach bedeutet die Arbeitsbelastung der polnischen Frauen, daß »ein Bewußtwerden über die eigene Geschlechtsrolle schon aus Zeitgründen verhindert wird« (Kennedy 1991, 366). Ein weiterer Faktor sei die Behinderung der Selbstorganisation. So wurde in Phasen, in denen sich die Gesellschaft hätte selbst organisieren können, auf Grund der Wirtschaftskrise und des Einflusses der katholischen Kirche ein Aufkommen von Feminismus verhindert. Aber auch hier liefert der Vergleich mit anderen osteuropäischen Ländern ein nützliches Korrektiv. Ungarn, die DDR und die Tschechoslowakei haben keine Wirtschaftskrise vom selben Ausmaß erlebt wie Polen, und der Einfluß der Kirche war in diesen Ländern erheblich schwächer, und doch entwickelte sich auch hier kein Feminismus.

Eine befriedigende Erklärung für das mangelnde feministische Bewußtsein in Osteuropa ist nur dann möglich, wenn die grundlegenden Kennzeichen einer Gesellschaft sowjetischen Typs Berücksichtigung finden. Insbesondere ist dringend zu untersuchen, in welcher Form in einem solchen System erstens ein öffentlicher und ein privater Bereich existieren und zweitens beide miteinander verknüpft sind. Dies habe ich an anderer Stelle bereits ausführlich diskutiert (Watson 1992a). Es darf nicht davon ausgegangen werden, daß im Staatssozialismus geschlechtsspezifische Interessen genauso »vorhanden« waren wie im Kapitalismus, und daß es nur keine Möglichkeit gab, diesen Interessen Ausdruck zu verleihen. Genau diese Annahme nämlich macht das mangelnde feministische Bewußtsein im heutigen Osteuropa so unerklärlich. Eine solche vereinfachende Sicht der geschlechtsspezifischen Interessen läßt auch die Tatsache unberücksichtigt, daß es sich meist um mehr als nur systematisches Schweigen handelt, nämlich um eine deutliche und entschiedene Ablehnung des Feminismus und all dessen, wofür er steht (ebd.).

Zum Beispiel hat in der ČSFR Vaclav Havel den Feminismus als Zuflucht für »gelangweilte Hausfrauen und unzufriedene Geliebte« bezeichnet (Kaldor 1991, 113), und die Soziologin Hana Navarova spricht von einer weitverbreiteten »Allergie« gegenüber dem westlichen Feminismus in diesem Land (Einhorn 1991). Bei Dölling (1991, 4) heißt es über die frühere DDR: »Der weitaus größte Teil der Frauen ... identifiziert sich nicht mit emanzipatorischen oder feministischen Ideen und Strategien und lehnt sie sogar ab.« Adamik (1991, 26) schreibt, daß in »Ungarn, wie in allen osteuropäischen Ländern, Feminismus immer noch so etwas wie ein Schimpfwort ist«. Die polnische Regierungsbeauftragte für Frauen

und Familie hat beschrieben, wie ungern ihre Vorgängerinnen den Posten angetreten hätten, weil sie befürchteten, sich lächerlich zu machen:

»Eine frühere Stellvertretende Staatssekretärin im Arbeitsministerium [ein Amt, das damals formal mit der Funktion der Frauenbeauftragten gekoppelt war] sagte mir ganz offen, daß sie sich nur unter der Bedingung bereit erklärt habe, in dieser schwierigen Zeit diese Position zu übernehmen, daß ihr nicht auch die Funktion der Frauenbeauftragten übertragen würde. Männer wie Frauen halten dies für ein Amt, das sehr leicht der Lächerlichkeit preisgegeben ist. 'Warum', fragen sie, 'macht ihr einen Unterschied zwischen den Frauen und dem Rest der Gesellschaft?' Sie sagen, das sei nicht ernstzunehmen, eine Frau sei doch auch ein Mensch, wozu also eine spezielle Frauenbeauftragte? (...) Deshalb wollte die Stellvertretende Staatssekretärin das Amt nicht antreten. (...) Ich bin die erste, die sich dieses Postens nicht schämt.« (Watson 1992b; 1993, 74)

Geschichtliche Vorläufer

Die Durchsetzung der männlichen Vormundschaft im öffentlichen Bereich, wie wir sie heute in Osteuropa erleben, ist kein qualitativ neuartiger Prozeß. Er ist aber deshalb besonders augenfällig, weil er das reale Beispiel und der lebendige Beweis dessen ist, was feministische Forscherinnen als die dem scheinbar geschlechtsneutralen Konzept des demokratischen Bürgerrechts inhärente sexistische Unterströmung entziffert haben. Ein Beispiel dafür ist Carole Patemans (1989) Untersuchung des geschlechtsspezifischen Charakters des Gesellschaftsvertrages. Ebenso hat Ursula Vogel gezeigt, daß historisch betrachtet Frauen nicht nur spät die bürgerlichen Rechte zuerkannt wurden, sondern daß »ihre Ausgrenzung fester Bestandteil des Prozesses war, der den Männern das Recht auf demokratische Partizipation brachte« (Yuval-Davis 1991, 63). Ähnlich hat Joan Landes in ihrer Arbeit über die Rolle der Frauen in der Französischen Revolution gezeigt, daß »die Ausgrenzung der Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit nicht zufällig erfolgte, sondern für diese Art Öffentlichkeit typisch war. (...) Die bürgerliche Öffentlichkeit ist wesentlich, und nicht nur im Einzelfall, männlich.« (Landes 1988, 7) Wie die osteuropäischen Revolutionen von 1989 hatte auch die Französische Revolution zweihundert Jahre früher einen doppelten Effekt: Sie verwies die Frauen auf den häuslichen Bereich, schuf jedoch gleichzeitig die notwendigen Voraussetzungen für das Entstehen von Feminismus. Landes (ebd., 13) schreibt, die Revolution habe die Frauen zwar nicht emanzipiert, doch sie habe ihnen

»... eine moralische Identität und eine politische Verfassung geschenkt. Das Geschlecht wurde im nachrevolutionären Leben eine gesellschaftlich relevante Größe. Tatsächlich können Rückzug in den häuslichen Bereich ... und Feminismus als zwei unterschiedliche, aber miteinander verbundene Folgen aus der Umgestaltung des absolutistischen öffentlichen Bereichs betrachtet werden.« Es ist kein Zufall, daß während eines Demokratisierungsprozesses Frauen mit der Familie identifiziert werden, denn »sobald sie für familiäre Pflichten und die Verkörperung des Universellen eingespannt werden, hat sich die Möglichkeit einer Repräsentanz von Frauen anscheinend von selbst erledigt. Wenn Frauen sich für Universal- und gegen alle Partikularinteressen engagieren [wie z.B. die kürzlich entstandene 'Frauenallianz gegen die Härten des Lebens' in Polen; P.W.] oder sich zumindest gegen ihre eigenen Interessen für andere einsetzen, dann wird damit eine der Ungeheuerlichkeiten der Politik des frühen 19. Jahrhunderts verschleiert – daß nämlich den Frauen politische Rechte und Gleichstellung verweigert werden.«

Diese Schlußfolgerung gilt heute genauso für Osteuropa, auch wenn es hier meist um de-facto- und nicht um de-jure-Ungleichheit geht. Deshalb läßt sich die Frage »Sag mir, wo die Frauen sind?«, die in letzter Zeit im Zusammenhang mit Osteuropa gestellt wurde (Einhorn 1991), beantworten, indem Joan Landes' Kommentar zu einem Ergebnis der Französischen Revolution direkt auf die Situation in Osteuropa angewendet wird: »Die Selbstaufopferung der Frauen in der Familie wird in die politische Arena übertragen, die Frauen selbst jedoch sind abwesend.« (Landes 1988, 13)

Was die Konsequenzen der politischen Emanzipationsbewegungen für die Geschlechterverhältnisse betrifft, gibt es auch bemerkenswerte Parallelen zu den Erfahrungen englischer Arbeiterinnen in der Frühphase des Chartismus. Im England des beginnenden 19. Jahrhunderts gab es eine breite Beteiligung der Arbeiterinnen an den radikalen politischen Massenbewegungen der Zeit. Doch obwohl diese Frauen in der Öffentlichkeit Reden hielten, vertraten sie eine unerschütterte traditionelle Sicht der Geschlechtsidentität. Ein Großteil ihrer Unzufriedenheit fand Ausdruck im Sinne eines traditionellen Verständnisses ihrer »natürlichen Rolle«, der gerecht zu werden sie die wirtschaftlichen Umstände hinderten (vgl. Thompson 1976). Eine typische Klage lautete:

»Wir haben gesehen, wie die Ehefrau gezwungen war, ihr Heim zu vernachlässigen und mit ihren kleinen Kindern seelisch und körperlich zermürbende Schwerarbeit zu verrichten, weil der Verdienst des Ehemannes nicht zum Unterhalt der Familie ausreichte. (...) Jahrelang haben wir uns abgemüht, unser Heim in Ordnung zu halten, um unsere Ehemänner nach einem anstrengenden Arbeitstag geziemend empfangen zu können. Jahr um Jahr ist vergangen, und auch heute besteht keine Aussicht darauf, daß sich unsere Wünsche erfüllen. Unsere Männer sind vollkommen überarbeitet, unsere Familien schlecht ernährt, und unsere Kinder erhalten keine Schulbildung ... « (The Magdalen's Friend and Female Home Intelligences, Juni 1860, zit. n. Thompson 1976, 129)

In Polen fand diese Unzufriedenheit in folgenden nüchternen Worten ihren typischen Ausdruck:

»In Polen kannst du nicht Mutter sein und gleichzeitig arbeiten gehen. Frauen sollten sich die gegenwärtige Ausbeutung nicht gefallen lassen ... Die Aufgabe der Frau ist, ihre Kinder aufzuziehen und sich um das Heim für sie und ihren Mann zu kümmern. Unsere Mütter haben das nicht begriffen, und unsere Generation ist ohne sie aufgewachsen ... Wenn die Bedingungen in einem Staat so sind wie hier und eine Frau in jeder Hinsicht so wenig Unterstützung erhält, kann sie ihre Pflichten nicht miteinander in Einklang bringen ... « (Zit. n. Watson 1992a, 139)

Es zeigt sich weiterhin, daß auch in England der Prozeß, in dessen Verlauf sich die Arbeiterinnen Mitte des Jahrhunderts schließlich aus dem öffentlichen politischen Leben zurückzogen, genau wie in Osteuropa totgeschwiegen wurde. Durch die Analyse von zeitgenössischem dokumentarischem Material konnte Dorothy Thompson zwar zeigen, daß Frauen etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts keine politische Arbeit mehr leisteten; bezeichnenderweise konnte sie aber auf der Grundlage des ihr zugänglichen Materials nicht nachvollziehen, warum. Thompson stellte immerhin fest, daß dieser Rückzug der Frauen mit der »Modernisierung« der politischen Strukturen der Arbeiterklasse einherging. Dies äußerte sich in der Gründung

»... relativ hochentwickelter Organisationen, Gewerkschaften, politischer Pressure-groups, Kooperativen und Bildungseinrichtungen. (...) Ende der vierziger Jahre konnte eine bedeutende Zahl besser verdienender Arbeiter an den Kommunalwahlen teilnehmen, bei denen das Zensuswahlrecht galt... Es gelang ihnen durch eine Vielzahl von Strategien, sich ihre Position in einem zunehmend stabilen System zu sichern.« (Ebd., 137)

Mit anderen Worten wurden genau wie in Osteuropa die Frauen in dem Maße von Aktivitäten im öffentlichen Bereich ausgeschlossen, in dem die Macht der Machtlosen wuchs. Eine weitere Parallele besteht darin, daß das Erreichen einer gewissen politischen Emanzipation auf seiten der Männer mit der sentimentalisierten Verklärung von Heim und Familie einherging. Diese Verbindung hatte weitreichende Konsequenzen, denn die Abschiebung der Frauen in den häuslichen Bereich erforderte deren Zustimmung zu einer Sichtweise, nach der sie Geschöpfe von wesentlich minderem Wert sind.

»Angesichts gräßlicher Geschichten von Kinderbetreuung durch ungelernete Kräfte und von überarbeiteten Frauen und Kindern im Umkreis der Fabriken zu Anfang des Jahrhunderts brauchen die Vorteile der Tendenz, daß mehr und mehr verheiratete Frauen zu Hause blieben und sich um ihre Kinder kümmerten, nicht weiter betont zu werden. Doch als Preis für diese Vorteile scheinen die Frauen der Arbeiterklasse ein Selbstbild akzeptiert zu haben, das sowohl Fixierung auf ihr Heim als auch Minderwertigkeit einschließt.« (Ebd.)

Vom paternalistischen zum fraternalistischen Patriarchat

Der Übergang vom Staatssozialismus zur freien Demokratie ist mit dem Übergang von erstarrter zu fließender Modernität verbunden. Im Zentrum dieser Veränderung steht die Errichtung einer Zivilgesellschaft, und eben diese verändert auch das Wesen des Patriarchats selbst. Der Prozeß verläuft streng analog zu dem historischen Übergang von absolutistischer Herrschaft zu moderner Demokratie, und dies bedeutet »eine Veränderung der traditionellen (paternalistischen) Form des Patriarchats hin zu einer neuen, spezifisch modernen (oder fraternalistischen) Form: der patriarchalen Zivilgesellschaft« (Pateman 1989, 35). Das Entstehen einer Zivilgesellschaft basiert auf der Übergabe der Macht vom königlichen Vater an seine Söhne bzw. vom absoluten Herrscher an die Männer schlechthin. Hierzu kommt es, weil die Zivilgesellschaft in Abgrenzung vom privaten Bereich der Familie, dem Bereich der Frauen, definiert wird. »Das alte patriarchale Argument von der Natur und der Natur der Frauen wurde also modifiziert, indem es modernisiert und in den liberalen Kapitalismus eingebracht wurde.« (Ebd., 123) Diese Darstellung läßt sich direkt auf Osteuropa übertragen: Die Macht ist vom »souveränen Herrscher« auf die Männer schlechthin übergegangen; die Zivilgesellschaft wird in Abgrenzung zum häuslichen Bereich der Frauen errichtet, ein Prozeß, der sich auf die Stärke des bereits vorhandenen Traditionalismus stützt.

Wie konnte es nun in Gesellschaften, die eine moderne Industrie hatten und in denen bereits eine formale Trennung zwischen öffentlichem und privatem Bereich bestand, zu einer Stärkung des Traditionalismus kommen? Einige AutorInnen haben auf die neotraditionalistische Ausrichtung der Gesellschaft sowjetischen Typs hingewiesen (z.B. Jowitt 1983; Casals 1980; Staniszkis 1991; Hankiss 1990). Aber all diese Darstellungen sind, mit Ausnahme der von Hankiss, die die

Bedeutung der zweiten Gesellschaft hervorhebt, deren Organisationsprinzip jedoch nicht ausmachen kann, im Grunde genommen staatszentriert. Das ist ein großer Nachteil, denn obwohl die staatlichen Institutionen feste Parameter vorgeben, innerhalb derer sich die Gesellschaft zwangsläufig auf neotraditionalistischer Basis organisieren mußte, und dies unter starkem Rückgriff auf kulturelle Ressourcen, waren es doch die Bedürfnisse der Familie/des Haushalts, die für gesellschaftliche Dynamik sorgten, und es war die gesellschaftliche Institution Familie, über die die traditionellen Werte in erster Linie propagiert wurden. Die Grundlagen für die neotraditionalistische Ausrichtung der Gesellschaft (und über die Gesellschaft auch des Staates) können aus dem abgeleitet werden, was Staniszkis (1992) als die ontologische Besonderheit des Staatssozialismus festgestellt hat. Diese besteht in der Existenz von Macht ohne Politik, einer Wirtschaft ohne wirtschaftliche Interessen und einer Gesellschaft ohne Zivilgesellschaft. Der Staat tritt faktisch an die Stelle der Gesellschaft. Auch wenn sich Staniszkis' Untersuchung auf den öffentlichen Bereich beschränkt, wird deutlich, daß der starre, irreflexive institutionelle Rahmen, den der Staatssozialismus vorgibt, auch weitreichende Konsequenzen für die Familie/den Haushalt und das Individuum hat. Das Hauptanliegen der Menschen besteht darin, sich innerhalb des Systems eine möglichst gemütliche und sichere Nische zu schaffen – *urządzić się*, um den polnischen Ausdruck zu verwenden (vgl. Marody 1991).³ Interessen des Individuums und des Haushalts werden formal nicht auf die Funktionsweise der politischen und wirtschaftlichen Institutionen abgestimmt, sondern mehr und mehr in den Lücken des formalen Systems verfolgt, sowie durch Besetzen und Unterwandern des Systems durch nicht-offizielle Aktivitäten. Ermöglicht wird dies durch den dem System immanenten Mangel an Kontrolle – ein Paradox, das, wie Staniszkis (1992) gezeigt hat, mit der Ablösung der Wirtschaftsdurch die Kontroll-Rationalität im Staatssozialismus zusammenhängt. Ein Netz von Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnissen wird zu einer unentbehrlichen sozialen Ressource. Die Erfordernisse des Haushalts bilden den Ausgangspunkt für diese nicht-offiziellen Aktivitäten, denn das gute Funktionieren des Haushalts macht Überleben und Widerstand möglich. Gleichzeitig bildet der Haushalt auch den Endpunkt dieser Aktivitäten, denn die Besetzung und Korrumpierung formaler Institutionen durch informelle Netzwerke konnte nicht die Veränderung dieser Institutionen, sondern nur deren Zusammenbruch herbeiführen. Wie Konrad (1985, 186) schreibt, wird »die langsame Revolution der Autonomie . . . nicht dadurch vollendet, daß in den Zimmern der Obrigkeit hinter den gepolsterten Türen neue Menschen in den Sesseln sitzen«. Die formalen Institutionen konnten sich angesichts neuer Informationen, die von realen Menschen in einer realen Gesellschaft stammten, nicht selbst erneuern, solange der Staat für sich in Anspruch nahm, stellvertretend für diese Gesellschaft zu handeln. Die parasitäre Besetzung wurde jedoch geduldet, um dem Staat eine gewisse »Legitimation« zu verschaffen (vgl. Podgórecki 1991).

Öffentlicher und privater Bereich

In der neotraditionalistischen Gesellschaft Osteuropas ist die Familie/der Haushalt, das Persönliche und Private von zentraler Bedeutung. Das Überleben erfordert Selbstvertrauen und Einfallsreichtum und gründet auf der gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit der Ehepartner. Unter den politischen und wirtschaftlichen Bedingungen des Staatssozialismus ist die Teilnahme am Erwerbsleben nicht wie in einer modernen Gesellschaft mit freier Marktwirtschaft gleichbedeutend mit »Unabhängigkeit«. Die Familie ist die Quelle der Autonomie (vgl. Lewin 1989), einer Autonomie, die nicht im Sinne von Ansprüchen des einzelnen, sondern in Abgrenzung zum Staat definiert ist. Obwohl es eine formale und räumliche Trennung zwischen öffentlichem und privatem Bereich gibt, sind diese Bereiche faktisch nicht vergleichbar mit denen in der freien Marktwirtschaft. Im Staatssozialismus stand das Zuhause der Abwicklung einer Vielfalt von Geschäften im Rahmen des persönlichen Netzwerks offen; es stand all denen offen, die eindeutig nichts mit der Bürokratie zu tun hatten, blieb aber verschlossen für alle anderen (vgl. Watson 1985). Die Trennlinie zwischen den beiden Bereichen wird durch die Besetzung des Öffentlichen durch das Private verwischt. Dies ist ein Grund, warum Staniszkis (1992) auf das Fehlen des Weberischen Typs von Bürokratie im Staatssozialismus hingewiesen hat. Der Arbeitsplatz ist mehr als ein Arbeitsplatz: Er bietet eine Parzelle auf dem Territorium des öffentlichen Bereichs, ein »Lehen«, um den von Adam Podgórecki (1991) geprägten Begriff zu verwenden; eine Form »nicht-exklusiven Eigentums«, das zum Gewinn des Haushalts genutzt werden kann. Dies erfolgt durch den informellen Austausch von Gütern und Dienstleistungen, zu denen Menschen auf Grund ihrer Position in der Beschäftigungsstruktur Zugang haben. Personifiziertes Vertrauen bildet die Basis des Systems:

»Wenn ein Kunde oder eine Kundin, die ich nicht kenne, an mich herantritt«, erzählte mir eine 26jährige Frau in einem Bekleidungsgeschäft, »dann lehne ich das Angebot sofort ab, weil ich mir der Gefahr bewußt bin. Du mußt einfach deine eigenen vertrauenswürdigen Leute haben, und die lernst du dadurch kennen, daß deine Bekannten dir ihre Bekannten schicken, denn innerhalb eines solchen *srodowisko* [soziales Netz; P.W.] kennen sich alle gegenseitig. Es läßt sich also immer etwas 'arrangieren', aber nur mit Leuten, denen du vertraust« (Pawlik 1992).

Doch gleichzeitig ist der Arbeitsplatz weniger als ein Arbeitsplatz: Es liegt in der Logik des Systems, daß in einer Beschäftigungsstruktur, wo echte Karriere und echte gesellschaftliche Macht von der politischen Einstellung abhängen (und damit moralisch verdächtig sind) und wo das Fehlen von Wirtschafts-Rationalität und gesundem Menschenverstand die Handlungen eines Menschen oft völlig sinnlos macht, der persönliche Einsatz minimal ist. Dieses Unterwandern der Trennlinie zwischen öffentlichem und privatem Bereich in der »realen Gesellschaft« ist nicht einfach eine Folge der Güterknappheit, wie u.a. Marody (1992) meint. Es ist eine ungeplante Folge des Staatssozialismus als politisches Gebilde.

Gesellschaftlicher Wandel und Identität

Der Veränderungsprozeß in Osteuropa wird also nicht hinreichend verständlich, solange er einfach nur als Umstrukturierung des formalen öffentlichen Bereichs

betrachtet wird. Zentrales Element dieses Prozesses ist der Wandel im Verhältnis zwischen öffentlichem und privatem Bereich. Denn in dem Maße, in dem eine patriarchale Zivilgesellschaft verwirklicht wird, wird die Trennung zwischen öffentlichem und privatem Bereich verschärft und die Domäne der Frauen – Haushalt und Familie – an den Rand des gesellschaftlichen Lebens gedrängt. Dieser Prozeß hat erhebliche Auswirkungen auf die Geschlechtsidentität, in der er die neuen Dimensionen von Minderwertigkeit und Überlegenheit etabliert. Ob die damit verbundene Abwertung der weiblichen Identität bewußt wahrgenommen wird, ob das »Problem ohne Namen«, wie es Betty Friedan (1966) genannt hat, entsteht und als solches erkannt wird, hängt stark von der gelebten Erfahrung in der Zivilgesellschaft ab: Solange diese fehlt, wird die Botschaft des Feminismus, mit wenigen Ausnahmen, auf taube Ohren stoßen.

In einem Kontext allumfassender, irreflexiver und als »fremd« empfundener staatlicher Institutionen wächst die Bedeutung der Tradition als kulturelle Ressource, einfach weil es keine anderen Optionen gibt (vgl. Shils 1981). Die Geschlechtsidentität ist ein Aspekt dieser kulturellen Ressource. Identität konstituiert sich nicht reflexiv (vgl. Giddens 1991), sondern reaktiv. Das Selbstverständnis der Gesellschaft in Abgrenzung vom Staat bedeutet die ständige Wiederbelebung der Tradition. Ich bin daher der Meinung, daß die traditionelle Geschlechtsidentität (und nationale Identität) in einer Gesellschaft sowjetischen Typs nicht einfach unterdrückt, sondern gleichzeitig gestärkt wird. Der Staatssozialismus wirkt also faktisch lebenserhaltend für eine traditionsgebundene Identität. Anhaltspunkte hierfür finden sich in einer Reihe von Quellen. Zum Beispiel deckt Lyn Attwoods kürzlich erschienene Studie über den »Neuen sowjetischen Mann und die neue sowjetische Frau« Geschlechterrollen-Stereotype auf, die so extrem sind, daß sie westlichen LeserInnen wie Karikaturen erscheinen müssen (Attwood 1991). Auch Irena Reszkes Untersuchung über Geschlechterrollen-Stereotype im Berufsleben weist die Einschätzung der Menschen darüber, welche Arbeitsplätze für Frauen angemessen sind, als extrem restriktiv aus (Reszke 1984). Dies steht im Widerspruch zu dem hohen Anteil berufstätiger Frauen und zu der Tatsache, daß im beruflichen Bereich wesentlich weniger zwischen Frauen und Männern getrennt wird als etwa in Großbritannien (vgl. Watson 1985). Schließlich hat kürzlich eine Vergleichsstudie zwischen den Ländergruppen Rumänien und Polen einerseits und Italien und Kanada andererseits ergeben, daß in den beiden staatssozialistischen Ländern extremere Geschlechterrollen-Stereotypen bestanden als in den westlichen. Dem widerspricht jedoch die Praxis, da die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in den beiden staatssozialistischen Ländern de facto weniger ausgeprägt war als in Kanada oder Italien (Siemińska 1990).

Diese Untersuchungen legen den Schluß nahe, daß die traditionelle Geschlechtsidentität im Staatssozialismus eine normative Dimension besitzt, die im Alltagsleben nicht vollständig realisiert werden kann. Ich würde weiterhin behaupten, daß der Wunsch nach »normaler« Politik und »normalem« gesellschaftlichem Leben in einer Gesellschaft sowjetischen Typs der Wunsch nach einer vergeschlechtlichten Normalität ist, in der Frauen und Männer die ihnen traditionell zugewiesenen Geschlechterrollen optimal ausfüllen können. Szalai (1991) z.B.

stellt fest, daß sich Frauen in Ungarn am häufigsten darüber beklagen, sie hätten nicht genug Zeit, um gute Ehefrauen und Mütter zu sein. Diese Art der Unzufriedenheit findet sich vielfach auch in Polen (vgl. Watson 1992a). Eine interessante Untersuchung von Koralewicz und Ziólkowski (1990) über die »Mentalität der PolInnen« hat ergeben, daß Frauen sich weit häufiger als Männer eine Stelle wünschen, die eine Verringerung der Arbeitsbelastung mit sich brächte, während Männer eher dahin tendieren, einen Arbeitsplatz zu suchen, bei dem sie ihre Eigeninitiative unter Beweis stellen können. (Leider ist diese Untersuchung geschlechtsblind, so daß ihr Ergebnis unhinterfragt bleibt, nach dem erheblich weniger Frauen als Männer dem Persönlichkeitstypus angehören, der sich ausgesprochen gut an die Bedingungen der freien Marktwirtschaft anpaßt.)

Es gibt weiterhin Anzeichen dafür, daß bei Männern die unter dem vormund-schaftlichen Staat erfolgte Entmaskulinisierung zu Unzufriedenheit geführt hat, und daß dies bei einigen von ihnen der Auslöser war, für Veränderungen zu kämpfen. (Interessanterweise hat Joan Landes festgestellt, daß die Entmaskulinisierung durch die monarchistische Macht unter dem absolutistischen *ancien régime* in Frankreich dazu führte, daß die Männer die gesellschaftliche Macht der Frauen und ihren Ausbruch aus dem häuslichen Bereich kritisierten [Landes 1989].) Das Beispiel Polens ist in dieser Hinsicht aufschlußreich. So hat z.B. Jacek Kurczewski (1992) auf die »gesellschaftliche Heterogenität« der *Solidarność*-Führung in den achtziger Jahren hingewiesen und diese darauf zurückgeführt, daß in jenem Jahrzehnt eine neue Mittelklasse entstand, die mit der formalen Karrierestruktur auf Grund der fehlenden Aufstiegsmöglichkeiten unzufrieden war.

»Seit 1980 vertrete ich die Auffassung, daß die kommunistische Gesellschaft ihre eigene neue Mittelklasse geschaffen hat, die sich aus Menschen mit guter Schul- und Berufsausbildung zusammensetzte, deren Ambitionen durch die Nomenklatura-Barriere behindert wurden, durch die es Nicht-Parteimitgliedern und bis zu einem gewissen Grade auch den Parteimitgliedern von der Basis unmöglich war, auf ihre Arbeits- und Wohnsituation Einfluß zu nehmen und sich am politischen Leben zu beteiligen. Diese neue Mittelklasse umfaßte Elektrofacharbeiter genauso wie Universitätsprofessoren, und die *Solidarność*-Führung spiegelte diese Heterogenität hinsichtlich Ausbildung und Beschäftigung wider.« (Kurczewski 1992, 170)

Dies zeigt, daß es die Männer und nicht die Frauen waren, die die Beschränkungen des öffentlichen Lebens im Staatssozialismus am stärksten empfanden. Frauen sind hier angesichts der geringen Zahl von Elektrofacharbeiterinnen oder Universitätsprofessorinnen nur von untergeordnetem Interesse – ganz zu schweigen natürlich von der extremen sozialen Homogenität der *Solidarność*-Führung, was das Geschlecht betrifft. Noch deutlicher zeigt sich, welche große Bedeutung der Entmaskulinisierung als Triebkraft im Staatssozialismus zukam, in Aussagen von Aktivisten der Oppositionsbewegung selbst. Die Definition von »Aktivist der Oppositionsbewegung«, die der betreffenden Studie zugrundeliegt, traf nur auf Männer zu. Diese männlichen Aktivisten trieb nicht in erster Linie der Wunsch, den Kommunismus zu bekämpfen, den sie als längst besiegt betrachteten, sondern allein das Bedürfnis zu handeln – »es kam ganz natürlich«, sagten sie.

»Die Aktivisten der Oppositionsbewegung waren von dem leidenschaftlichen Wunsch beseelt, zu ihren eigenen Bedingungen am öffentlichen Leben teilzunehmen, Aktivitäten im öffentlichen

Bereich zu entwickeln und auszuführen. Die Begriffe 'Aktivität', 'Partizipation' und 'öffentlicher Bereich' sind dabei Orientierungshilfen, ohne die es unmöglich wäre, die polnische Oppositionsbewegung zu verstehen. (...) Das stärkste Gefühl ist nicht der Wille zum Sieg, sondern Selbstachtung. Dies steht im Widerspruch zu der Passivität und Hilflosigkeit, die in unserem Land als 'normales' (im Sinne von 'allgemein verbreitetes') Lebensmodell betrachtet wird. 'Ich will niemals ein Schwächling sein', wie es ein Interviewpartner ausdrückte.« (Szwajzer 1992, 228)

Es wird deutlich, daß die Passivität und Hilflosigkeit, von der hier die Rede ist, von Männern auf Grund ihres Ausschlusses aus dem öffentlichen Bereich empfunden wird. BeobachterInnen fällt es schwer, diese Eigenschaften, mögen sie hier auch als »das Normale« eingestuft werden, mit polnischen Frauen zu assoziieren, wo doch zum einen auf ihren Schultern die Aufgabe der Alltagsbewältigung besonders schwer lastete, und sie zum anderen unter den schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen im Staatssozialismus besonders erfinderisch sein mußten.

Zusammenfassung

In dieser Arbeit habe ich auf eine grundlegende, in der Forschung aber vernachlässigte Dimension des gesellschaftlichen Wandels in Osteuropa aufmerksam gemacht – die Dimension des Geschlechts. Das soziale Geschlecht ist grundlegend von diesem Wandel betroffen, denn der Übergang vom Staatssozialismus zur freien Marktwirtschaft erschöpft sich nicht in der Umstrukturierung des öffentlichen Bereichs. Der private Bereich, die Familie und die Identität des einzelnen Menschen sind eng in diesen gesellschaftlichen Wandlungsprozeß eingebunden. Nicht zufällig haben so viele AutorInnen auf die Wichtigkeit der Familie im Staatssozialismus hingewiesen. Ursache hierfür waren nicht, wie so oft behauptet wurde, das schlecht funktionierende Wirtschafts- oder Wohlfahrtssystem, sondern vielmehr die strukturellen Merkmale des Staatssozialismus als politisches Gebilde. In einem Land, in dem die Partei die gesellschaftliche Führungsrolle übernimmt, in dem der Staat die gesellschaftlichen Subjekte ersetzt und in dem formale Institutionen einen irreflexiven Rahmen für Bedürfnisbefriedigung und Identitätsfindung vorgeben, wird die Tradition mobilisiert oder wiederbelebt – als Quelle des Überlebens wie des Widerstands. Die zentrale Stellung der Familie ist ein Hauptaspekt des neotraditionalistischen Charakters des Staatssozialismus. Aber noch andere Erscheinungen sind damit verbunden: Vertrauen ist dauerhaft an persönliche Bindungen gekoppelt; Identität wird als starr und irreflexiv verstanden. Identität ist hier nicht das Ergebnis eines dialektischen Zusammenspiels zwischen Individuum und gesellschaftlichen Institutionen, wie es laut Giddens (1991) für die Spätmoderne typisch ist, sondern wird in erster Linie in Abgrenzung von diesen Institutionen und in Anlehnung an bestimmte fort-dauernde gesellschaftliche Formen oder Konzepte definiert: Familie und/oder Nation. Die traditionelle Geschlechtsidentität hat auch strategische Bedeutung für Überleben und Widerstand. Meine These besagt, daß unter den Bedingungen des Staatssozialismus beide Geschlechter mit dem Staat unzufrieden sind, nicht so sehr auf Grund seines Unvermögens, die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zu beseitigen, sondern vielmehr auf Grund des Ausmaßes, in dem der Staat die Frauen daran gehindert hat, »echte« Frauen zu sein, und die Männer,

»echte« Männer zu sein. Die Unzufriedenheit der Frauen resultiert nicht aus einem Gefühl der Unterlegenheit und des Ausgegrenztseins, sondern aus einer Arbeitsbelastung, die sie daran hindert, gute Ehefrauen und Mütter zu sein. Die Männer wiederum tendieren dazu, ein Gefühl der Entmaskulinisierung infolge der Unmöglichkeit zu empfinden, im öffentlichen Bereich wirkliche Macht zu entfalten und Initiative zu zeigen. Auch wenn sich einwenden läßt, daß im Staatssozialismus in gewisser Weise die gesamte Gesellschaft vom öffentlichen Bereich »ausgeschlossen« ist, so wird dieser Ausschluß von den Männern doch subjektiv stärker empfunden.

Die Geschlechtsidentität durchläuft in Osteuropa gegenwärtig einen allmählichen Veränderungsprozeß. Zwar haben Frauen wie Männer eine Veränderung herbeigesehnt; die Frauen sahen jedoch nicht vorher und konnten auch nicht vorhersehen, daß der Preis für die Befreiung der Männer von der Entmaskulinisierung der freiwillige oder auch unfreiwillige Ausschluß der Frauen aus dem neuen öffentlichen Bereich ist, und daß dieser Prozeß letztlich zu einer Abwertung der weiblichen Identität führen wird. Dies ist keine neue Erfahrung. Tatsächlich dient uns die lautlose Revolution in Osteuropa als lebendige Mahnung, daß, wie Giddens (1992, 6) es ausdrückt, die »Moderne ... Anderssein, Ausgrenzung und Marginalisierung mit sich bringt. Während die modernen Institutionen die Möglichkeiten der Emanzipation in sich bergen, schaffen sie doch gleichzeitig Unterdrückungsmechanismen, anstatt Selbstverwirklichung zu fördern«. Der dramatische Wandel der Geschlechterverhältnisse in Osteuropa macht das Ausmaß des Maskulinismus im Kern der westlichen Demokratie sichtbar, das auch hier bis vor kurzem noch systematisch verschwiegen wurde.

Aus dem Englischen von Isolde Tegtmeier und Iris Konopik

Anmerkungen

- 1 Eine lobenswerte Ausnahme bildet die jüngste Arbeit von Kennedy (1991).
- 2 De facto wurde die Vorschrift der geschlechtsspezifischen Stellenausschreibung im neuen Arbeitsgesetz von 1991 abgeschafft. Dies hat im wesentlichen zur Folge, daß die nationalen Statistiken jetzt nicht mehr in Prozenten die Stellen ausweisen, die jeweils für Frauen und Männer angeboten werden. Ein Verbot der geschlechtsspezifischen Stellenausschreibung steht nicht zur Diskussion, und die Ausschreibungspraxis hat sich in dieser Hinsicht nicht geändert. Kurz nach dem Interview, in dem Anna Popowicz diese Bemerkung machte, wurde sie wegen ihrer Kritik an dem ethischen Kodex, dem ÄrztInnen im Dezember 1991 zugestimmt hatten und der Abtreibung in Polen per Gesetz verbietet, fristlos aus ihrem Amt entlassen.
- 3 Zum Vergleich Jens Reichs metaphorischer Bezug auf Goethes »Schneckenhaus« in seiner Darstellung desselben Phänomens in der DDR (Reich, 1990).

Literaturverzeichnis

- Adamik, M., 1991: »Feminism in Hungary«. In: East European Reporter 4, 4, 26-27
- Attwood, L., 1990: The New Soviet Man and Woman: Sex Role Differentiation in the USSR. London
- Casals, F.G., 1980: The Syncretic Society. New York
- Dölling, I., 1991: »Between Hope and Helplessness: Women in the GDR«. In: Feminist Review 39, 3-15
- Einhorn, B., 1991: »Where have all the Women Gone?«. In: Feminist Review 39, 16-36
- Friedan, B., 1966: Der Weiblichkeitswahn oder Die Mystifizierung der Frau. Reinbek b. Hamburg
- Giddens, A., 1991: Modernity and Self-Identity. Cambridge

- Hankiss, E., 1990: *East European Alternatives*. Oxford
- Havel, V., u.a., 1985: *The Power of the Powerless: Citizens Against the State in Central-East Europe*. New York
- Heinen, J., 1989: »The Impact of Social Policy on the Behaviour of Women Workers in Poland and East-Germany«. In: *Critical Social Policy* 10, 2, 79-91
- Jancar, B., 1985: »Women in the Opposition in Poland and Czechoslovakia in the 1970s«. In: Wolchik, S.L., und A.G. Meyer (Hrsg.): *Women, State and Party in Eastern Europe*. Durham, N.C.
- Jowitz, K., 1983: »Soviet Neotraditionalism: The Political Corruption of a Leninist Regime«. In: *Soviet Studies*, XXXV, 3, 275-297
- Kaldor, M., 1991: »After the Cold War«. In: *Feminist Review* 39, 109-114
- Kennedy, M., 1991: *Professionals, Power and Solidarity in Poland: A Critical Sociology of Soviet-type Society*. Cambridge
- Kiss, J., 1991: »Women in Hungary«. In: *Feminist Review* 39, 49-57
- Konrad, G., 1985: *Antipolitik. Mitteleuropäische Meditationen*. Frankfurt/M.
- Koralewicz, J., und Ziółkowski, M., 1990: *Mentalność Polaków*. Poznan
- Kostova, D., 1991: »Political Parties and Leaders in Bulgaria«. In: *Sisyphus* VII, 123-132
- Kurczewski, J., 1992: »Shared Privacy«. In: Wedel, J. (Hrsg.): *The Unplanned Society: Poland During and After Communism*. New York
- Landes, J., 1988: *Women and the Public Sphere in the Age of the French Revolution*. Ithaca
- Lewin, M., 1988: *The Gorbachev Phenomenon*. Berkeley
- Marody, M., 1991 (Hrsg.): *Co Nam Zostało z Tych Lat ...* London.
- Mitter, S. (in Vorb.): »A Comparative Analysis of Women's Industrial Participation During the Transition from Centrally-Planned to Market Economies in East Central Europe«. In: United Nations (Hrsg.): *The Impact of Economic and Political Reform on the Status of Women in Eastern Europe and the USSR. Proceedings of a United Nations/United Nations Development Programme Seminar*. Wien, 8.-12. April 1991
- Pateman, C., 1989: *The Disorder of Women*. Cambridge
- Pawlik, W., 1992: »Intimate Commerce«. In: Wedel, J. (Hrsg.): *The Unplanned Society: Poland During and After Communism*. New York
- Podgórecki, A., 1991: »The Authorisation of Illegality«. In: Kwaśniewski, J., und Watson, P. (Hrsg.): *Social Control and the Law in Poland*. Oxford
- Posadskaya, A. (in Vorb.): »The Role and Task of National Machinery for the Advancement of Women in the Period of Social and Economic Reform in the Countries of Eastern Europe and the USSR«. In: United Nations (Hrsg.): *The Impact of Economic and Political Reform on the Status of Women in Eastern Europe and the USSR. Proceedings of a United Nations/United Nations Development Programme Seminar*. Wien, 8.-12. April 1991
- Reich, J., 1990: »Reflections on Becoming an East German Dissident, on Losing the Wall and a Country«. In: Prins, G. (Hrsg.): *Spring in Winter*. Manchester
- Reszke, I., 1984: *Social Prestige and Gender: Criteria of Occupational and Personal Prestige*. Warschau
- Rosenberg, D.J., 1991: »Shock Therapy: GDR Women in Transition from a Socialist Welfare State to a Social Market Economy«. In: *Signs* 17, 1, 129-151.
- Rynek Pracy, 1992: »Informacja«. In: *Rynek Pracy* 1, 43-46
- Shils, E., 1981: *Tradition*. London
- Siemieńska, R., 1990: *Pleć, Zawód, Polityka: Kobiety w Życiu Publicznym w Polsce*. Warschau
- Staniszki, J., 1992: *The Ontology of Socialism*. Oxford
- Szalai, J., 1991: »Some Aspects of the Changing Position of Women in Hungary«. In: *Signs* 17, 1, 152-170
- Swajzer, P., 1992: »Opposition Against Society: In Pursuit of a 'Normal' Life«. In: Wedel, J. (Hrsg.): *The Unplanned Society: Poland During and After Communism*. New York
- Thompson, D., 1976: »Women and Nineteenth-Century Radical Politics«. In: Mitchell, J., und A. Oakley (Hrsg.): *The Rights and Wrongs of Women*. Harmondsworth
- Yuval-Davis, N., 1991: »The Citizenship Debate: Women, Ethnic Process and the State«. In: *Feminist Review* 39, 58-68
- Watson, P., 1985: *The Division of Labour in the Child Health Care: Poland and Britain Compared*. Dissertation, University of Warwick
- dies., 1992a: »Gender Relations, Education and Social Change in Poland«. In: *Gender and Education* 4, 1/2, 127-147
- dies., 1992b: »Not Ashamed': An Interview with the Polish Government Representative for Women and the Family, Anna Popowicz. Unveröff. Ms.
- dies., 1993: »The Rise of Masculinism in Eastern Europe«. In: *New Left Review* 198, 71-82

Nancy Fraser

Clintons Umbau des Sozialsystems

Über die Herausbildung neoliberaler politischer Vorstellungen¹

In den USA vollziehen sich bedeutende politisch-kulturelle Veränderungen, da eine neue neoliberale Hegemonie errichtet wird. In diesem Aufsatz versuche ich darzustellen, um welche Veränderungen es sich handelt und was sie bedeuten, indem ich die politische Kultur untersuche, die dem Sozialsystem zugrundeliegt. Ich hinterfrage den neuen »nationalen Common sense«, der sich auf dem Gebiet der »Reform des Sozialsystems« und der »Familienpolitik« herausbildet und eine bestimmte Einstellung gegenüber den »Steuern« beinhaltet. Ich möchte aufzeigen, ob und wie der »Clintonismus« den diskursiven Raum verändert, in dem diese Fragen behandelt werden, und welches die politischen Konsequenzen sein könnten.

Folglich analysiere ich das, was ich die *politischen Vorstellungen vom Sozialsystem* nenne. Ich untersuche einen öffentlichen Bereich, der von verschiedenen selbstverständlichen Annahmen über die Bedürfnisse und Ansprüche der Menschen durchdrungen ist, ja, durch diese geradezu strukturiert wird. Diese Annahmen beeinflussen die Art und Weise, wie soziale Probleme in den USA benannt und diskutiert werden, und sie bestimmen das Spektrum der denkbaren Lösungen (Fraser 1989). Sie sind oft zu Schlagworten und stereotypen Bildern geworden, die den öffentlichen Diskurs beherrschen. Zusammengenommen bilden solche Schlagworte, Bilder und Annahmen die politischen Vorstellungen vom Sozialsystem.

Die Analyse dieser Vorstellungen beleuchtet zugleich, wie soziale Identitäten geschaffen werden, und untersucht die Kategorien, in denen Menschen formulieren, wie sie sich wahrnehmen, was sie ihrer Ansicht nach verdient haben und worauf sie hoffen. Diese Kategorien sind wiederum an Annahmen über Identität und Differenz gebunden: wer ähnelt mir und wer nicht, wer ist mein Verbündeter und wer ist mein Feind? Meine Analyse zeigt also auch die diskursive Herausbildung von Affinitäten und Animositäten auf. Wir sehen, wie soziale Solidaritäten und soziale Antagonismen entwickelt werden (Fraser 1992).²

Sodann möchte ich im wesentlichen die folgenden Fragen behandeln: Welchen Einfluß hat der Clintonismus auf die politischen Vorstellungen vom Sozialsystem? Bis zu welchem Grad und wie entsteht ein neuer nationaler Common sense? Wie könnten die Linien von Solidarität und Antagonismus neu gezogen werden? Meine Antwort umfaßt zwei Teile: Zuerst stelle ich die wichtigsten Elemente der *neokonservativen* politischen Vorstellungen von staatlicher »Wohlfahrt« in der Ära von Bush und Reagan dar. Dann untersuche ich die *neoliberalen* Vorstellungen, die sich unter Clinton herausbilden.

Die neokonservativen politischen Vorstellungen vom Sozialsystem

Zum Zweck der Analyse können wir sechs entscheidende Einstellungen und Annahmen herausarbeiten, die den neokonservativen Common sense unter Reagan und Bush untermauerten.

1. *Der anti-soziale Lohn*: die politische Kultur propagierte eine ökonomistische, warenorientierte Auffassung des Lebensstandards, der auf das Geldeinkommen des einzelnen und/oder der Familie reduziert wurde. Diese Auffassung ignorierte solche wesentlichen Elemente eines menschenwürdigen Lebens wie eine gesunde, saubere und erhaltbare Umwelt, eine lebendige öffentliche Kultur und die ganze Palette der staatlichen Güter und Dienstleistungen, die zusammen mit dem Geldeinkommen in die Idee des sozialen Lohns eingeflossen sind. Diese Idee hatte im nationalen Common sense unter Reagan und Bush keinen Platz. Die vorherrschende Reaktion auf einen sinkenden Lebensstandard war vielmehr die Ablehnung von Steuern und »Staatsausgaben«. Bei vielen Menschen verengte sich der Blick, so daß sie sich nur noch auf den Schutz »ihres Besitzstandes« konzentrierten. Sie faßten ihr Einkommen als ausschließlich persönlichen bzw. familiären Besitz auf, während sie das Interesse an staatlichen Gütern und Dienstleistungen verloren, die immer mehr nur für die »anderen« da waren. Die Folge war die Ersetzung des sozialen Lohns durch eine Konstruktion des individuellen bzw. familiären Besitzstandes, den anti-sozialen Lohn.

2. *Warenangebot versus staatliche Absicherung*. Unter Reagan und Bush waren steuerfinanzierte und vom Staat bereitgestellte Güter und Dienstleistungen verpönt, während ihre Warenäquivalente hoch im Kurs standen. Als sich die staatlichen Dienstleistungen verschlechterten, bekam das Wort »staatlich« selbst einen negativen Klang. Im sozialstaatlichen Kontext wurde der Begriff nicht hauptsächlich mit dem normalen Bürger assoziiert, sondern mit dem stigmatisierten Armen, wie bei »staatlichen Krankenhäusern« und »staatlichem Wohnungsbau« (Fraser und Gordon 1993a). Die Kehrseite war die Aufwertung der Waren. Es herrschte die Auffassung, daß Waren staatlichen Gütern überlegen waren, und das nicht im Einzelfall, sondern grundsätzlich. Waren, so wurde behauptet, erlaubten eine »freie Wahl«. Das Ergebnis war eine Reihe von Initiativen, die darauf abzielten, öffentlichen Funktionen wieder einen Warencharakter zu geben; sei es durch Unterverträge, wie im Fall von Gefängnisverwaltungen, sei es durch Gutscheine, wie im Fall von Schulen. Die schulpolitischen Vorschläge waren angesichts der langen historischen Verbindung von staatlichen Schulen und US-amerikanischer Staatsbürgerschaft besonders bedeutsam.

3. *Vertrag versus Wohltätigkeit*: Unter Reagan und Bush entstand erneut ein scharfer, nahezu ausschließlicher Gegensatz zwischen »Vertrag« und »Wohltätigkeit«. Bejaht wurden Transaktionen, von denen man annahm, daß sie dem Austausch von Äquivalenten ähnelten, während diejenigen negativ bewertet wurden, die als einseitige Geschenke betrachtet wurden. Im sozialstaatlichen Kontext führte dies zu einem ideologischen Gegensatz zwischen »Sozialversicherungsprogrammen« wie Sozialrenten und »Wohlfahrtsprogrammen« wie Beihilfe für Familien mit abhängigen Kindern (AFDC).³ Man ging davon aus, daß die Sozialversicherungsprogramme »beitragsgebunden« und daher legitim waren; da

die Menschen anscheinend nur das »zurückbekamen, was sie eingezahlt hatten«, wurde die Transaktion als ein vertraglich festgesetzter Austausch betrachtet, und die Ansprüche waren sicher. Wohlfahrtsprogramme wurden dagegen als »nicht beitragsgebunden« bezeichnet, so daß ihre Legitimität fragwürdig war; da die Empfänger anscheinend etwas »umsonst« bekamen, wurde diese Transaktion als einseitiges Geschenk, als unverdient, von der gesellschaftlichen Norm abweichend und potentiell schädlich betrachtet. Der Gegensatz von Vertrag und Wohltätigkeit verschleierte den wahren Charakter der beiden Formen von staatlichen Programmen.⁴ Außerdem setzte er denkbaren sozialstaatlichen Regelungen enge Grenzen. Indem *alle* Regelungen *entweder* als vertraglich festgelegt *oder* als karitativ klassifiziert wurden, schienen damit alle möglichen Alternativen erschöpft zu sein. Formen der gegenseitigen Hilfe, die nicht vertraglich abgesichert waren, wurden aus dem öffentlichen Diskurs verbannt (Fraser und Gordon 1993a).

4. *Unabhängigkeit versus Abhängigkeit*: In der Reagan-Bush-Ära wurde ein alter ideologischer Gegensatz zwischen »Unabhängigkeit« und »Abhängigkeit« verschärft. Dieser Gegensatz führte zu neuen Angriffen auf die »Abhängigkeit von Sozialleistungen«. Die Inanspruchnahme von »Sozialleistungen« (AFDC) wurde mit »Abhängigkeit« gleichgesetzt, während der Lohn »Unabhängigkeit« ermöglichte. Diesem Gegensatz, wie dem Gegensatz von Vertrag und Wohltätigkeit, lag eine männer-zentrierte Auffassung von Arbeit zugrunde: die Lohnarbeit wurde anerkannt und belohnt, wohingegen die nicht entlohnte Haus- und Erziehungsarbeit der Frauen nicht anerkannt wurde. Das war natürlich kaum etwas Neues, aber in einem postfordistischen, postindustriellen Kontext bekam es eine neue Bedeutung. In dieser Zeit wurde das Ideal der Entlohnung von Hausarbeit immer mehr in Frage gestellt, und die »arbeitende Mutter« wurde zur Norm. Der Druck, durch Lohnarbeit »für sich selbst aufzukommen«, wuchs. Die Frontstellung der »Steuerzahler« gegen die »Empfänger von Sozialleistungen« wurde stärker, da arme alleinstehende Mütter, die staatliche Beihilfe bekamen, diesem Verständnis nach »nicht arbeiteten« (Fraser und Gordon 1993b).

5. *Vom Anspruch zur Verpflichtung*: In den sechziger und siebziger Jahren bedeutete die »Reform des Sozialsystems« vor allem die Stärkung der Ansprüche der Empfänger von sozialen Leistungen: Erweiterung des Kreises der Berechtigten, steigende Leistungen, weniger Bevormundung, Diskretion der Behörden, Beseitigung des Stigmas – kurzum: die »Sozialleistungen« wurden zu einem Recht. In der Reagan-Bush-Ära änderte sich dies dramatisch. »Reform des Sozialsystems« bedeutete jetzt Beschneidung von Rechten und Senkung der Kosten: Leistungen wurden von gewissen »Pflichten« der Empfänger abhängig gemacht, der Kreis der Berechtigten wurde verkleinert, die Leistungen wurden abgebaut, es wurden Arbeitsleistungen verlangt oder die Unterstützung für arme Frauen und Kinder wurde ganz abgeschafft. »Reformen« wie die Pflicht der Leistungsempfänger zur Arbeit, zum Lernen und zum Heiraten waren an zahlreiche Bedingungen gebunden, wodurch die Idee eines bedingungslosen Rechts untergraben wurde. Das einflußreiche Buch von Lawrence Mead (1986) faßte diesen Common sense in seinem Titel zusammen: *Beyond Entitlement: The Social Obligation of Citizenship*. Der Anspruch geriet von zwei Seiten her unter Beschuß:

erstens im Sinne eines Rechts auf Hilfe von anderen ohne den Verlust der eigenen Würde; zweitens im Sinne von »unkontrollierten« Staatsausgaben, deren Zweckgebundenheit nicht durch den Gesetzgeber bestimmt wird (Fraser und Gordon 1993c).

6. *Persönliche Verantwortung*: Unter Reagan und Bush war die Auffassung vorherrschend, daß die Individuen für ihr Schicksal selbst verantwortlich sind, obwohl einzelnen Gruppen auch bestimmte Mängel unterstellt wurden. Strukturelle Erklärungen von Armut verschwanden aus der politischen Kultur, dafür rückten moralische Erklärungen in den Vordergrund. Journalisten entdeckten »die Unterschicht«, und Sozial-»Wissenschaftler« sahen die Ursachen des Elends in den Verhaltensweisen und der Kultur dieser Schicht. Es hieß, die Armen in den Ghettos würden sich nicht den Werten der Gesellschaft verpflichtet fühlen, wozu auch sexuelle Enthaltsamkeit und Arbeitsmoral gehörten. Möglichkeiten waren vorhanden, so sagte man, aber die Kultur der Armen hinderte diese daran, sie zu ergreifen. Daran waren teilweise auch Sozialprogramme schuld, da sie solche »dysfunktionalen« Verhaltensweisen wie »uneheliche Kinder« und »Arbeitsscheu« belohnt und gefördert hatten. Das Heilmittel war »persönliche Verantwortung«. ⁵

Diese sechs Komponenten bildeten zusammen die neokonservativen politischen Vorstellungen vom »Sozialsystem«. Sie verdichteten sich im Bild von der »Mutter, die Sozialhilfe bezieht«. Diese war in der Vorstellung der Nation ein schwarzes, unverheiratetes Teenagermädchen, die in der Innenstadt lebte. Dieses Bild enthielt in konzentrierter Form etliche Stereotypen: Parasitentum und Passivität; weibliche sexuelle Zügellosigkeit und rassistische Primitivität; Faulheit und ungehemmte Fruchtbarkeit; kulturelle und familiäre Desorganisation; kurzum: alles, was den vorherrschenden normativen Vorstellungen von der gesellschaftlichen Ordnung zuwiderläuft: Arbeitsdisziplin, heterosexuelle Kleinfamilie, weibliche Keuschheit, Gesetzestreue, das Bezahlen von Rechnungen und von Steuern (Fraser und Gordon 1993b).

Die neokonservativen Vorstellungen vom »Sozialsystem« waren auf Geschlecht, Rasse und Klasse zugeschnitten. Bevorzugt waren die Lohnarbeit und die Warenform, und der steuerzahlende Lohnarbeiter wurde als der idealtypische Bürger hingestellt, der im Rahmen der Sozialversicherung ein Recht auf verschiedene Leistungen hatte. Ansprüche auf Hilfe waren folglich an Lohnarbeit gebunden. Dies war natürlich eine kapitalistische Konstruktion, die zugleich auf Männer zugeschnitten war, denn sie schloß die gesellschaftlich notwendige, aber nicht entlohnte Hausarbeit aus, die vorwiegend von Frauen verrichtet wurde – einschließlich der Arbeit, die von »Müttern auf Sozialhilfe« geleistet wurde. Sie war auch rassistisch, da nicht alle Lohnempfänger die Rechte hatten, die den »Arbeitern« vorbehalten waren. Ausgeschlossen von den Leistungen der Sozialversicherung waren Landarbeiter, viele Hausangestellte, Arbeiter ohne Papiere und andere, deren Arbeit als niedrig und/oder dienend betrachtet wurde, also unvereinbar mit »Unabhängigkeit« waren. Diese Arbeiter waren vorwiegend Farbige.

Die neokonservativen Vorstellungen vom »Sozialsystem« konstruierten auch soziale Antagonismen und soziale Solidaritäten. Sie schufen eine Reihe von Gegensätzen wie beispielsweise »abhängig« versus »unabhängig«; »Arbeitende«

versus »Arbeitsscheue«; »Steuerzahler« versus »von Steuern ausgehaltene Parasiten«; »Empfänger von Sozialversicherungsleistungen« versus »Empfänger von Sozialhilfeleistungen«; die »sexuell und fortpflanzungsmäßig verantwortungslosen Schichten« versus »die verantwortungsvollen und respektablen Schichten«; »die Mittelschicht« versus »die Unterschicht« (angeblich gab es in der Gesellschaft nur diese beiden). Diese vielfältigen Gegensätze schienen sich oft auf den einzigen Hauptgegensatz »schwarz« versus »weiß« zu beschränken, auch wenn die »respektablen« Schwarzen aufgefordert waren, sich als »gesellschaftlich weiß« zu betrachten.

Diese neokonservativen Vorstellungen waren spezifisch amerikanisch. Aber ähnliche Konfigurationen, wenn auch in unterschiedlichen Formen und Ausmaßen und mit anderen Stereotypen von Parasitentum und Abhängigkeit verbunden, waren auch in Ost- und Westeuropa, in Lateinamerika und in Asien anzutreffen. In den letzten zehn Jahren haben diese Vorstellungen weltweit einen starken Auftrieb erlebt, und zwar nicht nur in den Ländern, in denen die Neokonservativen an die Macht kamen; auch nicht nur dort, wo die sozialistische Tradition immer schwach war. Selbst in Ländern mit einer fest verankerten sozialdemokratischen Kultur entstanden neue individualistische Strömungen, die sich besonders im Widerstand gegen höhere Steuern manifestierten. Ähnliche Einstellungen haben sich auch seit einiger Zeit in den ehemals kommunistischen Ländern entwickelt, die eine Form der »Demokratie« angenommen haben, in der die Idee von sozialen Rechten kaum noch einen Platz hat.

Warum hatten die neokonservativen Vorstellungen in den achtziger Jahren eine so große Resonanz? In dieser Zeit setzte sich der Übergang zu einer postfordistischen Phase des Kapitalismus fort. Die relative Deindustrialisierung der Vereinigten Staaten brachte ökonomische Verwerfungen und wachsende Armut mit sich. Sie bedeutete auch den Verlust besser bezahlter, traditionell männlicher Arbeitsplätze im produzierenden Gewerbe, vermehrte weibliche Arbeitsplätze im boomenden neuen »Dienstleistungssektor« und somit eine Abkehr vom Ideal des Familienlohns. Auch die Familienstruktur machte große strukturelle Veränderungen durch, und die geschlechtsspezifischen Normen wurden zunehmend in Frage gestellt. Das Ergebnis waren neue Akzente bei den Arbeits-, Sexualitäts- und Reproduktionsnormen. In den achtziger Jahren diente das »Sozialsystem« immer mehr als Vehikel zur Durchsetzung dieser neuen Akzente, während zugleich Antagonismen zwischen den Geschlechtern, den Rassen und den Klassen aufgebaut wurden.

Der Clintonismus: Das Entstehen neoliberaler politischer Vorstellungen

Werden sich die neokonservativen Vorstellungen während der Präsidentschaft von Clinton halten? Oder wird es einen veränderten Diskurs über das »Sozialsystem« geben? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir zwei Ebenen der Analyse unterscheiden. Die erste ist die der programmatischen Politik, die eine Untersuchung der Clintonschen Vorschläge für eine »Reform des Sozialsystems« impliziert. Die zweite ist die Ebene der Rhetorik und der politischen Vorstellungen, die eine Untersuchung der Struktur des diskursiven Raumes impliziert. Mir geht

es in diesem Aufsatz mehr um die zweite Ebene, aber diese kann ohne die erste nicht richtig erfaßt werden. Inwieweit schafft der Clintonismus also einen neuen Common sense? In welchem Maße und in welcher Form entsteht eine neue neoliberale Auffassung vom »Sozialsystem«? Betrachten wir nacheinander die bereits dargestellten sechs Komponenten.

1. *Der quasi-soziale Lohn*: Wird der Common sense in der Clinton-Ära den anti-sozialen Lohn befürworten? Sowohl in seinem Wahlkampf als auch in seiner Amtszeit hat Clinton eine breiter angelegte, weniger ökonomistische Konzeption vertreten. Indem er die Gesundheitsfürsorge und die Umwelt betonte, hat er mit der extremen Ansicht gebrochen, daß es für einen anständigen Lebensstandard ausreicht, ein angemessenes Geldeinkommen zu haben, niedrige Steuern zu zahlen und eine Ehefrau zu haben, die Vollzeit-Hausfrau ist. Der entstehende neue Common sense scheint davon auszugehen, daß staatliche Güter und Dienstleistungen ebenfalls eine wichtige Rolle spielen. Dies stellt sicherlich eine Veränderung gegenüber der Reagan-Bush-Ära dar. Aber der Clintonismus bemüht sich ebenfalls, der anhaltenden Abneigung gegen Steuern entgegenzukommen. Vor allem läßt er die wichtigen Fragen offen, welche Güter und Dienstleistungen der Staat bereitstellen soll, in welcher Form, für wen und auf wessen Kosten. Die sich abzeichnenden Antworten auf diese Fragen entsprechen nicht dem Ideal des sozialen Lohns. Das wahrscheinliche Ergebnis wird eine neue, neoliberale Vorstellung sein, der »quasi-soziale Lohn«.

Die Ambivalenzen des entstehenden neuen Common sense zeigen sich an Clintons Haltung zu den »Familienwerten«. Der immer schrilleren konservativen Verteidigung der traditionellen Familie, in der der Mann das Geld verdient und die Frau den Haushalt macht, setzte er eine »familienfreundliche« Sozialpolitik entgegen, z.B. Familienurlaub und Krankenversicherung. Diese Vorschläge schienen Bedürfnisse anzuerkennen, die sich aus der Erwerbstätigkeit von Frauen ergaben, während gleichzeitig der Kreis der Familien erweitert wurde, die als respektabel betrachtet werden konnten. So brach Clinton mit der neokonservativen Annahme, daß der idealtypische Arbeiter eine Frau zu Hause hat, die »nicht arbeitet«; erkannte sogar an, daß auch Arbeiter, die auf soziale Dienstleistungen angewiesen sind, Eltern sein können. So wurde der Diskurs über die »Familienwerte« in einer Form verändert, die für ein größeres sozialpolitisches Engagement des Staates sprach.

Dies ist eine wichtige Veränderung des Diskurses, aber nicht unbedingt hin zu einem sozialen Lohn. Clintons Rhetorik kann programmatisch auch in einer Weise interpretiert werden, die die sozialen Ungleichheiten und Antagonismen verstärkt. Die Form der Krankenversicherung, die er beispielsweise unterstützt, ist nicht wirklich für die Allgemeinheit gedacht. Obwohl der »staatlich gelenkte Wettbewerb« Versicherungsschutz für die »arbeitenden Armen« bietet, erhält er die Klassenunterschiede in der Gesundheitsversorgung aufrecht, wobei die medizinischen Leistungen, die einen hohen Standard haben, den Wohlhabenden vorbehalten bleiben und die Versicherungsgesellschaften hohe Profite einstreichen. Clinton hat auch ein Gesetz über *unbezahlten* Familienurlaub unterzeichnet und nie allgemeine Familienbeihilfen in Erwägung gezogen. Sein Programm ist nicht besonders »freundlich«, wenn es um die Familien von Arbeitern mit niedrigem Einkommen geht, und für Arbeitslose ist es völlig wertlos.

Der klassenspezifische Charakter der »Familienfreundlichkeit« der Regierung zeigte sich besonders deutlich an ihrem Verhalten in dem Streit über die Beschäftigung von nicht angemeldeten Hausangestellten und Kindermädchen durch zwei (gescheiterte) Kandidatinnen für das Amt des Justizministers. Clintons Vorgehensweise war der strukturellen Komplexität des Problems nicht angemessen, in einer Situation, wo die Kinderbetreuung eine »private« (d.h. individuelle weibliche) Angelegenheit ist, wo die Organisation der bezahlten Arbeit nicht den Bedürfnissen der Eltern entspricht und wo es eine »rassenmäßige (und klassenmäßige) Teilung der reproduktiven Arbeit« gibt (Glenn 1992). Statt dessen reagierte er opportunistisch, *bestrafte* die weiblichen Arbeitgeber und versprach ein »scharfes Durchgreifen« gegen »illegale Einwanderer«.

Diese Art von Politik, die wahrscheinlich den neuen Common sense unter Clinton darstellt, wird also die Klassenspaltung verfestigen. Sie beinhaltet einen quasi-sozialen Lohn.

2. *Zwischen Waren und öffentlichen Gütern:* Wird die Clinton-Ära die öffentlichen Güter im Verhältnis zu den Waren aufwerten? Wir haben schon Anzeichen für eine politische Kultur gesehen, die der Bereitstellung von öffentlichen Gütern positiver gegenübersteht, auch wenn sie nicht frei von Ambivalenzen ist. Clinton hat den Ton des öffentlichen Diskurses generell verändert, indem er die Waren nicht mehr im Namen der »freien Wahl« pries und die öffentlichen Güter angriff. Er hat betont, daß »der Staat helfen kann« und hat dadurch mit dem anti-staatlichen, pro-privatwirtschaftlichen Diskurs von Reagan und Bush gebrochen. Aber dennoch sind seine Botschaften gemischt. Einerseits hat sich Clinton dem Angriff auf die »Ansprüche« angeschlossen, was eine negative Bewertung von staatlichen Leistungen impliziert. Andererseits hat er gegen den Widerstand der Pharmaindustrie ein staatlich finanziertes Immunisierungsprogramm für Kinder vorgeschlagen. Schließlich hat er die Privatisierung von staatlichen Schulen abgelehnt – während er für seine Tochter eine Privatschule »gewählt« hat. Im Endeffekt haben wir es jedoch nicht einfach mit einer Ambivalenz zu tun. Es handelt sich vielmehr um die Herausbildung einer neuen, neoliberalen Vorgehensweise, die den Staat zu einem direkteren Bündnispartner des Kapitals macht. Dieses Bündnis wird Mischprodukte hervorbringen – weder Waren noch öffentliche Güter, sondern neue Zwischenformen, die Merkmale von beiden aufweisen.

Dies zeigt sich deutlich an der Krankenversicherung. Clinton hat das wirklich allgemeine Modell des »Beitragszahlers« zugunsten des »gesteuerten Wettbewerbs« verworfen. Dieser organisiert und finanziert teilweise den Erwerb von Gruppenversicherungsverträgen von privaten Versicherungsgesellschaften. Er verwischt folglich den Unterschied zwischen Waren und öffentlichen Gütern.

Dieser gemischte neoliberale Ansatz zeigt sich auch im Diskurs über »Industriepolitik« und »infrastrukturelle Investitionen«. Diese Ausdrücke sollen Clintons »pro-staatlichen« Standpunkt vom traditionellen New Deal-Liberalismus unterscheiden. Sie akzeptieren implizit die konservative Kritik an der »tax and spend«-Orientierung des letzteren. »Investitionen« mögen wie ein kluger rhetorischer Ersatz für »Ausgaben« wirken, bedeuten aber nicht das gleiche. »Infrastrukturelle Investitionen« beinhalten den Bau von Brücken, Straßen, Hochgeschwindigkeitszügen und faseroptischen Kommunikationssystemen. Sie bedeuten

auch eine Subventionierung der Unternehmen durch Finanzierung ihrer High-Tech-Forschung und -Entwicklung. Sie umfassen *keine* Ausgaben für Kindertagesstätten, öffentlichen Wohnungsbau oder Aids. Diese Rhetorik enthält folglich eine geschlechtsspezifische Schiefelage zugunsten der »Produktion« und zuungunsten der »Reproduktion«. Außerdem begünstigt sie die Schaffung von technischen, akademischen und qualifizierten Arbeitsplätzen, die traditionell den weißen Männern vorbehalten sind, im Gegensatz zu den Arbeitsplätzen, die von Frauen und/oder Farbigen eingenommen werden.

Die »Partnerschaft« zwischen Staat und Wirtschaft ist der Dreh- und Angelpunkt des Neoliberalismus. Die gewöhnlich angeführten Modelle sind Deutschland und Japan. Schweden wird dagegen praktisch nie erwähnt, da dies einen dritten Partner – die Gewerkschaften – erfordern würde sowie großzügig und solidarisch bereitgestellte öffentliche Güter. Der Neoliberalismus in den Vereinigten Staaten scheint es dagegen darauf anzulegen, den Unterschied zwischen Waren und öffentlichen Gütern zu verwischen.

3. *Vertrag versus Wohltätigkeit*: Wird der unter Clinton entstehende Common sense den Gegensatz zwischen Vertrag und Wohltätigkeit mildern? Wir können damit rechnen, daß das Moralisieren nachläßt, das für die neokonservative politische Struktur so zentral war. Clintons rhetorische Betonung der »Investitionen« im Gegensatz zu »Ausgaben« verstärkt zweifellos die Vertragslogik. Sie verweist auf einen Gegensatz zwischen solchen Ausgaben, die rentabel im Sinne künftiger Einkommen sind, und solchen Ausgaben, die nur dazu dienen, Menschen zu ernähren und unterzubringen.

In programmatischer Hinsicht würden Clintons Vorschläge außerdem die ungerechten Spaltungen zwischen »Vertrag« und »Wohltätigkeit« aufrechterhalten. Im Wahlkampf versprach er »ein Ende der Wohlfahrt, so wie wir sie kennen«, und er hat niemals in Betracht gezogen, den Unterschied zwischen Sozialversicherung und staatlicher Sozialhilfe zu beseitigen. Es war nie daran gedacht, wirklich allgemeine Programme durchzuführen, die die Dichotomie von Vertrag und Wohltätigkeit aufheben würden: ein garantiertes jährliches Einkommen, ein beitragsfinanziertes Gesundheitssystem, allgemein zugängliche öffentliche Kindertagesstätten, ein nationales Versicherungssystem zur Unterstützung notleidender Kinder. Die Sozialreform à la Clinton hat die Armen im Visier, die weiterhin stigmatisiert werden. Obwohl sie Kinderbetreuung, die Unterstützung von Kindern und Ausbildungshilfen verspricht, garantiert sie keine Arbeitsplätze. Was aber am wichtigsten ist: die »Reform« würde den Bezug von AFDC auf zwei Jahre begrenzen, danach käme eine obligatorische »gemeinnützige Arbeit« (auch als »workfare« bekannt). Das bedeutet, daß die Empfänger Drückeberger sind, die länger als nötig Leistungen beziehen, um nicht arbeiten zu müssen. Die Folge ist, daß die allgemeine Verachtung für die hilfebedürftigen armen Familien mit einer alleinerziehenden Mutter verstärkt wird. In diesem Punkt sind sich der Neoliberalismus und der Neokonservatismus einig.

4. *Unabhängigkeit versus Abhängigkeit*: Auch hier scheint der neoliberale Common sense in die gleiche Kerbe zu hauen wie sein neokonservativer Vorgänger. Weder in seinem Wahlkampf noch in seiner Amtszeit hat Clinton diese Dichotomie in Frage gestellt. Er hat sich vielmehr den konservativen Angriffen

auf die »Abhängigkeit von der Sozialhilfe« angeschlossen und die Ansicht akzeptiert, daß der Empfang von Hilfe die »Unabhängigkeit« verringert, daß Unterstützung für die Armen so klein wie möglich gehalten werden sollte, daß die Empfänger von Sozialleistungen so schnell wie möglich von der Sozialhilfe ins Arbeitsleben überwechseln sollten. Diese Maximen schlugen sich in seinem Wahlkampfslogan nieder, daß »Sozialhilfe eine zweite Chance, keine Lebensform« sein sollte. Obwohl es so aussah, als stellte dieser Slogan eine Veränderung dar, lag er doch ganz auf der Linie von Bushs Aussage, daß die »Sozialhilfe niemals als ein Lebensstil gedacht war«. Das Angebot einer »zweiten Chance« schien von Mitleid getragen zu sein, unterstellte aber (entgegen den Tatsachen), daß diejenigen, die AFDC beanspruchten, bereits eine erste Chance gehabt und diese vertan hatten.⁶ Die Verurteilung eines Sozialhilfe-»Lebensstils« implizierte außerdem, daß Frauen das System mißbrauchten, um zu »schnorren«. Die Hilfe sollte in kleinen Dosen gewährt werden; sonst würde sie »Abhängigkeit« erzeugen.

Rhetorisch verurteilen also sowohl der Neoliberalismus als auch der Neokonservatismus die »Abhängigkeit«. Auf der politischen Ebene bleibt allerdings unklar, welche Bedeutung Clinton der »Sozialreform« beimessen wird.⁷ Zunächst hat er weder Gesetze vorgeschlagen noch eine Arbeitsgruppe zum Thema »Sozialsystem« bestellt. Es könnte sein, daß der Diskurs über »Abhängigkeit« schwächer werden wird.

5. *Vom Anspruch zur Verpflichtung:* Es ist noch nicht klar, ob (oder wann) Clinton die bundesweite »Sozialreform« vorantreiben wird. Aber auf jeden Fall wird der neoliberale Konsens in Sozialleistungen weiterhin keinen Rechtsanspruch sehen, sondern sie an bestimmte Pflichten binden. Wir haben bereits gesehen, daß Clintons Wahlkampfrhetorik Angriffe auf die »Ansprüche« enthielt, d.h. auf die Vorstellung, daß die Menschen ein Recht auf Hilfe haben. Wir haben auch gesehen, daß er vorgeschlagen hat, den Bezug von AFDC auf zwei Jahre zu begrenzen und danach eine Arbeitspflicht einzuführen. Als er Gouverneur von Arkansas war, hat er sich für »Reformen« eingesetzt, die arme Frauen, die Sozialleistungen in Anspruch nahmen, verpflichteten, an einem Ausbildungsprogramm teilzunehmen. Er hat auch die »Reform« von New Jersey unterstützt, die vorsieht, daß die Unterstützung für arme Kinder gestrichen wird, die geboren werden, nachdem ihren Müttern AFDC zuerkannt wurde. Alle diese »Reformen« binden die Hilfe an Auflagen; alle bestrafen die EmpfängerInnen von sozialen Leistungen, geben den Opfern selbst die Schuld und diskriminieren sie. So lehnt es der Neoliberalismus ab, die »Sozialreform« unter dem Aspekt eines Anspruchs zu sehen, was bedeuten würde, die »Sozialhilfe« zu einem Recht zu machen. Statt dessen stimmt er mit der neokonservativen Ansicht überein, daß die »Wohlfahrt« mit »Pflichten« verbunden sein sollte.

6. *Gegenseitige Verantwortung:* Wird die Clinton-Ära schließlich die moralischen Erklärungen der Armut durch strukturelle Erklärungen ersetzen? Hier sind die Zeichen gemischt. In seiner Rhetorik hat Clinton zwei Formulierungen gebraucht, die auf zwei etwas andere Erklärungsansätze hindeuten. Mitunter hat er von der »persönlichen Verantwortung« gesprochen, was dem neokonservativen Konsens entspricht. Dann hat er allerdings auch den Ausdruck »gegenseitige

Verantwortung« gebraucht und damit angedeutet, daß es eine Arbeitsteilung zwischen strukturellen und moralischen Faktoren bei der Verursachung von Armut gibt. Der neue, neoliberale Common sense geht offensichtlich davon aus, daß es nicht *nur* die »schlechten Sitten« und »falschen Werte« der Armen sind, die die Wurzel ihrer Probleme sind: es gibt auch makroökonomische Gründe.

Die entscheidende Frage ist, ob die Formulierung von der »gegenseitigen Verantwortung« eine wesentlich andere Armutspolitik beinhaltet. Die Rhetorik legt es nahe: »Die Regierung sollte den Armen helfen *und* die Armen sollten mehr tun, um sich selbst zu helfen.« (*The New York Times*, 3.2.93, A9, Hervorh. N.F.) Das verweist auf einen ausgewogenen Einsatz von Zuckerbrot und Peitsche: mehr Mittel für Tagesstätten und Ausbildungsprogramme *und* Pflicht zu »gemeinnütziger Arbeit«. Man bedenke jedoch, daß das Schwergewicht immer noch auf der »Angebotsseite« liegt, d.h. Veränderung der Merkmale der Armen, während die »Nachfrageseite«, d.h. Arbeitsplätze, unbestimmt bleibt. Da es keine garantierten Arbeitsplätze gibt, kommt die Peitsche natürlich mehr zum Einsatz als das Zuckerbrot. Da »infrastrukturelle Investitionen« wohl keine Arbeitsplätze für »Sozialhilfe-Mütter« schaffen, ist die neoliberale »Ausgewogenheit« mehr rhetorischer als realer Natur.

Das Beste, was man über die neoliberale Formulierung von der »gegenseitigen Verantwortung« sagen kann, ist, daß sie einen neuen Raum für die Diskussion über die strukturellen Ursachen der Armut öffnet, während sie genug Raum für die anhaltende Schuldzuweisung an die Opfer läßt. Wir können mehr Diskussionen über die Ursachen der Armut und die Mittel zu ihrer Bekämpfung erwarten.

Dies sind also einige Grundelemente der entstehenden neoliberalen Vorstellungen über das Sozialsystem. Was bedeuten sie für die diskursive Konstruktion von Solidaritäten und Antagonismen? Wird es in der Clinton-Ära eine Veränderung der aktuellen sozialen Animositäten entlang den Geschlechts-, Rassen- und Klassenlinien geben?

Clintons erfolgreiche Wahlkampfstrategie beinhaltete eine Dämpfung der sogenannten »Sonderansprüche« der sogenannten »Sonderinteressen«, speziell der Schwarzen und der organisierten Arbeiterschaft. Diese Strategie bekam ihre prinzipielle (im Gegensatz zu ihrer rein strategischen) Begründung von Sozialdemokraten wie William J. Wilson und Theda Skocpol, die sie mit der Verteidigung einer allgemeinen, im Gegensatz zu einer »gezielten« Sozialpolitik verbanden. Die Idee war, über eine Unterstützung der Mittelschicht zu sprechen, während die Unterstützung der Armen in allgemeinen Programmen untergebracht wurde. Theoretisch entsteht dadurch eine Frontstellung der Lohnempfänger und ihrer Familien und der Armen gegen die Reichen und die Konzerne. Wir haben jedoch gesehen, daß die meisten programmatischen Vorschläge von Clinton nicht wirklich für die Allgemeinheit gedacht sind. Sie sind immer noch sehr lohnzentriert und betonen die Pflichten. So verstärken sie tendenziell die alte Kluft zwischen den »Arbeitenden«, den »Nichtarbeitenden« und den Armen.

Es gibt indessen noch eine andere Tendenz. Die Clinton-Regierung ist für ein liberales Abtreibungsgesetz, für eine größere Chancengleichheit der Farbigen und für Bürgerrechte für Lesben und Schwule. So sind wir mit der neuen Aussicht auf eine öffentliche Kultur konfrontiert, die einen Liberalismus der

gleichen Chancen in bezug auf Geschlecht, »Rasse« und sexuelle Orientierung mit einer Klassenpolitik verbindet, die die Armen noch stärker marginalisiert. In dieser Aussicht liegt etwas zutiefst Ironisches. Denn schließlich gehören zu den Armen unverhältnismäßig viele Junge, Frauen und Farbige. Dennoch enthält der neoliberale Common sense gewisse feministische und anti-rassistische Komponenten.

Eine Reihe neuerer Ereignisse beleuchtet diese Ironie schlaglichtartig. Zu Beginn seiner Amtszeit zeigte Clinton kein Interesse, die »Sozialreform« zu einem Schwerpunkt zu machen, sondern trieb statt dessen das Projekt der Krankenversicherung voran. Eine Zeitlang verschwanden die »Sozialhilfe-Mütter« aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit, da sich die Aufmerksamkeit einem größeren, klassenübergreifenden Anliegen zuwandte. Aber Anfang Februar 1993 griff Clinton wieder das Thema der »Sozialreform« auf. Im Rahmen einer wichtigen Rede wiederholte er die die Opfer diskriminierenden Vorschläge, AFDC auf zwei Jahre zu begrenzen und die Pflicht zu einer »gemeinnützigen« Arbeit einzuführen. Er schlug allerdings keine entsprechenden Gesetze vor. Das Ziel der Rede war rhetorischer Natur, und wichtig war in erster Linie der Zeitpunkt. Der Diskurs über die »staatlichen Sozialleistungen« wurde in dem Augenblick wiederbelebt, als große Aufregung über die angekündigten Pläne herrschte, Schwule und Lesben zum Militär zuzulassen. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die gegen Homosexuelle eingestellten Bewohner der Vorstädte beschwichtigt werden sollten, indem ihnen ein anderer Sündenbock geliefert wurde.

Vielleicht stellt sich heraus, daß hiermit ein Präzedenzfall für eine allgemeinere neoliberale Logik der Opfer-Substitution geschaffen wurde. Wenn dem so ist, werden Zugewinne an Chancengleichheit, die die progressiven sozialen Bewegungen erkämpft haben, von den Armen bezahlt werden. Zu dieser Logik würde es passen, daß einerseits formale Rechte gewährt werden, während andererseits die materielle Unterstützung verweigert wird, die es den Armen und den Angehörigen der Arbeiterklasse ermöglichen würde, diese Rechte in Anspruch zu nehmen. Wir haben diese Form der Klassenspaltungsstrategie schon bei Clintons Standpunkt zum Familienurlaub gesehen, der für die Angestellten der mittleren und großen Unternehmen einen unbezahlten Urlaub vorsieht, arbeitslosen und unterbeschäftigten Eltern aber gar nichts bringt. Wenn sich dieses Muster durchsetzt, werden beispielsweise die Feministinnen vielleicht einige formale Rechte im Bereich der Reproduktion erringen, aber keine Programme erreichen, die den Gesundheitsbedürfnissen vieler Frauen Rechnung tragen. Ebenso werden die Befürworter von mehr Rechten für Homosexuelle vielleicht einige formale Rechte für gesunde Schwule und Lesben herausholen, einschließlich des Rechts, im Militär zu dienen, während die Bedürfnisse von Aids-Kranken und HIV-Infizierten auf der Strecke bleiben. Oder, um ein weiteres Beispiel anzuführen, die Anti-RassistInnen erreichen vielleicht eine bessere Durchsetzung der Förderungsmaßnahmen für Farbige bei der Einstellung von FacharbeiterInnen, während die armen GhattobewohnerInnen im offiziellen System der Sozialarbeit immer mehr an den Rand gedrängt werden.

Würde dieses Szenario verwirklicht, wäre es eine bedeutsame neue neoliberale Ausrichtung. Die Klassenspaltung würde verschärft, und zwar auch *innerhalb*

der durch Geschlecht, sexuelle Orientierung und »Rasse« definierten Gruppierungen. Die schlimmste Aussicht ist die mögliche Gewinnung von bedeutenden Teilen der progressiven sozialen Bewegungen für eine solche postfordistische, neoliberale Hegemonie.

Zu demokratischen sozialistisch-feministischen Vorstellungen

Wie sollten progressive soziale Bewegungen auf diese neue politische Konfiguration reagieren? Mit welchen Aktivitäten könnte die entstehende neoliberale Hegemonie durchbrochen werden? Ich möchte zum Schluß einige demokratische sozialistisch-feministische Vorstellungen skizzieren, die solche Aktivitäten tragen könnten.

1. *Der soziale Lohn*: Progressive Bewegungen sollten sich den neoliberalen Bemühungen widersetzen, den neokonservativen anti-sozialen Lohn durch einen dürftigen quasi-sozialen Lohn zu ersetzen. Wir sollten eine umfassende Vorstellung von einem sozialen Lohn propagieren. Das bedeutet, daß wir uns für ein nicht-ökonomistisches, nicht-reduktionistisches Verständnis des »Lebensstandards« einsetzen. Ein solches Verständnis muß nicht nur so selbstverständliche Dinge wie angemessene Ernährung, Wohnung und medizinische Versorgung umfassen, sondern auch eine gesunde, lebensfördernde, ästhetisch bereichernde und erhaltbare Umwelt, die Befriedigung emotionaler, sexueller und ästhetischer Bedürfnisse, die Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses nach Teilhabe an der Kultur und an anderen gesellschaftlich geschätzten und anerkannten Aktivitäten, die zur Selbstverwirklichung beitragen, die Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses nach Zukunftsgestaltung durch ein Engagement für zukünftige Generationen, was nicht unbedingt bedeuten muß, selbst Kinder zu haben.

2. *Öffentliche Güter*: Als Teil dieser umfassenden Vorstellung sollten die progressiven Bewegungen die Bedeutung von öffentlichen Gütern im Gegensatz zu Waren verteidigen. Und wir sollten die neoliberale »Partnerschaft zwischen Regierung und Wirtschaft« ablehnen, die den Unterschied zwischen ihnen verwischt. Zu diesem Zweck müssen wir neue Formen der Bereitstellung von öffentlichen Gütern konzipieren, die die EmpfängerInnen zu BürgerInnen und nicht zu Abhängigen und KonsumentInnen machen. Das bedeutet, daß wir das technokratische Verständnis vom Sozialstaat in Frage stellen und demokratische, partizipatorische Alternativen ausarbeiten. Das bedeutet auch, daß wir Formen der Bereitstellung von öffentlichen Gütern konzipieren, die die soziale Gleichheit fördern, während sie die wirklich wertvollen kulturellen Unterschiede respektieren.

3. *Den Gegensatz von Vertrag und Wohltätigkeit überwinden*: Die progressiven Bewegungen sollten diese ideologische Dichotomie entmystifizieren und neue soziale Regelungen entwerfen, die sie in der Praxis in Frage stellen. Wir sollten die nicht anerkannten »Beiträge« derjenigen sichtbar machen, die als »Parasiten« oder »Nicht-Beitragsleistende« betrachtet werden. Das bedeutet, daß wir den Wert der unentgeltlichen Hausarbeit, der Erziehungsarbeit von Frauen, der Arbeit von KünstlerInnen, des Schulbesuches von Kindern, der Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke, der politischen Basisarbeit hervorheben. Der erste Effekt wird sein, daß die bestehende »Beitrags«-Logik, die einen Anspruch begründet,

radikal in Frage gestellt wird, indem die Definition dessen, was ein »Beitrag« und was ein gegenseitiges Verhältnis ist, erweitert wird. Längerfristig sollte die Beitragslogik allerdings ganz überwunden und durch ein Anspruchsverständnis ersetzt werden, das allein darauf beruht, daß Menschen Mitglieder dieser Gesellschaft sind. Das bedeutet, daß wir ein »Ende der Sozialhilfe, so wie wir sie kennen«, propagieren, und zwar in dem Sinne, daß der Unterschied zwischen Sozialversicherung und staatlicher Sozialhilfe aufgehoben wird und daß alle Regelungen von der Lohnarbeit abgekoppelt werden (Fraser und Gordon 1993a).

4. *Den Gegensatz von Unabhängigkeit und Abhängigkeit überwinden:* Die progressiven Bewegungen sollten die versteckte »Abhängigkeit« derjenigen aufzeigen, die behaupten, »unabhängig« zu sein. Wir sollten beispielsweise die Abhängigkeit der multinationalen Unternehmen von Steuervorteilen, Bürgschaften und ähnlichen Wohltaten deutlich machen und die Abhängigkeit der Mittelschicht von unsichtbaren Wohltaten in Form der steuerlichen Absetzung von Hypothekenschulden usw. Ebenso sollten wir die Abhängigkeit des Kapitals von der Arbeit aufzeigen: der Männer von der unbezahlten Arbeit der Frauen, des relativen Wohlstands der ersten Welt von der Verelendung und Ausbeutung der Dritten Welt. Damit verbunden ist die Aufgabe, die übertriebene männlich-kapitalistische Auffassung zu kritisieren, daß die individuelle »Unabhängigkeit« normal und wünschenswert ist, während die »Abhängigkeit« eine zu vermeidende Abweichung von der gesellschaftlichen Norm darstellt. Wir sollten eine alternative Vorstellung vertreten, die anerkennt, daß alle Menschen Hilfe brauchen und einen Anspruch auf sie haben; nicht nur, wenn sie jung, alt oder krank sind, sondern ein ganzes Leben lang (Fraser und Gordon 1993b).

5. *Ansprüche:* Die progressiven Bewegungen sollten »Reformen« kritisieren, die den Anspruch der Menschen auf Hilfe an entsprechende »Pflichten« binden. Wir sollten fordern, daß die Bereitstellung von öffentlichen Gütern ein System sozialer Rechte ist. Das bedeutet, daß die Leistungen in Formen gewährt werden müssen, die den Status der Leistungsempfänger als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft aufrechterhalten, die ein Recht auf »gleichen Respekt« haben. Wir sollten uns wieder auf die Idee T.H. Marshalls vom »sozialen Bürgerrecht« besinnen, als das Recht »auf eine Teilhabe am vollen sozialen Erbe und auf das Leben eines zivilisierten Menschen gemäß den in der Gesellschaft herrschenden Maßstäben.«⁷

6. *Soziale Verantwortung:* Die progressiven Bewegungen sollten sowohl die »persönliche Verantwortung« als auch die »gegenseitige Verantwortung« zugunsten einer »sozialen Verantwortung« ablehnen. Dabei sollten wir versuchen, die Vorstellung von einem vollwertigen Mitglied der Gesellschaft zu erweitern, indem wir die Vorstellung von sozialer Solidarität erweitern. Das bedeutet, daß wir gegen Rassismus, Sexismus, Homosexuellenfeindlichkeit und Klassenurteile auftreten, aber auch, daß wir die transnationale Solidarität fördern. Die Idee eines nationalen Sozialstaates steht quer zu dem unausweichlich transnationalen Charakter der wichtigsten gesellschaftlichen und ökonomischen Prozesse, die unsere Welt strukturieren, wozu auch die internationale Arbeitsteilung, der transnationale Kapitalverkehr und die massiven transnationalen Wanderungsbewegungen von Menschen gehören – als ImmigrantInnen, GastarbeiterInnen und

Flüchtlinge. Die SozialistInnen haben schon vor langer Zeit die Notwendigkeit einer internationalen Organisation der »Arbeiter« und ihrer Kämpfe begriffen. Ein solcher Ansatz ist für diejenigen, die Anspruch auf Sozialleistungen haben, genauso wichtig. Die sozialen Bürgerrechte müssen international werden. Das klingt heute natürlich utopisch, da wir den bösartigsten Chauvinismus und Haß zwischen ethnischen Gruppen erleben. Aber vielleicht können wir einen bescheidenen Anfang machen, indem wir versuchen, die Idee der Solidarität neu zu überdenken. Um diesen Begriff herrscht zur Zeit eine ziemlich große Verwirrung, vor allem in den akademischen Diskussionen über Identitätspolitik und Multikulturalismus. Um hier einige Klarheit zu gewinnen und auf die derzeitigen Entwicklungen eine grundsätzliche politische Antwort zu geben, möchte ich zwischen zwei Auffassungen von Solidarität unterscheiden: 1. Die auf einer gemeinsamen Identität beruhende Solidarität: dieses Verständnis von Solidarität umfaßt den Kreis derjenigen, die wir als unseresgleichen empfinden, während es diejenigen ausschließt, die wir als andersartig empfinden. 2. Die auf gemeinsamer Verantwortung beruhende Solidarität: dieses Verständnis von Solidarität umfaßt den Kreis derjenigen, von denen wir legitimerweise Hilfe fordern, und diejenigen, denen gegenüber wir die Verpflichtung zur Hilfe haben.

In der Geschichte waren diese beiden Auffassungen von Solidarität nie ganz voneinander zu trennen. Solidarität als gemeinsame Identität setzte oft der Solidarität Grenzen, die auf gemeinsamer Verantwortung beruhte. In der Theorie müssen sie jedoch nicht zusammenfallen. Solidarität im Sinne gegenseitiger Verantwortlichkeit muß keine gemeinsame Identität erfordern. Die erstere kann umfassender sein als die letztere. Es gibt mindestens vier Möglichkeiten, um zu einer universalistischen, globalen Auffassung von Solidarität als gemeinsamer Verantwortung zu kommen, die keine gemeinsame Identität erfordert:

1. Eine sozialistische Auffassung von globaler Solidarität, die auf der unausweichlichen Tatsache unserer Interdependenz in einer gemeinsamen globalen politischen Ökonomie bzw. einem »Weltsystem« beruht, wo der Wohlstand das gemeinsame Produkt der Arbeit aller Menschen und Völker ist. Dies ist eine Solidarität der gemeinsamen Verantwortung, die keine gemeinsame kulturelle Identität erfordert. Um jedoch einer möglichen einseitigen ökonomistischen, produktivistischen Ausrichtung entgegenzuwirken, sollten noch drei weitere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden: 2. Eine umweltorientierte Auffassung von globaler Solidarität, die auf dem Faktum unserer unausweichlichen Interdependenz als Bewohner einer gemeinsamen Biosphäre basiert. Auch dies ist eine Solidarität der gemeinsamen Verantwortung, die keine gemeinsame kulturelle Identität erfordert. 3. Eine feministische Auffassung der globalen Verantwortung, die auf einer konkreten Erkenntnis der menschlichen Interdependenz im alltäglichen Leben beruht, auf einer ausgeprägten Sensibilität für die Formen der emotionalen und praktischen Unterstützung, die die Menschen im täglichen Leben brauchen, und zwar nicht nur, wenn sie sehr jung, sehr alt oder krank sind, sondern auch, wenn sie gesunde Erwachsene sind. Auch dies ist eine Solidarität der gemeinsamen Verantwortung, die keine gemeinsame kulturelle Identität erfordert. 4. Eine radikal-demokratische Auffassung von globaler Solidarität, die auf der Tatsache beruht, daß wir in einem immer globaleren öffentlichen

Raum von Diskurs und Repräsentanz leben, ein Raum, der weitgehend von multinationalen Medien kontrolliert wird, aber auch einer, der neu definiert werden könnte als ein Raum, in dem alle Menschen zusammen über ihr gemeinsames Schicksal beraten.

In allen diesen Fällen beruht die Solidarität auf der Anerkennung der globalen Interdependenz. Eine solche Sichtweise macht deutlich, daß die scheinbare »Unabhängigkeit« mancher Menschen in Wirklichkeit ein illusorisches Artefakt ist, dem die gesellschaftlich konstruierte, asymmetrische »Abhängigkeit« zugrunde liegt. Dies ist der Kern alternativer, demokratischer sozialistisch-feministischer Vorstellungen vom Sozialsystem. Im Gegensatz zu den halbherzigen Kompromissen und Kooptationen des Neoliberalismus würden sie die konstitutiven Voraussetzungen der neokonservativen Vorstellungen umkehren, die den zerstörerischen Haß und die zunehmende Verelendung unseres gemeinsamen Lebens legitimiert haben.

Aus dem Amerikanischen von Ilse Utz

Anmerkungen

- 1 Von der Autorin gekürzte Fassung aus *Rethinking Marxism* 6, Nr.1 (Frühjahr 1993). Der Text trägt den Stempel eines speziellen historischen Augenblicks. Er entstand als Reaktion auf die Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1992. Der erste Entwurf wurde in der Woche nach Clintons Sieg fertiggestellt und auf der Konferenz über »Marxismus in der neuen Weltordnung« in Amherst, Mass., im November 1992 als Vortrag gehalten. Der Vortragstext wurde Ende Januar und Anfang Februar 1993 für die Veröffentlichung überarbeitet, also gerade zu Beginn der Präsidentschaft von Clinton. Bei der Überarbeitung haben Vorschläge von Carole Biewener, David Ruccio, Brackette Williams und Eli Zaretsky eine wichtige Rolle gespielt. Am meisten verdanke ich jedoch Linda Gordon. Einige Ideen wurden zusammen mit ihr entwickelt und sind in unseren gemeinsam verfaßten Beiträgen dargestellt (Fraser und Gordon 1993a und 1993b). Für irgendwelche Fehler oder Unklarheiten im vorliegenden Aufsatz bin ich allein verantwortlich.
- 2 Methodologisch beziehe ich mich auf verschiedene theoretische Traditionen. Von Jürgen Habermas (1962) übernehme ich die Idee der »politischen Öffentlichkeit« im Sinne eines institutionalisierten diskursiven Raumes, in dem politische Fragen formuliert und diskutiert werden. Aber ich gebe dieser Idee eine Gramscianische Wendung, indem ich hervorhebe, daß es sich um einen machtgeprägten Raum handelt, in dem Hegemonien errichtet und in Frage gestellt werden (Fraser 1991). Um die diskursiven Prozesse zu analysieren, übernehme ich auch einige post-strukturalistische Techniken, insbesondere das Hinterfragen von Dichotomien. Wesentliche Erkenntnisse verdanke ich schließlich den sozialistisch-feministischen Analysen der Schnittpunkte von Familie, Staat und Markt.
- 3 Dieser Gegensatz hat seinen Ursprung nicht in der Reagan-Bush-Ära; er geht mindestens auf den New Deal zurück. Er wurde aber in der hier besprochenen Periode verschärft und zu einem hervorstechenden Merkmal der politischen Kultur. Zu einer Genealogie des Gegensatzes Vertrag versus Wohltätigkeit siehe Fraser und Gordon (1993a).
- 4 Alle Regierungsprogramme werden durch »Beiträge« in Form von Steuern finanziert. Öffentliche Sozialprogramme werden aus den generellen Einnahmen sowohl des Bundes als auch der Staaten finanziert. Empfänger von Sozialleistungen »tragen« ebenso wie andere durch die Zahlung der Umsatzsteuer zu diesen Mitteln »bei« (Fraser und Gordon 1993a).
- 5 Die Idee der »persönlichen Verantwortung« war nicht neu; die Entdeckung der »Unterschicht« griff vielmehr frühere Vorstellungen von einer »Kultur der Armut« auf. Aber die Schuldzuweisung wurde verstärkt.
- 6 Ich danke Brackette Williams (1993) für diesen Hinweis.

- 7 Trotz des Wahlkampfversprechens, »die Sozialhilfe, so wie wir sie kennen, zu beenden«, deuteten seine ersten Handlungen als Präsident darauf hin, daß dies nicht zu seinen obersten Prioritäten gehörte. Bemühungen um eine Verringerung der »Abhängigkeit von der Sozialhilfe« schienen erst einmal zurückgestellt zu werden, während die Krankenversicherung an erster Stelle rangierte. Das war sicherlich die Botschaft von Donna Shalala, der neuen Gesundheits- und Sozialministerin (die auch für AFDC zuständig ist), die das »Sozialsystem« in ihren ersten Hearings kaum erwähnte. (Das brachte ihr einen deutlichen Tadel von Senator Daniel P. Moynihan ein.) Und sie wurde dadurch verstärkt, daß schnell eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Hillary Rodham Clinton eingesetzt wurde, die eine Gesetzesvorlage für die Krankenversicherung erarbeiten sollte. Darüber hinaus gibt es Gerüchte über Meinungsverschiedenheiten in der Regierung über die »Sozialreform«. Clinton ist dafür, daß Empfänger von AFDC nach zwei Jahren zur Arbeit verpflichtet werden. Shalala war früher die Vorsitzende des Children's Defense Fund, der sich einer Arbeitspflicht widersetzt hat. Rodham Clinton, die ebenfalls Vorsitzende dieses Fund war, hat die »Reformen« von New Jersey unterstützt.

Literaturverzeichnis

- Fraser, Nancy, 1989: »Struggle over Needs: Outline of a Socialist-Feminist Critical Theory of Late-Capitalist Political Culture«. In: dies.: *Unruly Practices: Power, Discourse and Gender in Contemporary Social Theory*. Minneapolis
- dies., 1991: »Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy«. In: C. Calhoun (Hrsg.): *Habermas and the Public Sphere*. Cambridge
- dies., 1992: »The Uses and Abuses of French Discourse Theories for Feminist Politics«. In: Fraser, Nancy, und Sandra Bartky: *Revaluing French Feminism*. Bloomington
- Fraser, Nancy, und Linda Gordon, 1993a: »Contract versus Charity: Why Is There No Social Citizenship in the United States?« In: *Socialist Review* 92/3, 22, 45-68
- dies., 1993b: »A Genealogy of 'Dependency': A Keyword of the U.S. Welfare State«. In: *Signs – Journal of Women in Culture and Society* (i.Vorb.)
- dies., 1993c: »Welfare reform«. Unveröff. Ms.
- Glenn, Evelyn Nakano, 1992: »From Servitude to Service Work: Historical Continuities in the Racial Division of Reproductive Labor«. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 18, 1, 1-43
- Habermas, Jürgen, 1962: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied
- Mead, Lawrence, 1986: *Beyond Entitlement: The Social Obligations of Citizenship*. New York
- Williams, Brackette, 1993: Oral response to this paper, presented at conference on »Intellectuals«. Rutgers University, 13.2.

Kornelia Hauser

Maskulinisierungsprozesse und Frauenforschung

Überlegungen anlässlich der deutschen Veröffentlichung von Susan Faludi: Die Männer schlagen zurück¹

Ich möchte mit der Frage an die Leserinnen beginnen, wann sie das letzte Mal ein feministisches wissenschaftliches Buch gelesen haben, in dem nicht nur der Nachweis – in zunehmend elaborierter Weise – von Frauen-Unterdrückung und ihrer Artikulation geführt wird, sondern das zudem und besonders getragen wird von *möglicher* Gesellschaftsveränderung, von Hoffnung auf eine andere Zukunft. Die Relektüre von Shulamith Firestones *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*² war für mich dieses Erlebnis. Das Buch ist 23 Jahre alt. Wie viele bewegende Autorinnen der siebziger Jahre verband Firestone Alltagsphänomene, wie sie von jeder Frau in den westlichen Ländern erlebt werden konnten, mit Struktur- und Formanalysen, die das jeweilige Phänomen in einen erkennbaren und zu verändernden Zusammenhang rückten. Lebens- und Denkformen wurden in ihren Selbst- und Fremdfesselungen, Produktionsweisen in ihren Beherrschung- und Zerstörungsmechanismen freigelegt. Die Freiheit der Leserin bestand darin, dagegen handeln zu *können*. Sozialwissenschaftliche Feministinnen begriffen als ihre Arbeit, das Faktische als *eine* Möglichkeit von Wirklichkeit zu analysieren und zu zeigen, daß in eben dieser Wirklichkeit auch andere Möglichkeiten zu – es muß angemessen pathetisch gesagt werden – erkämpfen sind.

In den achtziger Jahren veränderte sich nicht nur das politische und kulturelle Klima, auch gewannen feministische Untersuchungen an Bedeutung (oder vielleicht sogar die Oberhand? Die Wahrnehmungen unterscheiden sich je nach Standpunkt), die unter dem Namen *Poststrukturalismus* periodisiert werden. Anders als in den Texten der frühen Feministinnen finden sich hier keine nachvollziehbaren Verbindungen zwischen Alltagsphänomenen und wissenschaftlicher Analyse. Es wird gepriesen, daß »eine Veränderung der Geschlechterordnung denkbar (ist), ohne sich auf einen utopischen Standort stellen zu müssen.«³ Der utopische Standort war zuvor der Ort jener Herrschaftsfreiheit gewesen, zu dem kein Weg führt, der aber das Denken außerhalb der herrschenden Formen ermöglicht, indem seine eigene gesellschaftliche Verfaßtheit kritisch rückgebunden wird. Der Verzicht auf Utopie wäre der Verzicht auf *kritische* Theorie. Mir scheint, daß die utopischen Elemente dieses Poststrukturalismus da sind, aber verdeckt werden; es wird keine Welt *vorweggenommen*, in der Geschlechtsunzugehörigkeit, Sozialität, Identität und Individualität antizipiert sind, aber es wird eine andere soziale Ordnung als *mögliche* unterstellt. Dieser »Subtext« muß noch befreit werden. Judith Butler, die auch in der BRD eine Platzhalterin für das neue Denken ist⁴, initiiert mit ihren Thesen eine eigentlich interessante Debatte, von der nur befremdlich bleibt, daß sie ihren unterlegten Akademismus nicht loswird, und jener zudem bei den Nachfolgerinnen mitreproduziert wird. Die These, daß es keine – gesellschaftliche, rechtliche usw. –

Gleichheit der Geschlechter geben könne unter Beibehaltung einer zweigeschlechtlich konstituierten und konstruierten Gesellschaft ist quasi als Resultat einer mittlerweile über zwanzig Jahre währenden Diskussion zum Thema zu lesen. Auch die nützliche Rede von der Einschreibung der herrschenden Kultur in den weiblichen Körper und die daraus folgende Subjektposition und sexuelle und geschlechtliche Identität als regulierendes Imaginäre scheint mir eine Zuspitzung der feministischen Körperdiskussionen und leider nur implizit eine Parallelführung zu den ideologietheoretischen Analysen von Althusser zu sein; letzterer hatte die herrschaftliche Organisation des imaginären Verhältnisses der Individuen zu ihren gesellschaftlichen Verhältnissen im Blick. Althusser bestimmte das *Subjekt* als regulierendes Imaginäres. Theorien über Vergesellschaftungsmechanismen für Frauen unter dem zentralen Aspekt der sexuellen/geschlechtlichen Identität zuzuspitzen ist ein fruchtbarer Ausgangspunkt. Der jedoch alles bestimmende Unterschied zwischen den feministischen Forschungen, die sich immer auch politisch verstanden und verstehen und z.B. Judith Butler ist, daß die Botschaft von Butler das lesende Individuum auf keine Weise handlungsfähiger machen kann, da sie die *unfreien* Handlungen der Individuen ins Zentrum rückt und eine andere Möglichkeit der Wirklichkeit verdeckt. »Die Behauptung, das Geschlecht (gender) sei performativ, bedeutet nicht, das Geschlecht sei Gegenstand einer *individuellen* Wahl. Im Gegenteil, das Geschlecht ist die zwingende, ständige Wiederholung kultureller Konventionen am Körper, die man *niemals* gewählt hat.«⁵ Wenn aber das Individuum nicht über diese Dimension seiner Persönlichkeit bestimmen kann, warum gibt es keine Forschungen, die die Herstellung von sexuellen Identitäten für die Reproduktion des Staates, für den geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkt, für die Lebenswelt untersuchen? Die empirische Leerstelle scheint mir konstitutiv für diese Art des Poststrukturalismus, weil das Wesentliche über die Realität offenbar schon gewußt wird.

Die politische und kulturelle Lähmung, die fast zwölf Jahre konservativer Politik erzeugten, die Zerstörung alternativer Öffentlichkeitsformen und -praxen, die Akademisierung des Feminismus – als Bewegung – in Gestalt der »Frauenforschung«, ist so in den wissenschaftlichen Untersuchungen von Frauen abgefangen worden zugunsten einer sich ausschließlich an die Fachwelt richtenden lebensweltfernen, die Erfahrungen von Frauen ignorierenden Ideen. Die These von Lyotard, der schon 1981 schrieb, daß der Gebrauchswert von Wissen für die Individuen weit hinter den Tauschwert zurücktrete, könnte überspitzt gesagt auch auf solche Thesen von Butler und einige Nachfolgerinnen zutreffen.

Susan Faludi hat in einer umfangreichen Studie u.a. die gesellschaftlichen Gegenschläge, an denen die Frauenforschung völlig unbeabsichtigt mitarbeitete, zusammengetragen. Sie nannte ihre Untersuchung: *Gegenschlag. Der unerklärte Krieg gegen amerikanische Frauen*. Der Rowohlt Verlag vereinfacht das komplexe Männer-Bündnis von Wissenschaften, Industrie und Medien, indem er es auf *ein* Subjekt reduziert: *Männer* schlagen zurück. In der Tat geht Faludi von einem Maskulinisierungsprozeß der US-amerikanischen Gesellschaft aus. Getragen aber wird er von identifizierbaren männlichen und weiblichen Individuen und anonymen Strukturen und Kulturformen, besonders jenen, bei denen die

»diskursive(n) Beseelung des (weiblichen) Körpers« (Butler) durch Marktchancen und Profit motiviert wird.

Faludi hat für ihre Untersuchung Massenmedien, Filmproduktionen, Werbungs- und Absatzstrategien der Mode- und Kosmetikindustrien sowie einzelne Berichte von Männern und Frauen herangezogen. Für die These, daß eine Maskulinisierung der Gesellschaft stattgefunden hat und andauert, gelingt es ihr, deren Rationalität im Ökonomischen und deren Unberechenbarkeit im Moralischen und Persönlichen zu zeigen. Daß das Persönliche politisch ist bzw. werden kann, macht sie deutlich an einigen biografischen Rekonstruktionen, die sich auf Männer des rechten brain-trusts beziehen, die sich von »Feministen« zu »Lebensschützern« entwickelten.

Daß die Neuen Rechten – und hier vor allem Reagan – ihren Wahlkampf gegen den Gleichberechtigungs-Zusatzartikel und gegen die Legalisierung der Abtreibung führten und gewannen und die Liberalen und Linken diese Strategien zugunsten der »großen« politischen Fragen ignorierten, gehört zu jenen geschichtlichen Taten, die offenbar oft wiederholt werden müssen, bevor aus ihnen gelernt werden kann. Faludi belegt, daß die Wiederholungen sowohl in den politischen Mechanismen als auch in den Themen – Erwerbstätigkeit und Mutterschaft, Körperverfügung und Familienhierarchie – zu finden sind, indem sie immer wieder Parallelen zum Viktorianischen Zeitalter (Ende des 19. Jahrhunderts) zieht. Am Ende der achtziger Jahre dieses Jahrhunderts sind Frauen weitgehend als eigenständige Subjekte aus den Medien verschwunden und an ihre Stelle sind die Themen *Familie*, *Abtreibung* und *Föten* getreten: »Allein in den letzten beiden Jahren der achtziger erscheinen in den wichtigen Tageszeitungen über fünfzehnhundert Artikel über Abtreibung, und die Wochenzeitungen widmeten der Abtreibungsfrage mehr Raum als jedem anderen sozialpolitischen Thema.« (544) Die Zahl der Abtreibungskliniken ist um 50 Prozent reduziert worden, und es gibt nur noch *ein* Unternehmen, das Empfängnisverhütung erforscht (in den siebziger Jahren waren es zwei Dutzend). Das neue – öffentlich zu behandelnde – Subjekt ist der Fötus. »Im selben Maß, wie die Rechte des Fötus zunahmen, schrumpften die der Mutter. Einkommensschwache Schwangere wurden von Strafverfolgern, Ärzten und Ehemännern vor Gericht gezerrt. Ihr Blut wurde auf Drogen getestet, ohne daß sie gefragt oder auch nur informiert wurden; ihr Recht auf vertrauliche Behandlung wurde aus lauter Eifer, einen Prozeß anstrengen zu können, ständig verletzt, und sie wurden zum 'Wohl' des Fötus zu chirurgischen Eingriffen gezwungen, auch wenn sie selbst dabei in Lebensgefahr gerieten.« (556)

Eliteuniversitäten wie Harvard, Stanford und Yale werden mit lächerlich tendentiösen »wissenschaftlichen« Untersuchungen zitiert, die – u.a. da sie von dort kommen – in den Medien durch ein Schneeballsystem Furore machten. Beispielfhaft seien genannt eine Yale-Studie von 1986, die die Heiratschancen von Frauen untersuchte und zu dem deprimierenden Ergebnis kam, daß dreißigjährige Collegeabsolventinnen eine Heiratschance von 20 Prozent hatten, mit 35 Jahren sank sie bereits auf 5 Prozent, mit vierzig waren nur noch 1,3 Prozent Chancen auszumachen. *American Press* griff diese – noch unfertige Studie – sofort auf und versorgte das ganze Land mit diesen Zahlen. Faludi weist überzeugend nach, daß

weder die Stichprobe noch die Erhebungsmethode noch die gezogenen Verallgemeinerungen seriös bzw. korrekt waren. Eine Stanford Untersuchung »belegte« 1975 die katastrophale Verschlechterung der ökonomischen Lage von geschiedenen Frauen (ein Jahr nach der Scheidung sei ihr Lebensstandard um 73 % gesunken). In die »Bibel der amerikanischen Psychiatrie« (473) (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorder*) wurde 1985 der *Diagnose*-Begriff des weiblichen Masochismus, erstmalig war er in der spätviktorianischen Zeit als Erklärungshilfe für den sexuellen Lustgewinn aus Schmerz erfunden worden, wieder aufgenommen.

Faludi zeigt die Wissenschaften als Teil einer ideologischen Macht, die an der Herstellung eines *imaginären Verhältnisses* der Frauen zu ihrer Wirklichkeit wesentlich beteiligt sind. Die Folgen dieser Untersuchungen waren weniger lächerlich: Die Ergebnisse wurden in Arbeitsprozessen, in Scheidungsangelegenheiten und Erziehungs-Rechten immer wieder zitiert und gegen Frauen ausgelegt.

Daß an diesen Ideologisierungspozessen auch Feministinnen beteiligt waren, belegt Faludi an Texten von Germaine Greer, Susan Brownmiller und Betty Friedan. Auf unterschiedliche Weise behandeln sie alle die fehlende Sensibilität von radikalen Feministinnen »die Unterschiede zwischen Mann und Frau zu behagen« (Friedan, 430) Friedan ging soweit, daß sie für ihr Buch *Der zweite Schritt* Anleihen bei Reagans Regierungsprogramm machte und die Frauen aufforderte, den »erschöpften Wohlfahrtsstaat« (433) nicht länger mit der Erweiterung von Frauenrechten zu bedrängen. Neben diesen, sich vom Feminismus abwendenden Autorinnen, gab es aber auch Frauenforscherinnen, die die wesentliche Differenz von Frauen ins Zentrum rückten. Den weitreichendsten Einfluß konnte Carol Gilligan mit ihrem Buch *Die andere Stimme* gewinnen, jedoch in einem politischen Klima, das die »Ethik der Fürsorge« die »pflegerischen Eigenschaften« von Frauen sowieso stark machte. »Gilligans Worte (wurden) in der umfassenderen Gegenschlagsära, in der die beziehungsorientierten Feministinnen ihre Bücher schreiben, gebraucht und mißbraucht – durch antifeministische Autorinnen und Autoren und, schlimmer noch, durch Firmenanwälte bei Prozessen um sexistische Diskriminierung. Wer für die Fehlkalkulation der beziehungsorientierten Frauenforscherinnen bezahlen mußte, waren ... die Arbeiterinnen, die noch nie etwas von ihnen gehört hatten.« (437) Die Kampagnen, die mit Gilligans Aussagen geführt wurden, die Zementierung des Andersseins von Frauen im traditionellen Zuschnitt, die reaktionäre Politik, die auf Grund der konstruierten Andersheit Ungleichheit *begründete*, all dies war von der Autorin nicht intendiert. Im Jahr 1986 siegte der Sears-Konzern gerichtlich gegen Frauenrechtsorganisationen, die sowohl für die gleiche Bezahlung von Männern und Frauen (VerkäuferInnen) stritten als auch den Zugang von Frauen zu den besser bezahlten Positionen einklagen wollten. Der Konzern gewann, »mit Hilfe eines Richters, der nicht glauben konnte, daß berufstätige Frauen jemals benachteiligt worden seien, mit Hilfe einer Frauenhistorikerin, die »bewies«, daß Frauen schon immer schlechter bezahlte Jobs vorgezogen hätten, und mit Hilfe der Regierung.« (501) Diese Historikerin Rosalind Rosenberg war Feministin, die in ihrem Buch *Beyond Separate Spheres: Intellectual Roots of Modern Feminism* (1982) die biologische Determiniertheit der Geschlechtsunterschiede

bezweifelt hatte. »Aber in ihrer Aussage für Sears argumentierte die Wissenschaftlerin, die winzige Zahl von Frauen in Provisionsjobs [= besser bezahlt; kh] spiegele nur 'die natürliche Folge' der speziellen 'Andersartigkeit' der Frauen wider. (...) Frauen neigten angeblich weniger zum Konkurrenzdenken und wollten nicht so gern ganztags, abends und am Wochenende arbeiten, weil das mit ihren Mutterpflichten kollidiere.« (503) Die feministische Forderung nach Gleichberechtigung, der sich auch Rosenberg angeschlossen hatte, empfand die Historikerin nun – im Lichte der beziehungsorientierten Frauenforschung – als »törichte Androgynie«.

Zu lernen ist, daß jede Weise, Differenz zu einem verallgemeinerbaren konstitutiven Element des zweiten Geschlechts zu erklären, Maskulinisierungsstrategien in die Falle laufen muß. Die Akzeptanz »universeller« Zuschreibungen, wenn sie das weibliche Geschlecht betreffen, ist so hoch wie der Gedanke populär ist, daß die Biologie als »natürliches« vor allem aber als »wesenhaftes« Unterscheidungsmerkmal den ungleichen Zugang zu gesellschaftlichen Praxen erklären und in manchen Fällen motivieren soll – wie der potentielle Bundespräsident Heitmann kürzlich noch einmal belegte. Wenn Männerbünde gegen Frauen streiten, verschmelzen die rechten und linken Argumente auf dem »neutralen« Boden des *Ersten Geschlechts*. Auch dann wenn sich linke Männer der Frauenforschung zuwenden und Beiträge zu ihr stiften (wollen). Ich möchte an einer Textpassage des Herausgebers dieser Zeitschrift zeigen, wieviele Denk-Fallen schon zugeschnappt sind und nicht weh tun, bis die Aussage angefertigt wird. Haug setzt sich mit Thesen der Philosophin Herta Nagl-Dozekal auseinander. Hier seine These 6: »Asymmetrische Strukturen' scheint mir als Kategorie schwach, weil das Herrschaftliche an den Geschlechterverhältnissen verfehlend, und irreführend, weil in der quasi homosexuellen Orientierung auf Symmetrie die Andersheit ausblendend. Was sollte auch auf seiten der Männer dem Kinderkriegen der Frauen 'symmetrisch' sein? Anders gesagt: um der Naturalisierung von Herrschaft zu entgehen, müssen wir mit unserer Natur umgehen lernen.«⁶

Auch Haug ist Philosoph, er verfehlt und irrt: Asymmetrische *Strukturen*, das ist der fragliche Begriff. Aus der theoretischen Auseinandersetzung mit einem Begriff wird bei Haug ein vorgestellter Körper, zu dem sich nacheinander – qua Phantasie oder Philosophie – zwei weitere Körper gesellen. Der Begriff sollte bei Herta Nagl-Dozekal offenbar etwas Gesellschaftliches – eine soziale Hierarchie – fassen; Haug verschiebt das Anliegen durch eine sexuelle Imagination: im ersten Schritt wird aus der Struktur eine (sexuelle) Orientierung. Die Orientierung wird – ohne Zusatzgedanken – als symmetrische behauptet oder definiert. Zu all dem hatte die Autorin offenbar keine Stichworte gegeben, sie kommen auch nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus dem Kopf des Schreibers. Wenn zwei Frauen gleichen Geschlechts Sex miteinander haben (oder zwei Männer), mögen bestimmte Körperteile bei ihnen »symmetrisch« sein, ansonsten zieht sie wohl ihre »Andersheit« an – es gibt Namen für diese *Inszenierungen* von Männlichkeit und Weiblichkeit: drag queen, butch, femme, kesser Vater, Tunte usw. Haug hört nicht nur der Autorin nicht zu, er übersieht auch Befreiungspotentiale in der sex/gender-Anordnung, die einzig dem Umstand geschuldet sind, daß da die »Anormalen« sich nicht ins Normale eingliedern können, sie also befähigt

sind, mit den Herrschaftselementen des Normalen zumindest im Sexuellen, also im *Sozialen* zu spielen. Sie zeigen dem Normalen, wie sehr es bloß hergestellt ist und imaginär. Haug kehrt zu dem Strukturbegriff nicht zurück; im zweiten Schritt kommen Männer und – ich übersetze die biologische Fähigkeit von Frauen in ihren Organen – Eierstöcke und Gebärmutter ins Bild. Das hat mich beeindruckt und deshalb belehrt, daß ein Mann, der explizit über Geschlechterverhältnisse nachdenkt, nicht über die weibliche Biologie hinauskommt und die Kategorie der Geschlechterverhältnisse als *Vorstellung* nur im Singular als negativen (Lesbe/Schwuler) oder möglichen (Mutter seiner Kinder) Selbstbezug erreicht. Der letzte Satz widerspricht blind den vorherigen Ausführungen: Nachdem Mann und Weib als nicht »symmetrisch« definiert wurden, werden sie in einer gemeinsamen »Natur« vereint, oder wer ist das Wir? Aber Natur war zuvor bloß Biologie. Piaget empfahl übrigens entgegengesetzt, daß wir uns »unseres Ich bewußt werden« sollten. Er schreibt: »Der Realismus hingegen besteht darin, daß man nicht weiß, daß es ein Ich gibt, und deshalb die eigene Betrachtungsweise für unmittelbar objektiv und absolut hält. . . . Solange sich das Denken nicht des Ich bewußt wird, vermengt es ständig das Objektive mit dem Subjektiven, das Wahre mit dem Unmittelbaren.«⁷ Die Crux der von Männern betriebenen Geschlechterverhältnisse-Forschung besteht m.E. darin, daß diese Forscher glauben, einen objektiven Herrschaftscharakter ihres Gegenstandes ausmachen zu können, ohne zu reflektieren, wer sie selbst sind, d.h. auch, ohne die selbsttätige Aufgabe der Position und der Privilegien des ersten Geschlechts wenigstens im Theoretischen. Diese Aufgabe ist ihnen praktisch gesellschaftlich kaum möglich. Die Befragung hingegen, wie die kognitiven Wahrnehmungsstrukturen geschlechtlich gebunden sind, vielleicht eher.

Aber selbst wenn ich auf der Ebene des Begriffs verbleibe, erscheint der Einwand von Haug – unabhängig von der Unredlichkeit in der Beweisführung, die den vorgegebenen Begriff nicht in seinem Kontext erläutert – einem zu einfachen oder zu abstrakten Herrschaftsbegriff geschuldet. Der offenbar asymmetrisch unterstellte Zugang der Geschlechter zu den gesellschaftlichen Praxen ist gesellschaftlich vermittelt, er gehört insofern zum Herrschaftsensemble; Herrschaft kann also individuell als Asymmetrie erlebt/gedeutet werden. In den gesellschaftlichen *Aneignungs- und Verteilungspraxen* wird wohl von herrschaftlich abgesicherten Asymmetrien der Geschlechter ausgegangen werden können (nicht müssen.) Wie bei dem Begriff der Differenz gewinnt m.E. auch für den Begriff Asymmetrie die *Legitimierung* des Vorgangs Untersuchungsvorrang. Die Frage könnte lauten: werden der Unterschied und das Ungleichmäßige naturalisiert und so zur Grundlage von Herrschaft gemacht?

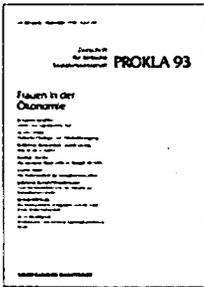
Kritische Denkformen gehen Bündnisse mit den herrschenden Denkformen ein, Feminismus ist und wird gespalten entlang den gesellschaftlichen Arbeitsteilungen in akademische Frauenforschung und eingreifende – d.h. praxisgebundene – Gesellschafts- und Wissenschaftskritik. Zur Maskulinisierung gehört auch die Einverleibung von Frauenforschungsergebnissen in die sozial-politische und kulturelle Organisation der Gesellschaft. Der Unterschied zwischen einer Frauenforschung in akademischen Organisationen, ihren Gesetzen gehorchend und einem wissenschaftlichen Feminismus scheint mir darin zu liegen, daß

letzterer *gezwungen* ist, die eigenen Forschungen im Kontext gesellschaftlicher Bewegungen zu reflektieren. Der wissenschaftliche Feminismus trägt die Folgen seines Tuns unmittelbar: er geht unter, wenn er gegen sich arbeitet, indem er Herrschaftstechniken bedient und/oder die Forschungsergebnisse gegen die eigenen Intentionen verwendet werden können.

Der deutsche Unter-Titel des Gegenschlag-Buches verspricht auch, Gegenmaßnahmen von Frauen zu untersuchen. Wahr ist, daß Faludi Widerstandsprotokolle von einzelnen Frauen aufzeichnet. Z.B. von einer Arbeiterin, die sich sterilisieren ließ, um den »gefährlichen« Job zu behalten, trotzdem entlassen wurde und sich dagegen zu Wehr setzte. Deutlich aber wird, daß die sozial-kulturellen (sozusagen die klimatischen) Bedingungen für individuellen Widerstand schlecht sind. Die Öffentlichkeit hat Frauen desartikuliert. Und im Recht wird ihr Verschwinden als abwägendes Subjekt mitbetrieben; zuletzt bei der Neuauslegung der Paragraphen 218.⁸ Darin gewinnt das ungeborene Leben unantastbaren hohen Wert, zu dem die »Entfaltung der Persönlichkeit« der Frau nicht einmal mehr ins Verhältnis gesetzt wird. Abwesenheit und individualisierter Widerstand von Frauen führen mich an den Anfang zurück: auch Judith Butler setzt auf individuell zu leistende »performative Subversion« durch »Parodie«. Als Feministinnen sich mit subversiven Aktionen massenhaft sichtbar machten – und also wahrgenommen wurden –, war das eine stärkende Strategie und zudem lustvoll zu betreiben. Unter völlig veränderten Bedingungen könnte eben diese Strategie zu individualisierten Außenseiterinnen führen. Machtlose »Differenz« ist marginalisierbar. Besonders jene Differenz, über deren Herstellung und Artikulation wir nur begrenzt verfügen.

Anmerkungen

- 1 Susan Faludi: Die Männer schlagen zurück. Wie die Siege des Feminismus sich in Niederlagen verwandeln und was Frauen dagegen tun können. Aus dem Amerikanischen von Sabine Hübner. Rowohlt Verlag, Reinbeck bei Hamburg. 1993 (718 S., Ln., 42,- DM).
- 2 *The Dialectic of Sex*, 1970. Aus dem Amerikanischen von Gesine Stempel-Frohner. Frankfurt/M. 1987.
- 3 Lindemann, Gesa: Der Körper und der Feminismus. Judith Butlers Begriff des »leiblichen Stils« bleibt unzureichend. In: Frankfurter Rundschau v. 15. 6. 1993.
- 4 *Gender Trouble*, 1990. Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M. 1991.
- 5 Butler, Judith: Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht »die Frauen«, aber er muß nicht wissen, »wer« sie sind. In: Frankfurter Rundschau vom 27.7.1993.
- 6 Haug, Wolfgang Fritz: Geschlechterverhältnisse und Philosophie. »Das Geschlechterverhältnis« und »die feministische Philosophie« sind ideologische Fallen. In: ders.: Elemente einer Theorie des Ideologischen. Hamburg 1993, 205.
- 7 Das Weltbild des Kindes. Stuttgart 1978, 39f.
- 8 Siehe auch: »Nachrichten aus dem Patriarchat«. In: Das Argument 201.



*Vereinigung zur Kritik der
politischen Ökonomie e.V.*

PROKLA 93

Frauen in der Ökonomie

Mit Beiträgen u.a. von Rudolf Hickel; Friederike Maier, Birgit Pfau-Effinger, Dorothea Schmidt, Jutta Schwartzkopf

1993 - ca. 160 S. - DM 18,00 - ISBN 3-929586-03-7



Stephanie Coontz

Die Entstehung des Privaten

Amerikanisches Familienleben vom 17. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert
(gebunden)

1993 - ca. 300 S. - ca. DM 74.00 - ISBN 3-924550-81-6



Ulrike Kretschmann

Das Vergewaltigungstrauma

Krisenintervention und Therapie mit
vergewaltigten Frauen

1993 - 187 S. - DM 36,00 - ISBN 3-924550-86-7



Brigitte Hasenjürgen/ Sabine Preuß

Frauenarbeit - Frauenpolitik.

Internationale Diskussionen

1993 - 277 S. - DM 29,80 - ISBN 3-924550-87-5

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Dorotheenstr. 26a • 48145 Münster • Tel. 02 51 / 6086080



Frigga Haug

Anmerkung zur Diskussion um die Kategorie »Geschlecht«

Nach langjährigen Kämpfen um die Wahrnehmung des weiblichen Geschlechts in den Wissenschaften – zunächst unter der Frage der Gleichheit, später der Differenz – ist die Diskussion spätestens mit J. Butlers Arbeit *Gender Trouble*, (deutsch: *Das Unbehagen der Geschlechter*, 1991) an den Punkt gelangt, wo nicht mehr für die Einführung, sondern für Abschaffung des Geschlechtsbegriffs gestritten wird. Die Fallstricke, die das Insistieren auf »Differenz« produzierten (insbesondere die Vereinnahmung durch eine Tugendethik und damit durch einen recht bürgerlichen Feminismus), ließen für radikalere Feministinnen die Preisgabe des Begriffs als Befreiung aufscheinen. Hier also setzen Autorinnen wie Butler an. Nachdem das biologische Geschlecht nicht mehr als »Urgrund« von Differenz standhält, sondern selbst ebenfalls in soziale Konstruiertheit immer weiter auflösbar wird, und nachdem die Reproduktionszwänge für Frauen unter den Bedingungen von Gentechnologie – zumindest in den westlichen Industrieländern – stets geringer werden, scheint es nicht länger begründbar, die Kategorie Geschlecht als wesentliche beizubehalten. Sich ihrer zu entledigen, könnte – zumindest hypothetisch – die Möglichkeit bieten, Menschen nicht hauptsächlich in Männer und Frauen einzuteilen, mit all den sozialen Konstruktionen, der »heterosexuellen Matrix« und den daraus folgenden Über- und Unterordnungen, die wir hinlänglich kennen.

Mein Unbehagen an den jetzt einsetzenden Diskussionen um die Abschaffung des Geschlechtsbegriffs wittert eine neue Falle. Diese scheint mir der Blick auf »Geschlecht« selbst, als wäre dies eine Kategorie, die vor essentialistischen Beschlagnahmen zu retten sei. Wie kann denn der Blick auf ein Wesen, statt auf Praxisverhältnisse, selbst anders vorgehen als das Wesenhafte anzunehmen (essentialistisch also) oder danach zu trachten, das, was er zu sehen sucht, selbst aufzulösen, um dem zu entgehen? Das Interesse in der Frage ist selbst mithin polar konstruiert, auf Essentialismus/Auflösung angelegt. In der zum besserem Begreifen vorgenommenen Absehung von Praxis, Verhältnissen, Herrschaft usw. verfängt sich das Denken in philosophischen Betrachtungen. Unter der Voraussetzung, daß wir das Denken für befreiende Praxis nutzen wollen und mithin auch zur Analyse von Herrschaft und es in den Dienst ihrer Bekämpfung stellen wollen, scheinen mir die Fragen interessanter, was die Menschen in der Produktion ihres Lebens *tun*, was sie zum Leben und angesichts des Todes, was bei der Reproduktion für Verhältnisse eingehen.

Im Gegensatz zur Geschlechtskategorie läßt der Begriff Geschlechterverhältnisse eine große Anzahl von Themen, wie Krieg, Geschäft, Produktion, Wachstum, Bevölkerungspolitik, Moral etc. aufscheinen, in deren Beantwortung die Probleme des Essentialismus, der Ontologisierung von Differenz, der Politisierung von Egalität, der Naturalisierung, der Sexualisierung und Entsexualisierung, die zu Beginn der Diskussion um die Kategorie Geschlecht auftraten, noch einmal, und zwar erkenntnistheoretisch und politisch zugleich, auftauchen.

Erinnern wir die Schritte: Die (neuere) Frauenbewegung begann mit Gleichheitspostulaten, Empörung richtete sich gegen Ausschluß und Ungerechtigkeit, Frauen sollten gleichen Zugang zu gesellschaftlichen Positionen haben, insofern den Männern sozial gleich sein. Viele Forderungen richteten sich folgerichtig auf kompensatorische Maßnahmen, z.B. ergänzende und zusätzliche Bildungsangebote. Der Impuls hatte problematische Implikationen: das weibliche Geschlecht akzeptierte damit praktisch, gegenüber dem männlichen defizitär zu sein.

Die Differenzdebatte brachte demgegenüber Erleichterung; die Aufwertung des Weiblichen führte zwar zu essentialistischen und ontologisierenden Vorstellungen, erlaubte jedoch zugleich, eine andere Gesellschaft mit anderen Personen und Identitäten für möglich und erstrebenswert zu halten.

Die weitergehende Identifizierung der Unterscheidung in männlich und weiblich als selbst problematische Voraussetzung theoretischer Erkenntnis erlaubt es, den Konstitutionsprozeß der Geschlechter zumindest im Denken zu überschreiten und von daher Utopien freizusetzen, die die Last der alltäglichen Kämpfe gegen den Abtreibungsparagraphen, gegen die Verdrängung von Frauen aus allen Bereichen, gegen Sexismus und Gewalt abgestreift haben.

Mit der früheren Überschreitung der Gleichheitsvorstellung durch den »Differenzansatz« wurde allerdings auch schon die implizite totalisierende Herrschaftsvorstellung obsolet, die in einem das Gleichheitspathos hervorgebracht hatte, und es durchzusetzen verhinderte, weil in diese Legende selbst eine Rangordnung von wesentlich und unwesentlich, wichtig und marginal, ja gleich und ungleich eingebaut war. Herrschaftsverhältnisse neu denken heißt, sie auf verschiedenen Ebenen mit unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Mitteln und unter Mitwirkung der Unterdrückten vernetzt denken. Wenn wir Herrschaft nicht mehr einfach als Bewegung von oben nach unten annehmen mit einem Urheber, einem Ziel, einer Ursache und einer Wirkung, sondern als Produkt und Effekt unterschiedlicher Praxen und Bewegungen und zugleich nicht aufgeben, auch geplante Herrschaft und Ausbeutung für wirklich zu halten, so müssen und können wir nach meinem Dafürhalten mit unterschiedlichen, ja, einander ausschließenden Vorschlägen und Strategien gleichzeitig arbeiten.

Für die Fragen der Legitimität von Gleichheitsverlangen und Differenzbehauptung bedeutet dies, daß es unter der Voraussetzung herrschaftlicher Geschlechterverhältnisse unsinnig ist, auf Gleichheitsvorstellungen zu verzichten, ebenso wie es schlecht ist, den Differenzgedanken aus Gründen theoretischer Reinheit als essentialistischen Abweg ganz aufzugeben. Gerade die Radikalität, die gesamte Dichotomie der Geschlechtskonstruktionen für ein historisches Produkt zu halten, erlaubt es doch, wenn sie sich nicht selbst totalitär setzt, nicht die vorhergehenden Modelle als antiquiert zu verbieten, sondern es zu ermöglichen, ihren Stellenwert im jeweiligen Kontext zu begreifen und zugleich der essentialistischen Wende im Politischen entgegenzuwirken. Unter gegebenen Geschlechter- als Herrschaftsverhältnissen werden auch Begriffe taktisch.

Frigga Haug

Das Bild der Anderen und weibliche Angst

Einige Überlegungen zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus

Ich beginne meinen Beitrag mit der These, daß die Frage der Geschlechterverhältnisse für die Problematik von Rassismus grundlegend ist. Ich möchte dies in einem knappen Bericht aus einer Studie über weibliche Angst vorführen. Hauptgegenstand ist die Konstruktion weiblicher Identität und die darin eingeschlossenen Bilder von Männlichkeiten. Ich schließe mit einem empirisch-konkreten Fall weiblicher Angst, der die Themen Rassismus und Sexismus im gleichen Erfahrungsraum vorführt.

Hoyerswerda, Mölln, Solingen – die Städtenamen wurden zu Zeichen. Die Brände sind kaum gelöscht, da beginnt der Streit ums Vertuschen und Erkennen, ums Entschuldigen und Ablenken und um Fragen des Begreifens, um eingreifen zu können. Die Begründungen wechseln schnell. Hoyerswerda, das konnte »entschuldigt« werden mit unbewältigtem Faschismus in 40 Jahren DDR; Gewalt von Jugendlichen gegen Asylbewerber ein Ossi-Problem? Bei Mölln und Solingen mußte die Presse umschwenken. Ein Presseüberblick über die Motive von Gewalt vor allem gegen türkische Frauen und Kinder zeigt Journalisten und Politiker bemüht, zunächst »Einzeltäter« zu mutmaßen, verirrte Jugendliche mit schlechtem Elternhaus, kurz: Sozialisationsschäden, für deren Heilung die Eltern der Nation Besserung geloben sollten (so unter vielen anderen Reumann in der *FAZ*, 1.6.93); später scheint es Alkohol, unter dessen Einfluß die Taten begangen werden (u.a. *Spiegel*, 24/93). Aber wenig ist die Rede von Politik (Neonazis), von Sozialem (Abbau des Sozialstaats), von der Gewöhnlichkeit eines deutschen alltäglichen Rassismus, der belebt scheint durch die Vereinigung der beiden Deutschland zu einem größeren.

Theoretischer Streit, um die Phänomene von »Rassismus« und »Ausländerhaß« zu begreifen, setzte viel früher ein und konnte im wesentlichen aus dem Ausland importiert werden, wo die Vorstellung von historischen nationalen Identitäten länger schon aufgegeben war (vgl. u.a. Hall 1980, 1982, 1989; Balibar 1989, 1990; Miles 1989; Ng 1989). Die Einsicht jedoch, daß es »Rasse« im Sinn einer vererbaren, genetisch bestimmbaren Andersartigkeit in Fähigkeiten und Sozialcharakter etc. nicht gibt, ist politisch kaum massenhaft umsetzbar, solange sich Angst und Aggression an nicht wegleugnenbare äußere Zeichen von Anderssein heften können.¹ Insofern gilt eine zweite Hauptlinie in der Argumentation der Frage, wie in der Herausbildung von Identitäten selbst die Absetzung vom jeweils Anderen grundlegend für die Äußerungsformen von Ausländerfeindlichkeit² und »Rassismus« sein könnten (solche Argumentation gründet auf allgemeinen Identitätstheorien – vgl. u.a. Kristeva 1990; Miles 1989; Balibar u. Wallerstein 1990; Rätzzel 1991).

Ich setze im folgenden ein allgemeines Wissen um solche Diskussionen voraus, ebenso wie die darin aufgehobenen Theorien über Vorurteilsbildungen und Stereotype und die Produktion solcher Haltungen (vgl. exemplarisch Goffman 1967)

und wende mich einem seltsamen Mangel in den aktuellen zahlreichen Kongressen und Veranstaltungen zum Thema des »neuen Rassismus« oder zum »Bild der Anderen« zu. Im allgemeinen herrscht Einigkeit, daß es wichtig ist, die Herstellung dieser Bilder der jeweils Anderen zu untersuchen – dies in den Produktionen von Wissen, Kunst, Alltagsbewußtsein. Produktionen, in denen wir ein Bild von uns erstellen, demgegenüber andere entstehen, die möglicherweise uns gegenüber minderwertig scheinen. Diese Diskussionen sind geleitet von der Vorstellung, es könne ein vorurteilsfreies, nicht stereotypisiertes Bild von anderen geben, welches multikulturelles Zusammenleben mit wechselseitiger Toleranz usw. ermöglicht. Dies bleibt allerdings zunächst auf der Ebene fordernder Moral und guten Willens. Auch scheint mir diese Auffassung etwas zu einfach zu sein. Ich möchte dagegen ein Stück des Bodens/Rohstoffes vorführen, der m.E. ein notwendiger Grund für ein »verzerrtes Bild« des anderen ist. Diesen Rohstoff finden wir zum einen in den sozialen Bedingungen, unter denen die Menschen leben (Sozialabbau, Arbeitslosigkeit bis Zukunftsangst), zum anderen aber auch in der Weise, wie die einzelnen in den gegebenen Verhältnissen konkret und vor allem geschlechtsspezifisch Identität re/produzieren.

Im allgemeinen nimmt die Vorstellung, das Bild des anderen könne problematisch sein, selbstverständlich an, daß dieser andere³ jemand von einer anderen Nation, Ethnizität und Position im globalen Weltssystem ist. Ist er jemand unserer Gesellschaft, dann Immigrant, jedenfalls verschieden von der ursprünglichen Population. Der Weg ist versperrt, »den anderen« als integralen Teil der Gesellschaft zu denken, als ständig dabei, wie z.B. das andere Geschlecht.

Der an dieser Stelle wahrscheinliche Einwand, es gälte jetzt angesichts der Größe der Rassismusprobleme und der Weltkonflikte, die Frage der Frauen als das andere Geschlecht aufzuschieben, unterminiert die eigenen Fragen. Er schließt die Möglichkeit aus, daß der Alltagsverstand, in dem das Bild der anderen als minderwertig produziert wird, in seinen Gefühlen, Vorurteilen usw. durch Geschlechterverhältnisse bestimmt ist. Anders herum scheint es mir wahrscheinlich, daß die Auffassung, andere seien minderwertig, man selbst höherwertig, in Geschlechterverhältnissen entsteht. Von daher ist das Studium dieser nicht peripher, sondern grundlegend für die Beziehung ich–andere. Dies wird um so überzeugender, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in der Problematik der Geschlechterverhältnisse nicht nur Fragen der Differenz abgehandelt werden, sondern Verhältnisse von Körper und Geist, von Natur und Kultur, von Herrschern und Beherrschten, von Zeitverfügung usw. Kurz gesprochen: das Feld der Geschlechterverhältnisse ist ein Herrschaftsfeld, in dem von vornherein Frauen als minderwertig und untergeordnet existieren.

Meine These lautet: Die Existenz eines »minderwertigen« Geschlechts ist in jeder Gesellschaft und Kultur, in der dieses Weniger-Wert-Sein verbunden ist mit Natur, Körper, Zeit und Raum sowie politischer Unterordnung, die fast natürliche Grundlage für ein allgemein verzerrtes Bild des anderen, für die Fähigkeit, andere als weniger wert zu denken. – Ich setze voraus, daß allgemein bekannt ist, daß die Verzerrung oder die Vorurteile in bezug auf andere ethnische Gruppen oder Nationen im allgemeinen verbunden sind mit der Auffassung, diese Minderwertigkeit gründe auf deren Natur. Meine These über die Geschlechterverhältnisse als

Rohstoff für die Ausbildung von Haß und Aggression gegen »andere« verschiebt implizit auch die Auffassung, es sei das »Fremde« als das Andere der Zivilisation, welches in Gewaltaktionen sich entlade, die Lothar Baier (1993) in Anlehnung an Hannah Arendt (1955) übernimmt. So überzeugend der zivilisationskritische Aspekt auf den ersten Blick scheinen mag, vergißt er doch, daß das Andere im anderen Geschlecht zugleich stets anwesend als auch Teil »westlicher Zivilisation« ist, das »Nicht-Zivilisierte« mithin ebenfalls elementarer Bestandteil der »zivilisierten« Population.

Die Diskussionen über Rassismus und Sexismus problematisieren, soweit sie mir bekannt sind, einen anderen Zusammenhang. Zumeist geht es um den Ethnozentrismus des weißen Feminismus, um Fragen der Differenz, um Delegitimierung eines kollektiven Frauensubjekts angesichts vielfältiger anderer Unterdrückungsarten (vgl. u.a. Barrett u. McIntosh 1987; Ng 1989; Hooks 1982). Daneben und nahezu unvereinbar mit dem vorigen gibt es freilich auch Versuche, in der Diskussion der »Naturproblematik« Verbindungslinien zwischen Rassismus und Sexismus aufzudecken und beides als ideologische Konstruktionen um Körper zu kritisieren (vgl. u.a. früh schon Haraway 1982; Eichhorn 1993).

In diesem Zusammenhang interessieren mich hier Konstruktionen und Produktionen von Identitäten und Bildern vom jeweils anderen Geschlecht. Ich beginne mit einem ersten seltsamen Widerspruch im Verhältnis zur Vorstellung und zum Begriff von Normalität, der im Kontext wichtig ist. Gewöhnlich ist Normalität ein Pol, von dem aus andere als »nicht ganz normal«, als Außenseiter abgegrenzt werden können. Im Fall der Frauen aber ist es gerade ihre Normalität innerhalb gegebener Gesellschaft, die problematisch wird. Ich komme zu dem Resultat, daß das, was in einer Gesellschaft für normal gehalten wird, in bezug auf die Geschlechter schon selbst ein Herrschaftsverhältnis in Normalität einschweift. Normalität ist zweigeschlechtlich, und das bedeutet, daß die Normalität des einen Geschlechts (des weiblichen), es als anders, minderwertig, ausgrenzbar gegenüber dem normalen Anderen (dem männlichen) bestimmt. Damit können andere Gruppen ebenso »natürlich« für minderwertig gehalten werden, wie es »natürlich« ist, daß es Frauen gibt. Normalität ist also nicht bloß Zentrum, von dem aus A-Normalität sich ausgliedert; sie birgt zugleich selbst schon einen Widerspruch: eine Frau ist »a-normal« – im Verhältnis zum Bild des allgemeinen (d.h. männlichen) Menschen –, gerade indem sie »normal« ist als Geschlechtswesen. – Adorno formuliert dieses eigenartige Verhältnis zum Allgemeinen im Zusammenhang mit Antisemitismus: »Als natürlich gilt das Allgemeine, das, was sich in die Zweckzusammenhänge der Gesellschaft einfügt.« (Adorno 1947, 212) Und »Zivilisation ist der Sieg der Gesellschaft über Natur, der alles in bloße Natur verwandelt.« (Ebd., 219). Er faßt in diesem Zusammenhang die Weise, wie die einzelnen Gesellschaft produzieren, als so verkehrt, daß sie fortwährend ihre Sehnsüchte in Ausgrenzung und Absonderung und Zuschreibung an andere verfolgen müssen, um selbst lebensfähig zu bleiben. Eine Dimension dieses Verkehrungszusammenhangs ist »die mit Herrschaft verknüpfte Rationalität« (ebd., 202). Und obwohl er das als fremd Abgestoßene mit »Unmittelbarkeit«, mit »Berühren, Anschmiegen, Beschwichtigen, Zureden« (ebd., 214) zusammenbringt, kommt ihm nicht der Gedanke, Frauen oder Geschlechterverhältnisse in den

gleichen Zusammenhang zu bringen. Dies hindert uns jedoch nicht, in seinen Überlegungen Anknüpfungsmöglichkeiten zu finden. Denn wenn »selbst innerhalb der Logik der Begriff dem Besonderen nur als ein bloß Äußerliches widerfährt, muß erst recht in der Gesellschaft erzittern, was den Unterschied repräsentiert« (ebd., 238).

Angst von Frauen

Im folgenden will ich unter Rückgriff auf eine Studie zur weiblichen Angst (F. Haug/K. Hauser 1992) zeigen, wie Bilder des Ich – weibliche Identität – und die Wahrnehmung des anderen Geschlechts – das Bild von Männlichkeit –, auf eine Weise re/produziert werden, daß Angst notwendiges Resultat ist. Angst selbst ist auch ein Hinderungsgrund für eine Gesellschaft, in der ohne sie, ohne Haß und Flucht- oder Ausgrenzungsgedanken und -praxen gelebt werden will.

In der Studie geht es um weibliche Handlungsfähigkeit und wie sie durch die gesellschaftliche Positionierung von Frauen affiziert wird. Aus unserer Bearbeitung verschiedener Angsttheorien suchten wir in Kritik und Weiterführung theoretisches Werkzeug für die Analyse unserer eigenen Angsterfahrungen zurechtzulegen. Das Studium behavioristischer Angsttheorien führte in kritischer Zurückweisung für unsere eigene Frage zu schärferen Konturen. Während dort Angst als Nicht-Funktionieren, als überwindbare Krankheit gefaßt wird, eine Erklärungsweise, die Frauen mit ihren durchschnittlichen realen Ängsten in ihren Lebensbedingungen implizit allesamt als Außenseiterinnen stigmatisiert, wollten wir nicht so sehr Angst abschaffen, als vielmehr auf die Gründe einwirken, die sie hervorrufen. – Von Freud übernahmen wir die Auffassung, daß Emotionen wie Angst, die massenhaft vorkommen, in ebenso massenhaften sozialen »verkehrten« Praxen ihren Grund haben müssen. Seine spätere Auffassung, daß Angst in einem inneren Widerspruch entsteht, den das Individuum allein nicht lösen kann, wendeten wir ebenso ins Soziale: widersprüchliche nicht-bewußte Orientierungen allgemein, so folgerten wir, werden Angst hervorbringen.

Empirisch arbeiteten wir mit Erfahrungen in der Form aufgezeichneter Erinnerungen. Als ein erstes Resultat aus der Durchsicht der zahlreichen Ängste von Frauen erarbeiteten wir Thesen, zu denen wir die einzelnen Angsterfahrungen positionierten. Wir faßten Ängste in sozial-kulturellen Verhältnissen: *Die Angst um die Körper in Geschlechterverhältnissen, die Angst, nicht normal zu sein in Produktionsverhältnissen und die Angst, nicht kompetent zu sein in Politikverhältnissen.*

Im hier diskutierten Kontext von Rassismus und Sexismus werden Fragen von Körper und Natur relevant, daher skizziere ich aus dem ersten Kapitel.

Angst vor Männern

Wie vermutlich bei allen Frauen gab es auch in unserer Forschungsgruppe einen Konsens über die »Normalität« von weiblicher Angst vor Männern. Wir wußten darum, daß in der BRD alle vier Minuten eine Frau vergewaltigt wird, und daß diese Zeiten in den USA noch kürzer sind. Ein Resultat aus solchem Wissen ist,

daß von Männern offenbar Gewalt zu erwarten ist und daß Frauen schwächer sind als sie. Eine naheliegende Lösung wäre, zu versuchen, Männer zu ändern und Frauen in Selbstverteidigungskursen zu stärken. Zumindest scheint sich in solchem Kontext theoretische Arbeit zu erübrigen. In solchen konsensuellen Meinungen hatten wir unversehens unterstellt, daß Erkenntnisarbeit über Angst nur sinnvoll sei, wenn diese selbst eingeblendet und imaginiert ist. Dagegen war ausgeblendet, daß die Wahrnehmung selbst eine Umarbeitung von Wirklichkeit und als theoretische Konstruktion eine Quelle von Erkenntnis ist über die Mechanismen oder besser: die Weise, wie Individuen sich in Gesellschaft einarbeiten und dabei als Identitäten formen.

Ich werde im folgenden einige Thesen aus der empirischen Arbeit zusammentragen, um im Anschluß eine Erinnerungsszene vorzustellen und zu bearbeiten, welche die Fragen von Rassismus und Sexismus zusammenbringt.

In einer Reihe von Szenen fanden wir die Konstruktion eines ungenannten Bösen, welches irgendwie von Männern kommt und Frauen handlungsunfähig macht. Immer erfahren sie sich als Geschlechtswesen, als Natur und können daher nicht als Menschen auf Menschen treffen. Dies wird garantiert durch die Konstruktion von Männern als bloße Natur und daher Gewalt. In den Szenen wird dies intensiviert durch die Ausmalung von Handlungsunfähigkeit. Beispielsweise vermutet eine Frau in einer Szene in einem U-Bahnschacht einen Mann nicht nur nach der nächsten Kurve *vor* sich, sondern sie fürchtet zugleich, daß er – ist sie erst einmal die Treppe herabgestiegen – ihr den Rückweg abschneide, also zugleich *hinter* ihr sei. In einer anderen Szene liegt eine Frau in ihrem Zimmer im Bett und malt sich aus, was geschehen könne, wenn sie an ihren Arbeitsplatz ginge, ein Büro in einer unfertigen und daher einsamen Etage eines Hochhauses. In ihrer Phantasie probiert sie alle möglichen Fluchtwege vor gedachten Männern, malt sich aus, wie sie eine Tür noch erreicht, aber der Gang zu lang ist, die Tür nicht schnell genug geöffnet werden kann, die Treppe von ihr nicht schnell genug genommen wird usw., bis sie schließlich mit jagendem Herzen und schweißgebadet zitternd im Bett liegt, unfähig, zur Arbeit zu gehen.

Selbst wenn wir einfühlend zustimmen, daß Frauen tatsächlich immer männliche Gewalt zu fürchten haben, kommen wir hier zu dem Problem, daß Frauen andererseits mit Männern in vielen sozialen Situationen in der Wirklichkeit zusammen sind, ja, daß die Geschlechter zusammen leben. So muß Angst auch eingeschränkt sein, um nicht völlige Handlungsunfähigkeit hervorzubringen, während sie umgekehrt auch jederzeit ausdehnbar ist und jede soziale Situation unvermittelt zerstören kann.

Um die diffuse männliche Bedrohung konkreter fassen zu können, stellten wir die Frage an weitere Szenen anders. Weil wir wußten, daß die meiste Angst im Dunkeln auftritt, fragten wir nach Erinnerung an Angst im Dunkeln. Eine jede konnte eine solche Szene erinnern. Die Texte waren fast identisch. Die Identifikation war groß: wir bestätigten einander, daß es »genau so« im Dunkeln sei. Trotz wechselseitiger Versicherung erbrachte die Arbeit mit den Szenen doch seltsame und erstaunliche Resultate; z.B. ging es darum, dem bedrückenden Sozialen entkommen zu wollen, daher Freiheit in Natur zu suchen. Aber schon bald drohen riesige Bäume und heulender Wind, schreckt peitschender Regen,

ängstigen wallende Nebel. Aus einem allgemeinen Durcheinander von mannloser Natur und imaginerter männlicher Gewaltnatur formulierten wir folgende These:

Für Frauen gibt es in dieser Gesellschaft keinen sozialen Ort, an dem sie frei sein könnten, daher entwickeln sie Angst. Das führt sie zur Freiheitssuche in »bloßer« Natur, der sie nicht gewachsen sind⁴, eine neue Angst überfällt sie. Ihre Flucht treibt sie weiter zur individuellen Suche nach dem geeigneten Ort, der jedenfalls unsozial, nicht im vorhandenen gesellschaftlich Vorgesehenen sein wird. – Wir hatten angenommen, in der Angst vor Dunkelheit Ausführungen zur Angst vor männlicher Gewalt zu finden. Und indem alle ganz sicher waren, daß auch die Szene mit den Ängsten vor Natur »im Grunde« Angst vor Männern zum Gegenstand habe, im geschilderten Dunkel doch ein Mann lauere, Bäume, Wind und Nebel gewissermaßen bloße Zeichen für ihn seien, erschloß sich uns, daß die Vorstellungen nicht von individuellen Männern besetzt gehalten werden, sondern daß es um Männer als Akteure einer gesellschaftlichen Struktur, eines Zivilisationsmodells geht, in dem Frauen in Geschlechterverhältnissen einen *unzumutbaren Ort* haben.

Andere Szenen zur Angst im Dunkeln sind nicht ganz so vage: es treten tatsächlich Männer auf oder es gibt Vorstellungen, es könnten Männer unterwegs sein. Im Zentrum die angsterfüllte Frau, der der Tod gewiß ist, die aber eben darum nicht bereit ist, direkt und unmittelbar um ihr Leben zu kämpfen. Aber es gibt Versuche, geschlechtliche Neutralität zu erlangen – eine Frau versteckt ihre Haare unter einer Knabenmütze und stakst mit männlichem Gang – eine andere versucht, im Schlafsack männlich zu erscheinen – eine dritte hofft mit unansehnlicher Gestalt, die sie sich zuschreibt, noch ein Licht zu erreichen, um so als unattraktiv und also nicht wirklich weiblich rechtzeitig erkannt zu werden. In allen Szenen wird die Natur der Frau ihr Schicksal, dem sie nur durch »Entkörperung«, d.h. Vortäuschung eines anderen Körpers, entkommen kann. Da es in diesen Szenen keine sozialen Räume gibt, finden sich auch keine BündnispartnerInnen. Die allgemeine Lehre aus solchen Szenen ist: In der Gesellschaft ist die Frau so verloren, wie sie in der »Natur« verloren ist – in allen Fällen ist ihre eigene Natur ihr Existenzproblem, welches Handlungsfähigkeit verringert und in den ihr zahlreich zustoßenden außergewöhnlichen Fällen außer Kraft setzt.

Bei der Arbeit mit solchen Angstszenen von Frauen ist es schwierig, nicht beständig an jene Fälle aktueller Vergewaltigungen und Ermordungen zu denken – von denen die Presse uns auch im Detail berichtet – und es daher für selbstverständlich zu erklären und für normal zu halten, daß Frauen Angst haben, wenn sie Männern begegnen; dies um so mehr, je günstiger die Gelegenheit ist, daß diese Männer sich ohne Kontrolle von ihresgleichen betätigen können. Dieses schnelle Einverständnis verdeckt die Kompliziertheit der Problematik. Frauen können sich in jeder gesellschaftlichen Situation auf ihre Körper reduziert fühlen und unvermittelt mit Angst aus dem Sozialen zu entkommen versuchen. Angst ist viel allgemeiner verankert in den Geschlechterverhältnissen überhaupt und der Art und Weise, wie Frauen in sie hineinwachsen. Wir nehmen an, daß das Problem, mit dem wir es hier zu tun haben, mit der Funktion der Frauenkörper in der menschlichen Reproduktion zu tun hat. Diese ist ja in unseren Gesellschaften,

in denen das soziale Leben hochgradig reguliert ist, den Frauen privat zugewiesen, hier ist (außer durch das Verbot der Abtreibung) nicht vorgesorgt. Es ist sozial und kulturell historisch unterschiedlich, aber es ist immer Aufgabe der Frauen, ihre Körper für diese Funktion zu erhalten, zu schützen, zu bewahren, gesund und bereit. Das bedeutet für sie u.a., ihre Körper als Verhinderung von Fortpflanzung zu leben. In den gesellschaftlichen Orientierungssystemen finden sie dafür bekannte und halbbewußte Inschriften. Eines davon ist die Moral und ihre spezifische Bedeutung für Frauen. Obwohl solche Verhinderung von Fortpflanzung eine selbstverständliche Erwartung an Frauen darstellt, welche auch ihr Gefühlsleben bestimmt, müssen sie zugleich auch bereit sein, die Reproduktionsaufgabe zu übernehmen und Mutter zu werden, mit all den Konsequenzen für ihr eigenes Leben und ihre Lebensplanung. Eine mögliche Verarbeitung ist die Vorstellung, das wirkliche Leben komme später – sie hätten mithin zwei Leben.

Wir formulieren als These: Frauen finden sich in einem unterworfenen Machtverhältnis zu ihrem eigenen Körper. Sie haben die Aufgabe von Aufseherinnen über diesen; zugleich müssen sie erfahren, daß diese Aufseherinnen mit fast keiner Macht ausgestattet sind – weder in bezug auf die Lust der Körper, noch auf ihren Schutz, noch auf ihre Funktion in der Reproduktion der Menschheit. So fühlen sie sich allseits schuldig.

In der Angst vor Männern artikuliert sich daher, daß diese als Vollstrecker jener Auslieferung von Körper, Sinnen und Leben erfahren werden. Die Weichen sind über Kreuz gestellt: Frauen mögen dieses »Schicksal« wollen, sie werden es zugleich fürchten; sie leben mithin in widersprüchlicher Orientierung. Es gilt weder als »menschlich«, allzuviele Kinder in womöglich schlechten sozialen Umständen und zur »falschen Zeit« zu bekommen⁵, noch als weiblich, überhaupt keine Kinder zur Welt zu bringen. (Für diese widersprüchlich gestellte Erwartung wäre sicher auch einiges aus der Geschichte des gesellschaftlichen und individuellen Umgangs mit männlicher und weiblicher Homosexualität zu gewinnen. Ebenso müßte die bigotte Diskussion um den §218 in diesem Kontext noch einmal diskutiert werden.)

Entwicklung von Angst

In einem nächsten Schritt untersuchten wir, wie Frauen/Mädchen so in ihr Geschlecht hineinwachsen, daß die Angst vor Männern zugleich mit einer Unterwerfung und Annäherung an und unter diese erworben wird, daß also eine Art von Handlungsfähigkeit erreicht wird, die zugleich jeden Ausweg blockiert. Aus unseren Niederschriften und Bearbeitung von Szenen aus der Kindheit gelangten wir zu dem Resultat, daß das Heranwachsen von Mädchen eine Reihe charakteristischer Entwicklungswidersprüche zeigt:

Handlungsfähigkeit ausdehnen z.B., heißt elterlichem Schutz und entsprechender Kontrolle ebenso zu entkommen wie der Kindheitsordnung. Aber die frühe Lehre ist: Mädchen brauchen einen neuen Schutz, daher wird es schwierig, Erwachsenwerden zu begrüßen. Dies ist dennoch gewußt unausweichlich. Warum sollte man die Gefahren, die von Männern kommen, sich ausmalen, wenn dieselben Gestalten Schutz geben? Die Weichen sind auch hier widersprüchlich

gestellt. Eine weitere Lehre ist, nicht so genau hinzusehen, nicht zu viele Fragen zu stellen. Welche Anstrengung braucht es, unter solchen Bedingungen selbstbewußt erwachsen zu werden? Wie kann man diesen Widerspruch, der Männern innewohnt – zugleich Gefahr und Schutz vor dieser zu sein –, in eine lebbare Form bringen, ohne Unterwerfung? – Die dunkle Zone der im Mädchenalter von Männern geahnten Gefahr kann von überallher besetzt werden. So erkennen wir in den erinnerten Szenen manchmal die Spuren von Abenteuerbüchern, von Fernsehverfolgungsjagden, von Versteckspielen etc., die bei der Produktion des Imaginären mitwirken. In Märchen z.B. ist eine Lösung dieser paradoxen Männlichkeit, die Schutz ist und Bedrohung zugleich, vorgesehen. Auch die auf den ersten Blick den eigenen Sinnen widerstehenden Exemplare verwandeln sich u.U. in Schutznaturen, wenn man nur trotz heftiger Abneigung Tisch und vor allem das Bett mit ihnen teilt. Sie werfen ihre Igel- oder Löwenhaut ab, entraten ihrer Froschgestalt, wenn eine Frau sich erst mit ihnen einläßt. Manchmal tun sie das auch nicht und bleiben ein böser Drache. Hier heißt es abwarten, bis der Gute zu Erlösung und Schutz auftritt. In allen Fällen bleibt die Aktivität der Frauen auf die Hingabe beschränkt, und der zusätzliche Ratschlag heißt: *Traue Deinen Sinnen nicht.*

Wir gingen noch einen Schritt zurück zu Mädchen im Vorschulalter. Hier stießen wir auf die Einführung des »bösen Onkels« als eine weitere Lösung für paradoxe Männlichkeit. In der Diskussion solcher Erfahrung kamen wir zu dem Resultat, daß diese Strategie, Männer mit Süßigkeiten mit dunklen sexuellen Bedeutungen zu umgeben, nicht zum besseren Überleben von Mädchen zu führen scheint, sondern zu angstbesetzten Blockierungen. Diese Lektion wird übrigens immer weiter wider die Kenntnis gelehrt, daß das Problem eher in der eigenen Familie und nicht auf der Straße lauert. Hier werden Wahrnehmungsweisen wie Angst als Schutz vor der Wahrnehmung von Welt ausgebildet. Die Lehre ist: *Sich mit Fremdem einlassen, bringt Gefahr.* Diese Abtötung von Neugier ist so Teil von Geschlechterverhältnissen.

Zusammenfassung

In widersprüchlicher weiblicher Sozialisation finden wir auf jeder Stufe die Nahelegung von Rückzug, Selbstbescheidung, Häuslichkeit, Unterwerfung. Unlösbare Widersprüche blockieren den Entwicklungsgang und legen so etwas wie Tabus auf die Welt. Da ist das doppelte Rätsel Mann zwischen Nähe und unhinterfragbarer Fremdheit, belegt mit sexueller Bedeutung, lange bevor von Sex selbst überhaupt die Rede ist. Es wird unangemessen, drohende Gefahr zu erkunden. Diese Haltung bleibt und erstreckt sich in die Welt. Die Welt ist so schlecht und voller Gefahren, daß ein Mädchen nicht allein hineingehen sollte, eine Frau besser zu Hause bleibt oder sich einen männlichen Beschützer zulegt. Der nächste Widerspruch betraf das Erwachsenwerden überhaupt. Der Befreiungswille, der Wunsch, dem Schutz der Eltern zu entwachsen, wird vereitelt durch die Perspektive, dies nur um den Preis einer neuen Schutzhaft zu können. So finden wir die Frau in der Geschlechterbeziehung mit dem fertigen Identitätswiderspruch, daß sie ihre Persönlichkeit nicht entfalten kann, ohne sie zu verlieren.

Der Wunsch nach durch den eigenen Mann kontrollierten Räumen ist die Selbstbescheidung im Mantel der Freiheit. Aber selbst der Ausbruch wird schwierig. Es gibt wenig Erfahrung, auf die Frauen zurückgreifen können, um sich in der Welt ohne Angst zurechtzufinden. Das Wissen um die Schlechtigkeit der Welt steht drohend vor der Möglichkeit, in ihr Fuß zu fassen.

Für unsere Ausgangsfrage nach der Angst in den Geschlechterverhältnissen und nach deren Mächtigkeit und deren Muster in unserer Gesellschaft lernten wir, daß die Angst um den Körper sich nicht nur auf den Gattungs-Reproduktionszusammenhang und die Funktion der Frauen in ihm bezieht. Vielmehr scheint die Unterwerfung des weiblichen Geschlechts unter diesen Funktionszusammenhang als soziale Aufgabe eben diesen weiblichen Körper und »die dunklen Gestalten von Männern« umfassend in Dienst zu nehmen. Das Einverständnis mit der Bescheidenheit, mit dem Rückzug, der Verlust an Neugier und Abenteuerlust, ja, der Verzicht auf Erkundung und Erkenntnis scheinen durch diese Angst um die Körper erkaufte und Körperangst wird so zur selbsttätigen Bündelung aller dieser Verhältnisse. Zugleich wird Klarheit über diese Verhältnisse auf diese Weise verunmöglicht. Wie könnte man etwas über Gefahren wissen wollen, wenn das Wissen selbst gefährlich zu sein scheint?

Eigentümlicherweise stehen in fast allen Szenen andere Frauen als Türhüterinnen vor dem Übergang in die Welt, in Erkenntnis und ausschreitendem Handeln: Mütter, Schwestern, Freundinnen, Unbekannte. Und nirgends gibt es einen solchen Zusammenschluß, der Lösungen ermöglicht, die blockierenden Widersprüche gemeinsam zu erkennen und neue Formen des Handelns und Lebens zu finden. Umgekehrt treibt die als von Männern kommend gehante Gefahr Frauen unter den Schutz von Männern. So ist gerade dieser Gefahrenzusammenhang eine Garantie für die Entwicklung heterosexueller Beziehungen verbunden mit einem Verzicht auf Entwicklung überhaupt. Dies geht einher mit der fast weltweit verbreiteten Gewohnheit, Männern die Regelung des Gemeinwesens zu überlassen. Angst blockiert die Aufhebung dieser Niederlage des weiblichen Geschlechts, die zugleich weitere Angst hervorbringt. Angst tritt also an einer strategisch bedeutsamen Stelle doppelt auf, als Zeichen des Aufbruchs und als Wärterin jener verschiedenen Ausbruchspunkte, an denen Frauen den gesellschaftlich zugestandenen bescheidenen Rahmen (als einzelne) überschreiten wollen. Sie ist die Emotion, die den Aufbruch anzeigt wie auch behindert und zurückzieht.

Ich wollte in diesen knappen Thesen zeigen, daß Frauen offenkundig zumindest merkwürdig zu nennende Beziehungen zum anderen Geschlecht und zu sich selbst haben. Wir sahen auch, wie die Problematik mit der Wahrnehmung von Natur und von Sozialem verbunden ist. Beides hatte Einfluß auf Entdeckungslust und Wissensdurst. Resultierende Haltungen könnten sein: eine Tendenz, das Unbekannte zu ignorieren, Interaktionen zu vermeiden, Flucht, Suche nach Schutz und vor allem Vermeidung von allem Fremden.

Ich gebe zum Abschluß eine Szene wieder, welche die Erfahrung von Rassismus unmittelbar einschließt und den Problemkomplex weit widersprüchlicher aufbereitet als die gängigen Diskussionen um Rassismus anzunehmen scheinen.⁶

Rassismus und Sexismus

Sie sagte »Hallo« zu ihm als er aus dem Graben neben der Parkstraße trat. Sie genoß den Sonnenschein und hauptsächlich die Zeit alleine ohne die anderen, als sie in ihren Shorts und Bikinioberteil zu einer Gruppe wanderte, die sie besuchen sollte. In der Hand trug sie ihr T-shirt und ein Päckchen Zigaretten.

Er sagte, sie solle in den Graben springen. Einmal unten fiel sie auf ihre Knie und bat, in Ruhe gelassen zu werden. Sie dachte daran, so zu tun, als ob sie hysterisch sei, bemerkte aber schnell, daß sie wirklich außer sich geriet. Dies war vermutlich keine gute Idee, so versuchte sie sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Er zeigte immerzu in den Dschungel und sagte ihr, sie solle losgehen. Sie sagte immerzu nein. Sie versuchte, ihm zu erklären, daß sie nur ein kanadisches Mädchen sei, die mit einigen anderen von der Schule in Santa Marta gekommen sei, und daß sie gerade die Straße entlanggegangen war, um einige der Jungen zu besuchen. Sie sagte, sie würde es niemandem sagen, wenn er sie einfach gehen ließe. Sie freute sich, wie gut ihr ihr Spanisch nützte, obwohl sie ihn nicht soweit überzeugen konnte, daß er sie gehen ließ. Sie bot ihm alles an, was sie hatte – das T-shirt und die Zigaretten. Sie dachte, sie würde so tun, als ob sie dächte, er wolle sie berauben, nicht vergewaltigen. Dennoch sagte er, ich will nur bei dir sein.

Einige Minuten sah er so aus, als ob er sich für das, was sie sagte, interessierte. Dann sagte er: geh! und wies in die Richtung Dschungel. Dann bot er ihr an, in verschiedene Richtungen in den Dschungel zu gehen, als ob das einen Unterschied machte. Sie stellte sich vor, wie sie Tage, Monate, Jahre im Dschungel ohne Wasser und mit wenig Nahrung leben würde, Gefangene und Sexsklavinnen dieses Kerls. Sein Haar sah so aus, als ob es seit Jahren weder Wasser noch Kamm gesehen hatte – es war ganz verfilzt und strohig zugleich. Er war sehr dünn; seine Augen sahen ein wenig irre aus. Aber sie hatte auch Angst vor dem Dschungel, denn sie wußte, daß sie nicht genug wußte, um dort allein zu überleben. So wußte sie nicht, ob weglaufen eine gute Idee wäre. Sie stellte sich Menschen vor, die sich auf ewig wundern würden, was ihr wohl geschehen war. Einige Leute gingen mit Pferd und Wagen vorbei. Sie dachte, sie müßten sie dort unten gehört haben, aber sie gingen dennoch vorüber. Sie dachte, dies wäre ein Komplott.

Nach einer Zeit, die wie Ewigkeit schien, aber wahrscheinlich so zehn Minuten dauerte, steckte er seine Pistole weg (sie erinnert sich nicht, wohin er sie steckte) und zog ein Messer heraus, das er ihr gegen die Brust hielt. Sie versuchte, nicht zusammenzuzucken. Er wurde wütend, riß sie hoch und sagte: geh, du kannst in die eine oder die andere Richtung gehen, aber geh endlich. Sie erinnerte sich, daß sie in ihrer Selbstverteidigungsgruppe gelernt hatte, eine Umklammerung aufzubrechen und tat es, hetzte den Graben hinauf auf die Straße und rannte. Sie dachte nicht wirklich, daß er sie erschießen würde, aber jedenfalls dachte sie, er könnte danebenschießen, weil er so schwach war und auch, daß Erschossenwerden den anderen Möglichkeiten vorzuziehen sei. Er folgte ihr auf die Straße und machte die Geräusche, die kolumbianische Männer machen, wenn sie die Aufmerksamkeit von Frauen erregen wollen. Sie dachte, daß sei wirklich wahnsinnig, rannte aber weiter. Sie hielt einen Wagen voller Männer an. Sie hatte Angst vor ihnen, aber noch mehr Angst vor dem Kerl mit der Pistole.⁷

Bei der Arbeit mit Erinnerungsszenen gilt es, mit der spontanen Einfühlung und gegen sie zu arbeiten, um der Konstruktion des Problems auf die Spur zu kommen. Wie in allen Szenen überzeugt die Autorin ihre Leserinnen unmittelbar von der Gefahr, in der sie sich befand, davon, daß das Böse von dem Mann kam, vom eigenen Mut, vom Widerstand und von der Aktivität, die sie selbst ergriff. So sind die Rollen gerecht verteilt: das nette und freundliche unschuldige westliche Mädchen gegen den finsternen, gewalttätigen und gefährlichen Mann – der in diesem Fall zudem ein Einwohner irgendeines Ortes in der Nähe des Dschungels

ist. Seltsamerweise erzählte sie uns erst viel später, während der Arbeit mit der Szene, daß er ein Farbiger war, obwohl jede in unserer Gruppe dies sofort gedacht hatte. Es war angedeutet, aber nicht gesagt, obwohl die ganze Situation durch diesen Tatbestand strukturiert ist. Wir wollen zunächst einen Blick auf die Beschreibung dieses »Kerls« werfen. Er wird als gefährlich und irrational/unvorhersagbar gezeichnet und zur gleichen Zeit als schmutzig, ekelerregend und verrückt. Er wäscht oder kämmt seine Haare nicht, er ist dünn und schwach. Während sie ein kanadisches Mädchen, stark und rational ist – sie kann mit ihrer eigenen Hysterie fertig werden, sie erfreut sich an ihrem Spanisch und an der Sonne. Sie ist ganz offensichtlich stärker als er.

Die Szene lebt gleichzeitig von Rassismus und Sexismus. Auf den Gleisen der Geschlechterverhältnisse hat sie mehr Angst, vergewaltigt als erschossen zu werden – obwohl die Pistole auf ihren Kopf gerichtet ist. Sie malt sich aus, über Jahre seine Sexsklavine zu werden (obwohl sie es sich nicht wirklich ausmalt), nicht in der Lage zu sein zu flüchten, bei ihm festzusitzen. Sie hat kaum eine Strategie, diesem Bann zu entkommen. In der Szene ist ein entscheidender Punkt eine Leerstelle. Warum folgt sie ihm in den Graben, wenn die Pistole nicht die Hauptdrohung ist? Warum verläßt sie die Helle des Sonnenscheins, um mit diesem Mann im Graben zu sein? Die Autorin sagt: er hieß sie, in den Graben hinabzusteigen und die nächsten Worte sind: »einmal dort angekommen«.

Die Rationalität, die sie zu entwickeln sucht, kommt von der Überlegenheit der Weißen. Sie besteht darauf, Kanadierin zu sein und von einer bestimmten Schule zu kommen. Sie verspricht, ihn/es nicht zu verraten. Sie bietet Zigaretten und ein T-shirt an. Alle diese Handlungen und Bemerkungen müßten lächerlich sein, wären sie nicht eingebettet in eine Struktur, wo T-shirts und Zigaretten wertvolle Angebote sind für »Untere«, wo das Sagen/Verraten, die Angebote, die Rationalität eine Überlegenheit meinten, und zugleich bedeuteten, daß der Mann nicht handeln durfte wie er tat, weil er von einer niedrigeren Sorte Mensch kam, er war ein Kolumbianer.

Rassismus und Sexismus verschmilzen ineinander – der Mann macht das Geräusch, das kolumbianische Männer machen, um die Aufmerksamkeit von Frauen zu gewinnen. Das ist zugleich lächerlich, weil er sie Minuten vorher mit einer Pistole bedroht hat, als es auch die flirtende Art männlicher Kolumbianer in mögliche Gewalt verwandelt.

Weil sie die ganze Szene auf der Folie der Geschlechterverhältnisse erfährt, würde sie eher sterben wollen als vergewaltigt zu werden. In der Konstruktion gibt es also eine starke Frau, die zudem Selbstverteidigung beherrscht, und alles, was sie als ihre Tat erdenken kann, ist, ihm ihre Zigaretten anzubieten und vorzugeben, hysterisch zu sein. Er hält ihr eine Pistole zwischen die Augen, aber sie hat keine Angst, erschossen zu werden, sie hat Angst, vergewaltigt zu werden. Dennoch ist die mögliche Vergewaltigung zugleich unausgesprochen bzw. wird wieder übergangen, sie ist selbst unsprechbar, undenkbar. Sie denkt, ihr Ausweg sei denken, aber sie kann nicht an Vergewaltigung denken, so ist sie versteinert. Am Ende ist es nicht der Intellekt, sondern physische Stärke, die sie befreit. Indem sie unfähig war, dem Gedanken der Vergewaltigung näherzukommen, bleibt sie dem Körper fern, aber ihr Körper ist ihre Macht/Kraft.

In dieser Szene gibt es noch zwei weitere seltsame Dinge: die eine ist, daß diese ganze Vorstellung ihrer intellektuellen Überlegenheit Teil ihres Weiß-Seins ist und nicht kolumbianisch, ein Umstand, der ihr in Geschlechterverhältnissen nicht nützt. Der andere, daß sie tatsächlich halbnackt (in einem Bikinioberteil und Shorts) in einer Kultur ist, wo die Menschen bekleidet gehen und dieser Umstand ihr nicht einmal in den Sinn kommt.

Eine Lektion, die wir lernen können, ist: Frauen haben in der Gesellschaft keine Machtmittel, um mit männlicher Gewalt fertig zu werden, aber sie denken, es gehöre zu ihrer Moral und sei also ihre Aufgabe. Männliche Gewalt ist überall, aber sie ist um so irrationaler je niedriger die Männer intellektuell, klassenmäßig und kulturell sind. Irgendwie arbeiten männliche Natur und die Natur des Dschungels zusammen; sie sind beide gefährlich. Zusätzlich hat sie das Gefühl, die ganze Sache sei ein Komplott, eine Verschwörung der Kolumbianer gegen eine weiße Frau.

Wir sind dieser Konstruktion, daß Männer bloße Natur sind, schon in den Geschlechterbeziehungen mit weißen Männern begegnet. Die einzige Waffe, die Frauen haben, ist, einen Mann für sich zu ihrem Schutz zu suchen. Dies ist im Zusammenhang mit farbigen Menschen nutzlos, weil sie auf der Folie Rassismus als der gewalttätigen Natur noch näher wahrgenommen werden und daher auch keine möglichen schützenden Begleiter sein können. Sogar Familien werden als männliche Bedrohung und als Verschwörung wahrgenommen. Sie alle scheinen weiße Frauen vergewaltigen zu wollen als eine Art Rache gegen die ganze weiße koloniale Kultur. – In dieser Situation ist weiße Überlegenheit über unterlegene farbige Männer besonders nutzlos, weil sie für Frauen ja auch nur die Überlegenheit des Intellekts nicht des Körpers meint. Die Lehre scheint zu sein: Frauen kommen in solche Situationen, eben weil sie Frauen sind. Es gibt in solchen Verhältnissen keinen Weg, Frau zu sein und zugleich zu überleben.

Eine zusammenfassende Schlußbemerkung: Solange Menschen einander als jeweils weniger menschlich wahrnehmen, als »unentwickelte« oder gewalttätige Natur, ist das ganze Projekt multikulturellen Friedens und ebensolcher Harmonie eine bloße Illusion; aber eben diese Wahrnehmung ist Teil der Geschlechterverhältnisse. Frauen haben nicht nur Angst vor Männern wegen deren »Natur« und haben nicht nur Angst um ihre eigene »Natur«; auch Männer nehmen Frauen wesentlich als »Natur« wahr, wenn auch in anderem Kontext.⁸ Die Überlegenheit des weißen Westens über andere ethnische Gruppen hat als eine ihrer Säulen die Wahrnehmung, daß andere weniger zivilisiert, weniger intellektuell, mehr Teil von »Natur« sind, was in diesem Kontext weniger »menschlich« bedeutet. Eben diese Säule und Wahrnehmung bleiben stark, solange Geschlechterverhältnisse garantieren und nähren, daß das je andere Geschlecht als weniger menschlich erfahren wird als das eigene. Obwohl der Herrschaftszusammenhang Frauen anders positioniert und Männer auf andere Weise Frauen als »Natur« sehen, als umgekehrt, habe ich zu zeigen versucht, daß auch die Bilder vom Männlichen, die Frauen in Geschlechterverhältnissen angstvoll ausbilden, einen Stoff liefern für die Möglichkeit von »Rassismus«. Es erscheint lohnend, weiblichen »Rechtsextremismus« im Kontext von Geschlechterverhältnissen zu untersuchen.

Anmerkungen

- 1 Insofern argumentiert Lothar Baier m.E. völlig zu Recht mit Adornos Worten gegen die zur Toleranz aufrufenden »AntirassistInnen«: »Es setzt sich der bequemen Widerlegung durch die Sinne aus, und noch die zwingendsten anthropologischen Beweise dafür, daß die Juden keine Rasse sind, werden im Falle des Pogroms kaum etwas daran ändern, daß die Totalitären ganz gut wissen, wen sie umbringen wollen und wen nicht.« (Aus: Adorno 1944/45, *Minima Moralia*; zit. n. Baier 1993a)
- 2 Die verschiedenen Namen, die den Problemen gegeben werden, halten allesamt einem analytischen Blick nicht Stand; so unterstellt der Begriff »Ausländerfeindlichkeit«, daß es tatsächlich um eine Abneigung gegen Ausländer gehe, während doch schon ein einfacher Blick auf den Globus lehrt, daß dieses Gefühl bei weitem nicht allen »Ausländern« gilt, nicht weißen US-Amerikanern, nicht Schweden, Norwegern, Kanadiern, Australiern etc., ja, nicht reichen Öl-Scheichs, sondern eben nur den »proletariserten Nationen« bzw. ihrer Bevölkerung, die nichts weiter zu verkaufen hat als ihre Arbeitskraft. Darauf spielt offenbar auch Christoph Hein an, wenn er sagt: »Nein, wir sind nicht ausländerfeindlich. Wir haben keine Angst vor Eurer Hautfarbe oder Religion, und eure uns fremde Kultur achten wir und interessieren uns sehr für sie. Aber wir hassen die Armut.« (Zit. n. Baier 1993).
- 3 Ich wähle im folgenden absichtlich die männliche Form, weil nach meinem Dafürhalten in diesem Kontext gewöhnlich ganz selbstverständlich von männlichen Menschen gesprochen wird.
- 4 Margaret Atwood hat diese Figur in einem ihrer Romane aufgenommen. Hier bleibt die literarische Hauptfigur in den Wäldern, in der Erwartung, daß ihr nach und nach das Fell wachsen werde, das sie zum Überleben in bloßer Natur braucht. 1990: *Der lange Traum*, Frankfurt/M.
- 5 Die *Basler Zeitung* erhielt Anfang 1993 folgende anonym eingesandte Notiz auf die Anzeige einer Beratungsstelle für kurdische und türkische Frauen: »Raus mit dem Türken- und Kurdenpack. Raus mit diesen ewig schwangeren Kopftuch-Säuen.«
- 6 Die Szene wurde in einem Seminar, das von mir zum Thema Angst am Ontario Institute for Studies in Education in Toronto/Canada durchgeführt wurde, geschrieben; Susan Heald, Sharon Rosenberg und Kate McKenna arbeiteten an der hier vorliegenden Bearbeitung mit.
- 7 Übersetzung von Frigga Haug.
- 8 Vgl. hierzu u.a. zusammenfassend E. Lists Beitrag: Vernunft, Geschlecht und das Paradox der Rationalisierung, in: List 1993.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W., 1947: Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung. In: Horkheimer, Max, u. Theodor W. Adorno, 1947: *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam
- ders. (1944/45), *Minima Moralia*. Frankfurt/M.
- Arendt, Hannah, 1955: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt/M.
- Baier, Lothar, 1993: *Die verleugnete Utopie*. Berlin
- ders., 1993a: »Die Gnade der richtigen Geburt«. In: Freitag 34, 20.8.
- Balibar, Etienne, und Immanuel Wallerstein, 1990: *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin
- Balibar, Etienne, 1989: »Gibt es einen neuen Rassismus?«. In: *Das Argument* 175
- Barrett, Michèle, und M. McIntosh, 1987: »Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus«. In: *Das Argument* 163
- Eichhorn, C., 1993: »Frauen sind die Neger aller Völker. Überlegungen zu Feminismus, Sexismus und Rassismus«. In: *Links* 1
- Goffman, Erving, 1967: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M.
- Hall, Stuart, 1980: »Rasse – Klasse – Ideologie«. In: *Das Argument* 122
- ders., 1982: »Die Konstruktion von Rasse in den Medien«. In: *Das Argument* 134
- ders., 1989: »Rassismus als ideologischer Diskurs«. In: *Das Argument* 178
- Haraway, Donna, 1982: »Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft«. In: *Das Argument* 132
- Haug, Frigga, und Kornelia Hauser, 1992: *Die andere Angst*. Berlin, Hamburg
- Haug, Wolfgang Fritz, 1992: »Zur Dialektik des Anti-Rassismus«. In: *Das Argument* 129
- Hooks, Bell, 1982: »Ain't I A Woman«. In: *Das Argument* 134
- Kristeva, Julia, 1990: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/M.
- List, Elisabeth, 1993: *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Frankfurt/M.
- Miles, Robert, 1989: »Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus«. In: *Das Argument* 175
- Ng, Roxana, 1989: »Geschlecht, Ethnizität oder Klasse?«. In: *Das Argument* 175
- Räthzel, Nora, 1991: »Das Eigene und das Fremde«. In: *Forum Wissenschaft* 4
- Reumann, Kurt, 1993: »Wider Gewalt«. In *FAZ* vom 1.6.

Der Begriff Leistung organisiert, was wir tun, und doch tun wir, was er nicht erfaßt.



Argument-Sonderband
Neue Folge, Band 219
240 Seiten, broschiert
DM 21,00/ÖS 164/SF 22,00
ISBN 3-88619-219-9

Welches ist das Geschlecht der Leistung? Die Frage ist paradox formuliert: Die Leistung ist natürlich weiblich – die Grammatik ist hier eindeutig. Weniger eindeutig sind die Gefühle und Erfahrungen von Frauen zu diesem Begriff.

»Den Begriff "Leistung" mit Erfahrung zu füllen, machte mir selbst enorme Schwierigkeiten. Kalt und bürokratisch, schulmeisterlich und papieren steht er vor mir. Das Gefühl, in einem dunklen Raum mit einer zu hellen Lampe zu sitzen, wie im Physiksaal in der Schule bei einem Experiment. Unzugänglich sperrt er sich zunächst der Erinnerung. Dabei weiß ich doch, daß Sätze wie *Leistung muß sich wieder lohnen* auch bei mir unvermittelt Zorn aus Erfahrung hervorrufen. Die Erfahrung scheint theoretisch zu sein. Ich weiß, daß Leistung sich nicht lohnt, wie ich auch weiß, daß Leistungsgesellschaft ein ideologischer Begriff ist. Wir sollen denken, wenn wir etwas leisten, würde sich das für uns lohnen, oder anders, wir lebten in einer Meritokratie. Wer was leistet, wird belohnt.«

Aber läßt sich ein Begriff erfahren und fühlen, bzw. erfahren wir nicht vielmehr das, was er bezeichnen will? Die Frage führt in wissenschaftstheoretisches Gelände. Im begreifenden Zugriff auf Praxen von Menschen durch ein Wort wie Leistung werden Menschen positioniert, Taten bewertet, gesellschaftsfähig gemacht, in eine Rangordnung gebracht.

Inhalt:

Leistung muß sich wieder lohnen / Sich-Hervortun als Leistung / Leistungsideologie und Lernerfahrung / Ich leistete nichts / Erinnerungen an Leistung / Leistung und Befreiung / Der andere Blick – Erinnerungsarbeit als Methode im Bildungsurlaub / Frauen, Leistungserfolg und Zivilgesellschaft / Leistung lohnt sich doch – Frauen aus der Ex-DDR / Die Leistungskrise.

Régine Azria

Juden und Araber – Bilder des Anderen und Spiegeleffekte

Für Juden und Araber ist das Bild des Anderen alles andere als eindeutig und fest. Es entsteht aus der Verflechtung komplexer Beziehungen; Mythos, Geschichte und aktuellste Ereignisse mischen sich in ihnen unentwirrbar bis zur Suggestion, daß Juden und Araber Gefangene des Schicksals sind, dazu verdammt, auf ihrem Weg immer wieder dem Anderen zu begegnen.

Die Geschichte ihrer Beziehungen begründet von Anfang an eine Ambivalenz im Innersten des Paares Jude/Araber. Sie verweist uns auf die Ursprünge, den gemeinsamen Gründungsmythos beider Traditionen. Es ist eine Beziehung der Bruderschaft: Juden und Araber führen ihre Abstammung auf einen gemeinsamen Vater, Abraham, zurück; und eine von Rivalität und Feindschaft: Juden und Araber leiten ihre doppelte Abstammung von zwei verfeindeten Müttern, Sarah und Hagar, her. Während die Verwandtschaft durch Abraham den Beteiligten aufgibt, sich als Brüder und damit als Teilhaber einer gemeinsamen geistigen wie politischen Identität und Erbschaft anzuerkennen, treibt sie der Legitimitätskonflikt, der aus der doppelten Sohnschaft durch zwei Mütter erwächst, zur Distanzierung und zwingt sie, sich vom Anderen das Bild eines radikalen und nicht aufhebbaren Andersseins zu formen. Wie man weiß, spart die Bibel nicht mit Bruderkonflikten, von denen jeder auf seine Weise die kulturelle, geistige, religiöse und politische Kluft zwischen den Juden als Volk oder als Nation und dem Anderen symbolisiert. Die schwere Bürde der Leidenschaft, die dieses doppelte Bilderspiel auslöst, erklärt sich aus deren mythischer Dimension und dem Verstärkungseffekt ihrer wiederholten Instrumentalisierung.

Schließlich ist als bedeutsam festzuhalten, daß die Begegnung von Juden und Arabern, die sich teils wirklich, teils nur in ihren Bildern vollzieht, nie ein bloßes tête à tête zwischen zweien darstellt. Sie ereignet sich immer im Schatten der Intervention eines Dritten oder wenigstens unter dessen Augen. In der biblischen Erzählung heißt dieser Gott, im historischen Prozeß ist es der Okzident. Während der gesamten tausendjährigen Dauer dieser Begegnung scheint es beiden Akteuren nicht möglich zu sein, sich wirklich ganz als sich selbst oder als der Andere zu erfahren, außer durch die Präsenz dieses Dritten und in Beziehung zu ihm. Sehen wir zu Beginn, wie der Okzident seine Bilder des Juden und des Arabers gestaltet.

Die vielfältigen Bilder des Juden und des Arabers

Die Vorstellungen des Okzidents

Der Ausdruck Okzident muß hier in seinem religiösen Sinn als das christliche Abendland und in seiner heute geläufigen Bedeutung im Zusammenhang mit Modernität, also als politische, ökonomische, sozio-kulturelle und technologische Einheit begriffen werden.

Jeder weiß, daß die Juden und der Okzident miteinander durch einen alten religiösen Streit verbunden sind, dessen Vorläufer uns weit vor der christlichen Zeit nach Athen führen. Aber der religiöse Streit, dessen direkte Erben die heutigen Christen und Juden sind, entfaltet seine volle Wirkung erst mit der Spaltung der beiden Zweige aus der gemeinsamen hebräischen Wurzel: der jüdische wählt den Weg, »ein Volk für sich« zu bleiben, widmet sich vollständig dem Erhalt seiner ethnisch-religiösen Partikularität und verweist gleichzeitig seine universelle Mission in einen eschatologischen Horizont, während der christliche, indem er auf die Exklusivität der Triade Volk–Land–Gesetz verzichtet, diese Mission im Diesseits verwirklichen will. Auch hier ist es die Ambivalenz von Nähe und Distanz, Partikularem und Universellem, Abstammung und Bruch, mit der der Okzident sein Bild des Juden konstruiert, in dem er mal den »Gottesmörder«, mal den göttlichen »Rest« des antiken Israel, mal den gefallenen »Zeugen« des Sieges der Kirche sieht.

Während diese vom Antijudaismus geformten Bilder des Juden teilweise durch den modernen Antisemitismus überdeckt werden, der die Themen der Rasse und der Macht des Geldes an die Stelle der theologischen setzt, bleibt die Ambivalenz vorherrschend: Der Jude erscheint gleichzeitig als Untermensch und auf Grund übermenschlicher Kräfte in der Lage, die anderen seiner Gnade zu unterwerfen. Gleichzeitig und nacheinander werden ihm einmal seine unaufhebbare Besonderheit und seine radikale Differenz, die ihn nicht »assimilierbar« mache, dann wieder seine Fähigkeit angelastet, in der Masse zu verschwinden und unsichtbar zu werden, was ihm erlaube, im Dunkeln und Geheimen zu agieren. Dies ist das ständige Thema der »jüdischen Verschwörung«, das bis heute eine große Verbreitung auch über den Okzident hinaus hat.

Für das Bild des Arabers in den okzidental Vorstellungen werde ich mich auf zwei Perioden beschränken, die ihm vor allem Farbe gegeben haben . . . : die große arabische Epoche des okzidental Mittelalters zuerst, in der die arabisch-islamische Welt das christlichen Abendland nicht nur mit Gewalt und durch Eroberungen, sondern auch durch das Prestige ihrer Gelehrten und die Verfeinerung ihrer Kultur bedrängte; die Kolonialepoche danach, in der der Okzident die Schranken seines Imperiums über seine Grenzen hinaus bis ins Herz der arabischen Welt ausdehnte. Zwischen diesen beiden durch einige Jahrhunderte getrennte Epochen, scheinen Orient und Okzident einander nichts zu sagen und wenige Bilder des Anderen hinterlassen zu haben. Von seiner ersten Begegnung mit der arabisch-islamischen Welt bewahrte der Okzident freiwillig nur wenige Spuren, ausgenommen jene großartigen Zeugnisse, die man in Granada bewundern kann, und einige Namen berühmter Gelehrter. Er war immer sehr darum bemüht, die Bereicherung, die für ihn der Kontakt mit der arabisch-islamischen Welt darstellte, möglichst gering erscheinen zu lassen. Alain de Libéra zeigt sehr gut, wie die okzidentale Philosophie sich offen weigerte anzuerkennen, was sie dem mittelalterlichen arabischen Denken schuldete.

Durch seine zweite Begegnung mit der arabischen Welt bietet sich dem Okzident die Gelegenheit, diese diesmal in der Position des Siegers wiederzuentdecken. Aber es ist eine arabische Welt im Niedergang. Die große ästhetisierende Strömung des Orientalismus, die den kolonialen Durchbruch begleitet,

schaft sich ein verworrenes Bild der arabischen Welt, in dem der Orient in Marokko beginnt, Araber und Muslim ständig verwechselt werden; bleibt dieser Blick des gebildeten Orientalismus paternalistisch und gelehrt, sieht der einfache Kolonist im Orient nur noch eine besiegte Nation und ein im Archaismus seiner sozialen Strukturen und Bräuche eingeschlossenes Volk. Diese koloniale Sicht des Arabers bildet das Fundament für die spätere Formung und Durchsetzung einer Serie neuer Bilder im Okzident, die Distanz und Unverständnis aufrecht-erhalten: die kontrastreichen, aber auch sämtlich negativen Bilder des eingewanderten Arbeiters, der Ölscheichs, des palästinensischen Terroristen – ein Bild, das jenes ältere des Fellagah aus dem Algerienkrieg reaktiviert – und zuletzt das des bedrohlichen Islamisten, mit dem die alten Invasionsängste wiedererstehen.

Gegenüber diesen beiden völlig verschiedenen Begegnungen, die Juden und Araber repräsentieren, wird der Okzident schließlich zur Selbstbefragung aufgerufen. Der Jude fordert von ihm auf mindestens zweierlei Weise Rechenschaft, einmal über die geistlichen und religiösen Fundamente seiner Identität, dann im Sinne einer zweifach notwendigen Gewissensprüfung, der religiösen, insofern als der Antijudaismus die Juden zu einem Volk von Pariahs machte, und der historischen, durch die der Okzident seine Verantwortung für eines der schändlichsten Verbrechen anerkennt, die die Menschheit erlebt hat. Was die geschichtliche Konfrontation zwischen Okzident und arabischer Welt angeht, so ist sie in viel grundsätzlicherer Weise politischer Natur, geht es bei ihr um Kräfteverhältnisse, Konkurrenz und den Kampf um die religiöse, politische, ökonomische und kulturelle Vorherrschaft.

Die Vorstellungen der Juden und Araber

Im Unterschied zum abendländischen Christentum, das nur zeitweilige Beziehungen zur arabisch-islamischen Welt unterhielt, blieb ein bedeutender Teil der jüdischen Welt von Bagdad bis Rabat mit ihr in engem und permanentem Kontakt. Für die Juden in diesen Ländern war der Araber, bevor er zum Bild wurde, eine alltägliche und unmittelbare Realität; die Natur ihrer Beziehungen kannte aufeinanderfolgende Phasen, die im Laufe eines Jahrhunderts die Kolonialzeit und den Übergang in die Unabhängigkeit durchliefen.

Wie in Europa stellten die Juden auch hier in der vorkolonialen Periode eine Minderheit dar, aber sie lebten im Unterschied zum nachrevolutionären Europa in voneinander getrennten Gemeinschaften. Wenn sie sich auch damit brüsten konnten, daß sie von einem insgesamt viel toleranteren Klima profitierten als ihre Glaubensgefährten auf christlichem Boden in den Jahrhunderten zuvor, waren sie doch immer wieder Repressalien ausgesetzt und, wie die Christen, auf Grund ihres Status als *dhimmi* [ein der muslimischen Obrigkeit unterstehender Anhänger einer Buchreligion; U.M.] auch juristisch ausgegrenzt. Eine Reihe mehr oder weniger formeller Schranken trennte sie von ihren arabischen Gastgebern: die der ethnisch-religiösen Gemeinschaft, die juristischen, aber auch die sozialen, die auf beiden Seiten die Regeln und Grenzen des Austausches festlegten. Trotz der langen Dauer ihres Zusammenlebens und der wechselseitigen Durchdringung ihrer Kulturen in Bräuchen und Glaubensvorstellungen, Sprache,

Musik und Ernährung pflegten Juden und Araber wechselseitige Verachtung und Mißtrauen, Früchte ihres religiösen Erbes und einer Reihe kleinerer und größerer Gründe.

Durch die Kolonisation und die Ausdehnung des französischen Einflußgebietes wurden Araber und Juden in gleicher Weise der Kolonialmacht unterworfen. Den Juden öffnete sich der Okzident zunächst auf kulturellem Weg dank des Netzes der französischsprachigen Schulen der Alliance Israelite Universelle; mit dem 1870 von der Nationalversammlung beschlossenen Décret Crémieux erhielten die algerischen Juden dann auch einen Zugang zur französischen Staatsangehörigkeit. Diese kulturelle und juristische Öffnung vertieft jedoch den Abstand zwischen Juden und Arabern weiter.

Diese wachsende Distanzierung führt zu Beginn der Unabhängigkeit zum Bruch, als die Juden, trotz der aktiven Sympathie einer großen Zahl von ihnen für die Unabhängigkeitsbewegungen, massenhaft und manchmal überstürzt, wie in Algerien, Nordafrika verlassen müssen, das sie lieb gewonnen hatten und wo ihre Vorfahren ruhten. Auch den Juden des arabischen Ostens blieb beim Ausbruch des israelisch-arabischen Konflikts nur der Weg ins Exil.

Erst sehr viel später, als die konkrete Nähe des Anderen nicht mehr existiert und ein gewisser Abstand zu diesen Ereignissen eingetreten ist, drängt sich den Juden aus diesen Ländern ein notwendigerweise ambivalentes Bild des Arabers auf, ein Bild, in dem sich Nostalgie und Bitterkeit, Intimität und Distanz, die unter den Lebensbedingungen der Unterklassen bewährte Brüderlichkeit und das Gefühl des Zerrissenwerdens im Augenblick der definitiven Entscheidung mischen, ein durch Geschmack und Farben, Gerüche und Geräusche, Musik und Feiern, Austausch von Süßigkeiten und kleinen Diensten, aber auch durch Verrat und Blut gestaltetes Bild.

Der europäische Jude dagegen kennt den Araber nur über die Kultur und den Blick des Okzidents. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sind es jedoch westliche Juden, vor allem Russen, die die ersten Siedlungskolonien in Palästina errichten. Dort entdecken sie den Araber nicht mehr als Bild, sondern in seiner konkreten Realität. Für diese Juden ist der Zionismus eine Bewegung nationaler Befreiung, ein Projekt der Aufhebung der Entfremdung und der Diaspora-Existenz. Ganz auf dieses Projekt und ihren Willen konzentriert, ein positives Bild des Juden zu schaffen, die körperliche Arbeit und den Bezug zur Erde zu rehabilitieren, erkennen wenige damals das Unrecht, das dadurch den Arabern geschieht. Die Folgen sind bekannt.

Die französischen Juden dagegen mit ihrer ungeteilten Sympathie für alle nationalen Emanzipationsbewegungen stehen zum Zeitpunkt des Algerienkriegs entschieden links. Wenn auch in dieser Frage geteilt, unterstützen doch viele von ihnen die Unabhängigkeit. In ihren Augen kämpft der algerische Aufständische für die Aufhebung seiner Entfremdung wie der israelische Pionier, der die Wüste pflügt. Im Namen derselben Werte und humanistischen Einstellungen vermischen sich bei ihnen diese beiden Bilder.

Für die Araber verkörpert der europäische Jude einen Vorposten des Okzidents mit seinen Vorzügen in Kultur und Wissenschaft und seinen Nachteilen: Imperialismus von rechts und links, Zynismus und Macht. Mit dem Beginn des

arabisch-israelischen Konflikts transformiert sich das Bild des Juden. In Damaskus und Kairo, wie übrigens auch in Moskau, wird der Jude jetzt systematisch mit dem Zionisten gleichgesetzt.

An dieser Stelle muß ich zwei weitere Elementgruppen einführen, die bei der Konstruktion der Bilder des Anderen intervenieren: einerseits den Völkermord und die Schaffung des Staates Israel; andererseits die Präsenz von Arabern als Einwanderer in Frankreich und die Neustrukturierung ihres Verhältnisses zum Land und zum Raum.

Die Araber und der Völkermord

Vor dem Sechs-Tage-Krieg: Der Schatten des Völkermords

Als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs das Ausmaß des Völkermords bekannt wurde, rief dies in der öffentlichen Meinung der westlichen Welt – im Sinne eines Kompensationseffekts – eine breite Sympathiebewegung für den gerade geschaffenen Judenstaat hervor. Auf Grund derselben Entwicklungen verdüsterte sich das Bild des Arabers. Zwei Gründe werden genannt: die Erinnerung an die Unterstützung von Nazideutschland durch hohe arabische Würdenträger (z.B. den ehemaligen Großmufti von Jerusalem, Hajj Amin al-Husseini), und die feindselige Haltung der arabischen Welt gegen die jüdische Anwesenheit in Palästina und gegen die Errichtung des Judenstaates.

Die dem arabischen Lager durch den Okzident zugeteilte negative Rolle im israelisch-arabischen Konflikt bis zum Sechs-Tage-Krieg lenkte in opportuner Weise die Aufmerksamkeit von der Verantwortung des Okzidents am Völkermord ab. Durch die Konstruktion eines doppelten Stereotyps des Juden, des Deportierten und des kämpfenden Bauern auf der einen und die eines symmetrischen und bewußt negativen Stereotyps des Arabers als des Verweigerungslagers auf der anderen Seite, schlägt der Okzident drei Fliegen mit einer Klappe: 1. Er entledigt sich seiner Schuld gegenüber dem Juden, indem er ihn als stolzen und tapferen Menschen anerkennt, zu dem er wieder geworden ist (vgl. die kleine Bemerkung de Gaulles einige Monate nach dem Sechs-Tage-Krieg über »das Elitenvolk, selbstbewußt und herrschend«, und die empörte Reaktion des Karikaturisten Tim, in der ein Deportierter in kriegerischer Haltung den gelben Stern hißt. 2. Er läßt auf den Anderen, den Araber, die Schuld des Antisemitismus ab. 3. Er erklärt diesen Anderen, den Araber wiederum, zum Hauptansteller von Unruhe und Gewalt, ob im Nahen Osten oder in Nordafrika. Vergessen wir nicht, daß Frankreich sich in den fünfziger Jahren immer mehr in den Algerienkonflikt verstrickt . . .

Für die arabische Welt sind die Entwicklungen, die sich in dieser Epoche am westlichen und am östlichen Ende des Mittelmeeres abspielen, besonders schwierig, weil der größte Erfolg für sie, nämlich der Rückzug der okzidentalen Macht aus den Ländern des Maghreb, durch jene andere Besetzung und Konsolidierung okzidentaler Präsenz in Form des Staates Israel teilweise neutralisiert wird. Die Ereignisse wirken sich in beiden Fällen, wie wir gesehen haben, negativ auf das Araberbild des Okzidents aus.

Nach dem Sechs-Tage-Krieg: doppelte Instrumentalisierung des Völkermords

Mit dem Sechs-Tage-Krieg beginnt ein neues, noch nicht abgeschlossenes Kapitel, in dem sich die Bilder des Anderen durch einen Spiegel- und Überlagerungseffekt verwirren, eine Verwirrung, die zum Großteil durch die doppelte Instrumentalisierung des Völkermords von jüdischer wie arabischer Seite herrührt.

Im Frühling 1967, in den Wochen und Tagen, bevor der Flächenbrand die Region erfaßte, wurde die Spannung, die bereits durch den diplomatischen Poker Nassers entstanden war, durch die exaltierten Reden eines Ahmed Shukairy, des damaligen PLO-Führers, der versprach, »die Juden ins Meer zu werfen« oder »sie in einem Meer von Blut zu ertränken« und die kriegerischen Hymnen der ägyptischen Sängerin Umm Kultum nur noch gesteigert. Sie nährten die Angst der Juden und die Unruhe der westlichen Kabinette. Für den Juden auf der Straße wog die israelische Armee gering angesichts der gewaltigen arabischen Koalition. So klein erschien Israel auf der Karte, eingezwängt zwischen dem Meer und seinen zahllosen Feinden. Der Kampf des kleinen Davids gegen den Riesen Goliath schien wieder bevorzustehen, ohne daß jedoch diesmal sein Ausgang sicher wäre. Da taucht der Schatten des Völkermords wieder auf und entfaltet seine Wirkung.

Um standzuhalten und die Situation in ihrem Sinne zu wenden, gebrauchten die Israelis natürlich konventionelle Waffen. Aber sie verstanden es auch, die große Sensibilität der internationalen Meinung bei allem, was das Schicksal der Juden nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs betraf, auszuschlachten. So kann Israel aus dem schlechten Gewissen des Okzidents Nutzen ziehen, als die offensichtliche Drohung des Völkermords wieder auftaucht. Alte Bilder wurden wieder aktuell und erschienen glaubhaft auf Grund der in den arabischen Sendern verbreiteten Brandreden: Über Israel schwebte die Drohung eines zweiten Warschauer Ghettos und eines riesigen Vernichtungslagers, die israelischen Juden waren dazu bestimmt, ein weiteres Mal zu Sühneopfern eines neuen Holocaust zu werden.

Nach dem Sechs-Tage-Krieg kehren sich Bilder und Rollen um. Den Platz des Juden nimmt jetzt der Palästinenser ein, der zum Opfer eines nicht weniger verhängnisvollen Schicksals auserwählt ist. Als Sieger und Eroberer bleibt dagegen für den zionistischen israelischen Juden nur noch die Gestalt des Henkers übrig. Die Logik der Umkehrung und der Instrumentalisierung der Bilder erreicht ihren Abschluß, als schließlich zu seiner Bezeichnung das Wort »SS« wiederkehrt. So schockierend und empörend für die Mehrheit der Juden die Gleichsetzung mit dem Nazi sein mag, da sie es weder akzeptieren noch ertragen können, als Kinder der Deportierten mit den Folterern ihrer Eltern verglichen zu werden, so wirksam sollte sie sich dennoch erweisen. Sie sensibilisierte die westliche öffentliche Meinung für das Schicksal der Palästinenser und trug dazu bei, daß deren Sache mit größerer Sympathie angesehen wurde.

Diese Aneignung und Instrumentalisierung des Bildes des Völkermords durch die Araber ist nur unter der Bedingung möglich, daß die Völkermordsrhetorik ebenfalls umschlägt, im Ausdruck »Völkermord am palästinensischen Volk« banalisiert wird.

Angesichts des Erfolgs dieser Vorgehensweise gelingt es den Palästinensern, sich auch die emblematischen Bilder der mythischen und wirklichen Helden der jüdischen Geschichte anzueignen und zu ihren Gunsten zu wenden: Mit den Bildern der Intifada wird die ganze Welt Zeuge eines neuen Kampfes Davids gegen Goliath; auch die Dramatik des Exodus wiederholt sich mit vielen Parallelen zur Originalversion, wenn auch diesmal durch die Palästinenser dargestellt.

Ich komme jetzt zu der zweiten Gruppe von Elementen, die bei der Konstruktion des Bildes des Anderen mitwirken: die Entstehung einer Diaspora und die Neustrukturierung der Beziehungen zum Land und zum Raum bei der arabischen, nach Frankreich eingewanderten Bevölkerung.

Die Diaspora und Beziehungen zum Land und zum Raum

Die beiden großen historischen Begegnungen zwischen Europa und der arabischen Welt waren Konfrontationen zwischen Armeen im Dienst von politischen Mächten. Die gegenwärtige Präsenz arabischer Bevölkerungen in Frankreich ist nicht mehr das Ergebnis der Okkupation einer Macht durch eine andere, sondern von ökonomisch bedingten Migrationsbewegungen.

Angesichts einer solchen vorher nicht gekannten Situation scheint sich eine Annäherung aufzudrängen, bei der sich Juden und Araber Seite an Seite wiederfinden. Wie jeder vergleichende Zugang hat auch dieser seine Grenzen, doch scheint er trotz seiner Schwächen das Verständnis und die Interpretation bestimmter Verhaltensweisen zu erleichtern. Meine Hypothese ist folgende:

Die Präsenz einer alten jüdischen und neuerer maghrebinischer Bevölkerungsgruppen in Europa, vor allem in Frankreich, ist von einer gewissen strukturellen Identität, an der drei Elemente mitwirken: der Status als Minderheit, die Stigmatisierung und die Diaspora-Erfahrung. Wenn auch der israelisch-arabische Konflikt von neuem dem mythischen Bild des Bruderkampfs Isaaks gegen Ismael oder Jakobs gegen Esau Gestalt verliehen hat, so haben doch Juden und Araber in Frankreich trotz ihrer Solidarität mit ihren jeweiligen Lagern diese Stereotypen und Vorstellungen vom Anderen nicht vollständig übernommen. Ich stelle die Hypothese auf, daß das dritte Element, das bei diesen Einstellungen beteiligt ist, die komplexe Beziehung zum Land und zum Raum darstellt, die die Diaspora-Erfahrung hervorruft.

Die Parallelsetzung der Lage von Juden und Arabern in Europa setzt voraus, daß sie in ihrer Ungleichzeitigkeit gesehen werden: Ihre jeweiligen historischen Kalender sind nicht identisch, bei der jüdischen Präsenz muß die lange Dauer, bei den Arabern die Beschränkung auf die Nachkriegszeit berücksichtigt werden. Diese historischen Verschiebungen können jedoch, wie mir scheint, die strukturelle Identität beider Situationen nicht in Frage stellen.

Der Status als Minderheit

Juden wie Araber stellen in Frankreich konfessionelle oder ethnisch-religiöse Minderheiten dar. Während die jüdische Präsenz mit ungefähr einem Prozent der französischen Bevölkerung statistisch vernachlässigt werden kann, bilden die Araber eine bedeutendere Gruppe. Angesichts der Dauer ihrer Präsenz in

Frankreich und der sozialen Aufstiegsmöglichkeiten, die sich ihnen seit der Emanzipation vor 200 Jahren boten, gibt es heute, mit Ausnahme der Bauern und mit einer gewissen Konzentration in der städtischen Mittel- und höheren Mittelschicht, beinahe in allen Schichten der französischen Gesellschaft Juden. Dagegen sind die schwierigen Bedingungen, die die maghrebinischen Araber bei ihrer Ankunft in Frankreich antrafen und die auf die besonderen Umstände der Nachkriegszeit, nämlich die Notwendigkeit des Wiederaufbaus der französischen Wirtschaft und den Appell an auswärtige und billige Arbeitskraft zurückzuführen sind, im Laufe der Zeit noch nicht vollständig verschwunden. Seit der Krise leben viele von ihnen sowie ihre Kinder erneut unter schwierigen materiellen und psychologischen Bedingungen, jenen vergleichbar, mit denen zu ihrer Zeit die jüdischen Einwanderer früherer Generationen konfrontiert waren.

Die Stigmatisierung

Als gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts die ersten Gruppen jüdischer Einwanderer, von Pogromen und Elend vertrieben, aus Rußland nach Frankreich kamen, bezeichneten renommierte französische Intellektuelle sie als »asiatische Horden« und »barbarische Eindringlinge« und brandmarkten sie wegen mangelnder »Anpassungsfähigkeit«, ihrem Schmutz, ihrem elenden Aussehen, ihrer vulgären Redeweise und ihren unzivilisierten Sitten. Der alte christliche Antijudaismus hatte seit langem das Feld des modernen Antisemitismus vorbereitet. Man weiß, wieviel Leidenschaft die Dreyfus-Affäre um die »Judenfrage« in politischen Kreisen wie in der zivilen Gesellschaft auslöste. Noch ein Jahrhundert nach der Emanzipation fragten sich viele, ob man den Juden überhaupt vertrauen oder ihnen die höchsten Funktionen in Staat und Armee anvertrauen könne; ob sie als loyale Bürger gelten könnten; ob sie nicht wegen ihrer Bindung an das Judentum und ihrer gegenseitigen Solidarität in natürlicher Weise zum Verrat neigten. Lange vor den Diensten der Propaganda eines Goebbels machten sich die Karikaturisten jener Zeit einen besonderen Spaß daraus, von den Juden das scheußlichste und abstoßendste Bild zu verbreiten.

Heute sind die Juden sozial, ökonomisch und kulturell gut in die französische Gesellschaft integriert. Dennoch entgehen sie nicht völlig Vorurteilen und Verdächtigungen, und dem Antisemitismus geht es nach einer Periode der Überwinterung wieder beinahe so gut wie vor dem Zweiten Weltkrieg. In unseren Tagen sehen noch immer gewisse Leute in den französischen Juden einen Fremdkörper von zweifelhafter Loyalität und sprechen von der jüdischen oder »zionistischen« Medienmacht. Man erinnere sich an den bedeutungsvollen Lapsus von Raymond Barre, damals Premierminister unter Giscard d'Estaing, als er von den »unschuldigen Opfern«, d.h. den Nichtjuden, beim Attentat auf der Rue Copernic sprach. Dieser ausführlich in der Presse kommentierte und wiederholte Versprecher sagt genug über die Überraschungen, die manchmal das Unbewußte enthüllt.

Auch hier ist es nicht schwer, die Parallele zwischen Juden und Arabern zu erfassen. Der heutige Diskurs über die Araber erinnert in vielen Punkten an den von damals über die Juden. Er verbindet dieselben Bestandteile: die Angst vor dem Anderen und seinem Anderssein, vor seinem nicht anpassungsfähigen

Charakter unter Berufung auf die »kulturelle Distanz«, vor der Bedrohung, die er für die nationale Identität, die Reinheit der Rasse, ja die politische Stabilität darstellt. Das so konstruierte Bild des Arabers antwortet auf dieselbe logische Struktur wie das des Juden. Nur die Kontexte unterscheiden sich. Hier ist es nicht der religiöse Konflikt, der das Feld des anti-arabischen Rassismus bereitet hat, sondern es sind die Spuren der Kolonisation und das koloniale Bild des Arabers. Das Mißtrauen gegenüber den Arabern geht teilweise auch auf die Bindungen zurück, die sie weiterhin zu ihrer Herkunftsländern unterhalten und auf die Geld- und Menschenströme zwischen Frankreich und diesen Ländern, wobei die dem Islamismus unterstellte Bedrohung das Gesamtbild nur verstärkt.

Gestern die Juden, heute die Araber – der Diskurs der Zurückweisung und der Ausgrenzung ist in seinem Kern identisch; er brandmarkt nicht einen wirklichen Anderen von Fleisch und Blut, sondern ein Bild dieses Anderen, in dem sich die zu Zeiten der Krise angehäuften Ängste und Frustrationen kristallisieren.

Die Diaspora-Erfahrung

Unter Diaspora verstehe ich die geographische Zerstreuung einer ethnischen Gruppe in bezug auf ein nationales oder religiöses Zentrum, dem diese Gruppe ihre ursprüngliche Identität verdankt, wobei die Zerstreuung im Modus des Exils erlebt wird. Das geographische Zentrum kann real oder symbolisch sein, gegenwärtig existieren oder auf eine näher oder weiter zurückliegende Epoche verweisen. Für die Juden ist dieses Zentrum Israel. Lange Zeit eingegraben in ihr religiöses Gedächtnis als symbolischer und mystischer Bezugspunkt, ist es für sie im Mai 1948 wieder zu einer konkreten Realität geworden; dies veranlaßt sie, die Inhalte und Bedeutungen der Diaspora zugleich mit der Natur ihrer Bindung an Israel neu zu bedenken.

Indessen ist Israel nicht der einzige Ort im Raum, aus dem die Juden ihre Identität beziehen. Die Mehrzahl der Juden Frankreichs kommt aus anderen Ländern, die ebenso Orte der Erinnerung und der Identität für sie sind. Daß diese Länder zu »verbotenen Gebieten« (wie Polen und die arabischen Staaten) wurden, in die die Rückkehr undenkbar ist, setzt eine große Vorstellungskraft frei, die in allen möglichen Formen die Vergangenheit und ihre Bilder rekonstruiert.

So bewirkt die Diaspora-Erfahrung des Judentums, daß ihre Beziehungen zum Land und zum Raum in drei Ebenen auseinanderfallen: a) dem physischen und materiellen Aufenthaltsort Frankreich; b) den identitätsbildenden Gebieten der individuellen und Familienerinnerungen, die die Ursprungsländer, z.B. Polen und Tunesien, darstellen; c) dem Ort der utopischen Identität im nationalen und religiösen Sinn, den Israel als die Wiege des jüdischen Volkes, das nicht aufhören wird, sich zu suchen, repräsentiert.

Die relativ junge Diasporabildung der Araber hat ein vergleichbares Auseinanderfallen der Identitätsbezüge zum Land und zum Raum bewirkt. Wie bei den Juden kann man hier drei Ebenen unterscheiden: a) Den physischen Ort ihrer Anwesenheit: Frankreich. Dort lernt die junge Generation der »Beurs«, ihre Hartnäckigkeit und ihren Pragmatismus zu erproben, für ihre soziale, berufliche und ökonomische Eingliederung zu arbeiten, im Rahmen der Parteien und der

Zivilgesellschaft für das Wahlrecht, die Gleichheit und gegen die Ausgrenzung zu kämpfen. Anders gesagt: denselben Weg zu durchlaufen wie die Juden zu ihrer Zeit. b) Der Bezug zu den Territorien ihrer individuellen und Familienerinnerungen in den Herkunftsländern. Während die Elterngeneration den Rückkehrmythos aufrechterhält und ihr Exil als provisorisch erlebt, lassen sich die Kinder definitiv hier nieder. Für sie sind diese Herkunftsländer nicht ihre Länder, sondern fremde, die in der Erinnerung nur durch die Worte der Eltern und durch eine periodische Auffrischung in den Sommerferien weiterleben. Und doch überträgt sich über den emotionalen und affektiven Bezug zu diesen Ländern, wie über die Sprache und Ernährungsweise der Familie, die ethnisch-religiöse Identität; viele Eltern hoffen immer noch, dort Ehepartner für ihre Töchter zu finden. c) Der Bezug schließlich zu Palästina als dem Ort der utopischen Identität, verheißen, wie Israel den Juden, als emblematischer Ort des wiedergefundenen kollektiven Stolzes, als Einsatz der Einheit, des nationalen Selbstbewusstseins und der aktiven Solidarität mit der arabischen Welt. Wir finden hier wieder dieselbe logische Struktur und dieselben Bilder wie bei den Juden. Wie Israel dem Juden und dem Judentum das Bild der Normalität und der Würde zurückgegeben hat, die nach Jahrhunderten der Demütigung und Verfolgung, und sei es um den Preis eines Unrechts, wiedergefunden wurden, so stellt die Verheißung eines palästinensischen Staats die letzte Etappe auf dem Weg zur Aufhebung der Entfremdung der arabischen Welt gegenüber dem Okzident dar.

Während der Ausdruck »Bild« wie bei einer Fotografie die Vorstellung einer unbeweglichen und erstarrten Welt hervorruft, unterliegen diese Bilder in Wirklichkeit nicht nur wie die Seiten eines Fotoalbums, die man umblättert, einer dynamischen und bewegenden Abfolge, sondern lösen weitgehend selbst diese Bewegung aus. Jedes Bild hinterläßt von sich eine dauerhafte Prägung, aber gleichzeitig wird es immer wieder, teilweise oder vollständig, durch andere Bilder überdeckt, die ebenso wie jenes, dessen Platz sie einnehmen, durch die Umstände und die Bedürfnisse gestaltet wurden. Denn in Bildern begegnet uns die Realität; und diese Bilder sind Konstruktionen, die eine komplexe Realität verständlich und einfach machen sollen, nicht nur für den Verstand, sondern auch für das Handeln. Durch die Bilder, die sie sich geben und die man ihnen auferlegt, gebrauchen, instrumentalisieren, eignen sich Juden und Palästinenser immer wieder gegenseitig die Vergangenheit an; durch sie passen sie immer von neuem ihre kollektiven Erinnerungen an die Bedürfnisse und Prioritäten der Gegenwart an und bestimmen sie neu. Dies ist der Grund, warum die Bilder des Anderen, die Juden und Araber formen und aufrechterhalten, nicht nur ambivalent, sondern vielfältig und wechselnden Umständen unterworfen sind.

Uns bleibt, dafür zu arbeiten, daß die Bilder des Anderen, die wir den kommenden Generationen jüdischer und arabischer Kinder hinterlassen, die zweier Brudervölker sein werden, am Ende versöhnt in Gerechtigkeit und Frieden.

Aus dem Französischen von Ulrich Mehlem

Redaktionell bearbeiteter Vortrag, gehalten auf der Konferenz *L'Image de L'Autre*, Ende März 1993 in Hammamet-Tunis.

Ellen Messer-Davidow

Die Neue Rechte der USA im Kampf um die Hochschulen Zum institutionellen Netzwerk einer Kampagne

Die »Political Correctness«-Debatte brach für die lesende amerikanische Öffentlichkeit gegen Ende 1990 ganz plötzlich aus, als *Newsweek* und *Time* Titelseiten zu diesem Thema brachten.¹ Das liberalisierte System der *Higher Education* (Oberschulen und Universitäten) war aber schon in den achtziger Jahren durch eine Reihe offiziöser Verlautbarungen unter Beschuß geraten. Dazu gehörten die Erklärungen von William Bennett (1982, 1984) zum Niedergang von Forschung und Lehre in den Geisteswissenschaften, ein Bildungsgesamtplan der *Heritage Foundation*² (Gardiner 1985) und die Jahresberichte von Lynne Cheney (1987, 1988, 1990) über den Zustand der Geisteswissenschaften.³ Als Cheneys erster Bericht erschien, registrierte auch der Buchmarkt die ersten Angriffe gegen das liberalisierte höhere Schulsystem. Seither erscheinen Bücher zum Thema mit hohen Auflagen und in beeindruckender Regelmäßigkeit.⁴ 1991 hatte die Rechte das Versagen der *Higher Education* in zahlreichen konservativen und *Mainstream*-Zeitschriften breitgetreten: *New Republic*, *Commentary* und *Academic Questions* veranstalteten Tribunale, George Will (1991 a-e) feuerte in der *Washington Post*, in *Newsweek* und anderen zum Meinungskartell gehörenden Organen ganze Breitseiten ab und Dinesh D'Souza bediente ungefähr ein halbes Dutzend Blätter (1991 a-f).

In ihrer Reaktion auf diesen Angriff machten die progressiven Hochschullehrer den sprichwörtlichen Fehler, zu wenig und das Wenige zu spät zu tun. Im großen und ganzen gingen sie auf Argumente ein (vgl. Berube 1991, Davidson 1991, Ehrenreich 1991, Raskin 1992), ohne sich zu fragen, warum so viele davon plötzlich im Druck erschienen (s. dazu Radin 1990). Darüber hinaus hatten die meisten von ihnen in den achtziger Jahren keine rechtsorientierten Zeitschriften gelesen und so auch nicht bemerkt, wie sich dort jene Strategie ausbreitete, die später auf die *Mainstream*-Zeitschriften übergriff. Sie hatte eine neue akademische »Viererbande« von Feminismus, Marxismus, Multikulturalismus und theoretischer Kultur im Visier und wurde als antikommunistische Technik schon von der Alten Rechten in den fünfziger Jahren verwendet. Des weiteren sollte die Kritik zielgenau an ganz bestimmte Teile der Öffentlichkeit adressiert werden; eine Technik des *Direct Mailing*, die zu Beginn der achtziger Jahre von der Neuen Rechten entwickelt worden war. So hatten rechte Aktivisten schon 1986 lanciert, »radikale LehrstuhlinhaberInnen« seien im Begriff, die westliche Kultur und die mit ihrer Bewahrung betrauten Universitäten von Grund auf zu zerstören.

Die vielen Veröffentlichungen, die mittlerweile eine Bibliographie füllen, lassen zwei Dimensionen des Angriffs außer Betracht. Erstens äußerten sich Vertreter der konservativen Richtung tausendfach in Rundfunk- und Fernsehinterviews, Zeitungsglossen, Leserbriefen und Rundschreiben. Zweitens leiteten Privatpersonen und Regierungsbeamte zahlreiche Initiativen zur Reglementierung

von Erziehung und Bildung in die Wege. Ich erwähne dies, um darauf hinzuweisen, daß die meisten AkademikerInnen fälschlicherweise davon ausgegangen sind, die Diskussion sei der Angriff selbst. Sie ist jedoch nur ein Bestandteil der Offensive, zu deren Durchführung die Konservativen sich eines Apparates bedienen, der eigens dazu dient, die Kultur der radikalen/linken Bewegungen von Grund auf zu verändern.⁵

Kulturkonservatismus

Der Aufstieg der konservativen Bewegung⁶ begann 1955, als William F. Buckley die Zeitschrift *National Review* begründete. Damit erhielten die Konservativen »ein anerkanntes Forum für (ihre) Ideen« (Himmelstein 1990, 65f.) und Hilfestellung für den Übergang zu einem interventionistischen Vorgehen in der amerikanischen Politik. Zwischen 1955 und 1980 baute die Rechte eine Koalition aus verschiedenen konservativen Richtungen auf (Alte Rechte, Libertäre, Neokonservative, christliche Rechte, Ideologen des freien Marktes und der angebotsorientierten Ökonomie) und schuf eine aus Interessengruppen, kirchlichen Organisationen, Aufsichtsräten und staatlichen Organisationen bestehende Infrastruktur. Obwohl im Hinblick auf Ideologien und Prioritäten keineswegs Einigkeit herrschte (vgl. Moritz 1991, Weisberg 1991), wurde die Koalition zu einer politischen Kraft, indem sie sich zur Kaderschmiede für Wahlkampfhelfer, Direct-Mailing-Technologien, politische Aktionskomitees und Lobbygruppen entwickelte, die schließlich die Vorherrschaft in der Republikanischen Partei erlangten. Zur gleichen Zeit erweiterte die Rechte ihre Infrastruktur durch jene Organisationen, die sie nun benutzt, um den kulturellen Wandel herbeizuführen.

Mitte der achtziger Jahre startete eine mit Paul Weyrichs *Free Congress Foundation* (FCF) verbundene Gruppe von Konservativen ein Projekt, das »Kulturkonservatismus« genannt wurde und zur Gußform eines neuen Konservatismus werden sollte. Die FCF wandte sich von der traditionellen Vorliebe der Konservativen für Probleme der Wirtschaft ab, weil »die sozialen Bewegungen, in deren Zentrum die Auseinandersetzung mit Werten, Lebensstilen und anderen nicht-ökonomischen Gesichtspunkten steht, ... die Vorhut eines tiefgreifenden politischen Wandels bilden« (Institute for Cultural Conservatism 1987, 1). Demzufolge werde »die Politik, die uns ins 21. Jahrhundert führt, nicht auf der Ökonomie, sondern auf der Kultur beruhen« (ebd.). Die von den Avantgarde-Bewegungen aufgeworfenen Probleme galten der FCF als Beweis dafür, »daß Amerika seine kulturelle Einheit verliert ... und die Werte der Nation langsam aber sicher ihres Inhalts entleert werden« (ebd., 5). Die Verlustsymptome äußerten sich in prestigeorientiertem Konsumverhalten, in Aktionen gegen Rassismus und Homosexuellenfeindlichkeit, im schwindenden Einfluß von Kirche und Elternhaus auf die Erziehung, im Niedergang der Schulen, in der Frauenforschung und kritischen Jura-Studiengängen ebenso wie in Rock-Videos. Schuld waren die kulturradikalen Bewegungen der sechziger Jahre – Feministinnen, Lesben und Schwule, die akademische Linke, Umweltschutzverbände –, aber auch neuere Protagonisten wie die durch liberale Großzügigkeit hervorgebrachten Yuppies und Sozialhilfempfänger.

Weyrich wollte unbedingt das »negative Image« der orthodoxen Nachkriegskonservativen loswerden (vgl. Lind 1986; Weyrich 1991, 19), die sich nur über ihre Gegner definierten (sie waren gegen den Kommunismus, gegen Hoover, gegen staatliche Eingriffe). So definierte er Kulturkonservatismus im Hinblick darauf, *wofür* dieser gegen die Kräfte der Linken zu Felde zog.⁷ Dem Weyrich-Berater William S. Lind zufolge wollen die Vertreter des Kulturkonservatismus »die westliche Kultur« nicht nur aus Traditionsgründen bewahren, sondern auch deshalb, weil sie »auf funktionelle Weise wahr ist« (Lind 1986, 3). Das heißt, sie glauben an eine »kausale Beziehung zwischen den traditionellen westlichen, jüdisch-christlichen Werten . . . und dem säkularen Erfolg der westlichen Gesellschaften, der sich in ihrem Wohlstand und ihren Freiheiten manifestiert . . . Fallen die Werte, gehen auch Wohlstand und Freiheit verloren.« (Lind/Marshner 1991, 1)

Michael Schwartz, einer der Vizepräsidenten der FCF, schreibt der Funktionalität fünf verschiedene Dimensionen zu. Erstens ist nicht der Markt funktional für eine Gesellschaft, sondern die Kultur. Zweitens müssen, wenn kulturelle Werte funktional sind, die Konservativen die Menschen lediglich von der Leistungsfähigkeit dieser Werte überzeugen. Ob sie gut oder schlecht sind, spielt keine Rolle. Drittens führen die so interpretierten Werte zu politischen Koalitionen, weil alle in einer funktionsfähigen Gesellschaft leben wollen. Viertens kann sich die Rechte dank der Funktionalität die Anziehungskraft liberaler und linker Ideen – z.B. Umweltschutz – zunutze machen, statt sie völlig zu verwerfen. Und fünftens schließlich bedeutet Funktionalität die Umsetzung der Theorie in Praxis: Konsequenzen haben Ideen *dann und nur dann*, wenn sie mit Handlungen verbunden sind (Weyrich). Auf die Frage, wie die Konservativen mit ihrer Theorie Fuß fassen können, antwortet Lind, daß sie eine positive Vision des von ihnen gewünschten Amerika, ein Programm, eine Basisbewegung und einen Führer benötigen.⁸

Programmatisch geht es dem Kulturkonservatismus um die Reform der Institutionen, denen die Vermittlung der westlichen Kultur obliegt – von anderen konservativen Theoretikern (vgl. Berger/Neuhaus 1977, Novak 1989) *mediating structures* genannt: Familien, Schulen, Kirchen, Nachbarschaften, Gewerkschaften, Berufsverbände, die Geschäftswelt, Dienstleistungsorganisationen und Medien sind als Vermittlungsstrukturen »zwischen dem einzelnen Staatsbürger und den Regierungsbehörden angesiedelt« (Institute for Cultural Conservatism 1987, 24). Sie können sich mit größerem Erfolg als die Regierung der sozio-kulturellen Probleme annehmen, weil sie persönlicher sind und besser auf die individuellen Wünsche und Bedürfnisse eingehen. Bei der Reform dieser Strukturen sollte die Regierung traditionelle Werte exemplarisch aufzeigen, predigen und gegebenenfalls erzwingen (Lind 1986, 7). In der Programmatik der FCF spiegelt sich damit »ein Aktivismus wider, der von der Regierung (aber auch von den StaatsbürgerInnen) ausgeht« (Institute 1987, 25).

Gegen das universitäre Bildungs-Monopol

Da die *Higher Education* nach der von ihnen propagierten Auffassung ein liberales Monopol ist, mußten die Konservativen in den politisch konservativ ausgerichteten Denkfabriken kulturell und in den liberalisierten akademischen Institutionen politisch präsent sein. T. Kenneth Cribb, Präsident des rechtsorientierten *Intercollegiate Studies Institute* (ISI) sagte in einem Vortrag bei der *Heritage Foundation* in aller Klarheit: »Wir sollten unserer Strategie eine wichtige neue Komponente hinzufügen: die konservative Bewegung ist jetzt reif für eine Gegenoffensive gegen das letzte Bollwerk der Linken, die Universität. (...) Wir wollen zu diesem Zweck das ISI-Netzwerk der universitären Studienprogramme großzügig ausbauen.« (Cribb 1989, 7) Die Konservativen wußten, daß der Versuch, durch Außenseiter einen Wandel in einer Institution zu erzwingen, deren Unabhängigkeit von äußeren politischen Einflüssen in diesem Land allgemein anerkannt wird, erfolglos bleiben würde. Sie mußten die Universität von außen und von innen angreifen.

Die Organisation, der es am besten gelang, den Angriff auf den Campus zu verlagern, war das *Madison Center for Educational Affairs* (MCEA).⁹ Erreicht wurde dies hauptsächlich durch sein »Student Journalism Program«, mit dessen Hilfe ein universitärer Verbund von 70 Studentenzeitschriften an landesweit 66 Universitäten gefördert wird. »Mit einer Gesamtauflage von über 600 000 Exemplaren«, erklärt das Madison Center (1991, 4) in seinem Jahresbericht, »bilden die Veröffentlichungen dieses Verbunds den wirksamsten Katalysator für die Diskussion an den Hochschulen.« Diese Einschätzung ist richtig. Die meisten der bekannten Diskussionen über Rasse, Geschlecht, Sexualität und die Linke an den Hochschulen wurden, wie das besonders eindrucksvolle Beispiel der *Dartmouth Review* zeigt, von diesen Zeitschriften beschleunigt in Umlauf gebracht.¹⁰ Weniger bekannt ist wohl, daß fast alle diese Publikationen Lehrplanübersichten veröffentlicht und curriculare Innovationen angegriffen haben.¹¹

Zur Unterstützung dieses Verbunds stellt das MCEA großzügige Mittel bereit: Subventionen für die Zeitschriften (die sich 1991 auf fast 200 000 Dollar belaufen), finanzielle und redaktionelle Hilfestellung, einen kostenlosen telefonischen Beratungsdienst, ein monatliches Rundschreiben, kostenlose Publikationen von über 80 konservativen Organisationen, monatliche Preisgelder für Zeitschriftenbeiträge, regionale Redaktionskonferenzen, Referenzen für Anwaltskanzleien sowie Referendariate und Volontariate in Bundesbehörden und bei konservativen Organisationen und Publikationen.

Um den Angriff zu munitionieren, veröffentlicht das MCEA den *Common Sense Guide to American Colleges*, einen praktischen Leitfaden, der die politische und akademische Atmosphäre an Hochschulen und Universitäten bewertet. Die Fragebögen sammeln Informationen von Personal und Studenten über aggressive Gleichstellungsprogramme, Schwangerschafts-/Abtreibungsberatung, Organisationen bestimmter Gruppierungen (»Frauen, Asiaten, Homosexuelle usw.«), »Kurse, die politischer Indoktrination dienen«, Sprach- und Verhaltensregelungen und die Ideologie von HochschulpräsidentInnen. Fragebögen, die sich an StudentInnen und Fakultätsangehörige richten, werden direkt an Mitglieder

der *National Academy of Sciences* (NAS) und an die Redaktionen konservativer Studentenzeitschriften verschickt (vgl. Innerst 1990, 1991). Und schließlich ver gibt das MCEA Stipendien, in deren Genuß u.a. D'Souza für *Illiberal Education* (1991) und Tamar Jacoby für ein Buch über die US-Rassenbeziehungen kamen. Kurz, das MCEA reformuliert und verbreitet all jene Themen der Avantgardebewegungen, die sich die Konservativen nach Auffassung der FCF zu eigen machen sollten.

Die Begründer, Funktionäre und Vorstandsmitglieder des MCEA sind eng mit anderen rechten Organisationen verbunden.¹² So überrascht es nicht, daß die ehemalige NEH-Vorsitzende Cheney im Rundbrief des MCEA schrieb und auf den Konferenzen dieser Organisation auftrat (Cheney 1991), oder daß Angehörige rechter Organisationen den Zeitschriften des universitären Verbunds behilflich sind.

Daß der Angriff von außen und von innen geführt wird, gehört zur Doppelstrategie, die es darauf abgesehen hat, liberalisierte Bildungseinrichtungen zu schwächen und konservative zu stärken. Das Ziel besteht darin, das Universitäts- und Hochschulsystem nach den Prinzipien der freien Marktwirtschaft zu organisieren, in der öffentliche und private, christliche und weltliche, konservative und liberale Institutionen konkurrieren. Die Konservativen haben allen Grund zur Hoffnung, daß sie einen Markt für höhere Bildung gleichzeitig schaffen und neu ausrichten können. Angesichts seiner kulturellen Programmatik und der marktwirtschaftlichen Strategie sollten wir den Konservatismus nicht nur als vernetzte Bewegung betrachten, sondern als einen massiven Apparat, der aus diversen, vielfältig verknüpften Systemen zur Produktion kulturellen Wandels besteht. Dazu gehören Denkfabriken, Bildungsprogramme, Stiftungen, Basisorganisationen und große Anwaltskanzleien (*legal centers*).

Das System der Denkfabriken

Einige konservative nationale Denkfabriken existierten bereits vor 1975, etwa die *Hoover Institution* (gegründet 1919), das *American Enterprise Institute* (AEI, gegründet 1943) und die *Heritage Foundation* (gegründet 1973). Mitte der achtziger Jahre aber schossen sie zu Dutzenden aus dem Boden und sind vor kurzem auf die stattliche Zahl von 55 »think tanks« auf einzelstaatlicher Ebene angewachsen. Nationale Denkfabriken dienten ursprünglich als »planende und beratende Institutionen« der Regierungspolitik, um die »formellen politischen Vorgänge der Nation« (Smith 1991, xiii) zu beeinflussen. Unter Reagan und Bush besaßen AEI und Heritage den größten Einfluß. Zwar wurden dem AEI in der Folge die Mittel drastisch gekürzt, weil die rechten Unterstützer ihm eine zu starke Orientierung an der politischen Mitte vorwarfen (Blumenthal 1986b), Heritage expandierte jedoch weiter. 1991 wurden dort mit einem Budget von 19,3 Millionen Dollar 145 Personen beschäftigt,¹³ dazu 22 Fellows und Gelehrte sowie über 50 wissenschaftliche Mitarbeiter. Die Gelder stammten zu 50 Prozent von 170 000 EinzelspenderInnen, die über *direct mailing* zur Entrichtung ihres Obolus gebeten wurden; 25 Prozent kamen von Stiftungen und 13 Prozent von Konzernen. Die restlichen 12 Prozent waren Erlöse aus Investitionen und Verkäufen.

Bei der Produktion von Ideen kann Heritage (nach dem *Annual Guide to Public Policy Experts* von 1992) auf 2000 Gelehrte in 77 Spezialgebieten zurückgreifen und kommt auf 200 eigene Veröffentlichungen pro Jahr. »Wir setzen nicht nur auf Glaubwürdigkeit«, erklärt Edwin J. Feulner, der Präsident der Stiftung. »Wir setzen auf ein wirksames und leistungsfähiges Liefersystem. Die Produktion ist wichtig, aber genauso das Marketing.« (Zit. n. Blumenthal 1986c, 9) Mit Auslieferung und Verbreitung von Ideen sind vier Abteilungen beschäftigt: »Public Relations« vermarktet Ideen in den Medien und der Öffentlichkeit, »Government Relations« ist für den Kongreß, die Exekutive und Regierungsbehörden zuständig, »Academic Relations« bearbeitet Hochschulen und Universitäten und versorgt das internationale Netzwerk der Konservativen, »Corporate Relations« ist für die Geschäftswelt zuständig. Die Marketingstrategien der vier Abteilungen werden auf zweiwöchentlichen Sitzungen des leitenden Managements koordiniert. Allerdings ist die politische Forschung die Triebfeder für den Vermarktungsprozeß.¹⁴

Die Marketing-Strategien arbeiten nach Feulner so, daß »jedes Kongreßmitglied im Heritage-Computer gespeichert ist. Desgleichen finden sich dort 3500 Journalisten verzeichnet und nach Arbeitsschwerpunkten geordnet. Jede Studie, die bei Heritage erscheint, geht mit einer Synopse potentiellen Interessenten zu; jede Studie wird in Artikelform gebracht und vom Heritage Features Syndicate zur Veröffentlichung an bestimmte Zeitungen geschickt.« (Ebd., 49) Durch das von anderen Organisationen übernommene Vermarktungsmodell à la Heritage hat die Rechte eine veritable »Ideenindustrie« (Smith 1991) entwickelt.

Ursprünglich konzentrierte sich Heritage auf *bombs and bucks* (»Bomben und Moneten«, d.h. auf Außen- und Wirtschaftspolitik), startete jedoch Ende der achtziger Jahre auch kulturelle Projekte – auf Geheiß und mit den Mitteln konservativer Stiftungen¹⁵ wie *Bradley Fellows*, *Salvatori Center for Academic Leadership*, *Conservative Curriculum* und dem *Cultural Policy Studies Program*. Dieses Programm wird von William Bennett geleitet. Die Mitglieder der zweimonatlich tagenden Arbeitsgruppe kommen aus anderen Denkfabriken, den Medien, Basisorganisationen und Bundesbehörden. Die Arbeitsgruppe versorgte den damaligen Vizepräsidenten Quayle mit Materialien, sie half mit, die Kongreßdebatte über universitäre Sprachregelungen zu initiieren und trug entscheidend dazu bei, daß der einer Vergewaltigung beschuldigte Bundesrichter Clarence Thomas in seinem Amt bestätigt wurde.¹⁶

Diese kurze Zusammenfassung zeigt, daß die Kulturkonservativen die Denkfabriken benutzt haben, um das »Experten«-Wissen zu erzeugen, das innerhalb der universitären Strukturen hervorzubringen ihnen verwehrt blieb. Sie besitzen eine »akademisch gefärbte« Aura der Autorität, aus der die Vertreter des Kulturkonservatismus zur Erweiterung ihres politischen Handlungsspielraums Kapital geschlagen haben. Tatsächlich sind die meisten nationalen Denkfabriken ein Produkt »der ideologischen Auseinandersetzungen und politischen Wirrnisse der beiden letzten Jahrzehnte« und »auf politisches Handeln und Propaganda ausgerichtet, statt auf wissenschaftliche Verfahrensweisen« (ebd., xv-xvi). Aber mit ihrem quasi-wissenschaftlichen Apparat von Zeitschriften und Kursen vermarkten sie Ideen, als seien es Forschungsergebnisse.

Die Denkfabriken können zwar auf diese Weise das universitäre Monopol der Produktion von »Experten«-Wissen durchbrechen, verfügen aber nicht über die Möglichkeiten, ihrerseits »Experten« hervorzubringen. Als Patrick Buchanan Präsident Nixon 1972 die Gründung von Heritage empfahl, verwies er in einem Memorandum darauf, daß das dringlichste Erfordernis für die Konservativen darin bestünde, »einen neuen 'Kader' von republikanischen Regierungsprofis zu schmieden, der diese Regierung überleben kann und darauf vorbereitet ist, künftige Regierungen zu übernehmen« (zit. n. ebd., 197). »Laut Buchanan bestand eine der größten Schwierigkeiten darin, 'wissenschaftliche Reputation' zu erlangen.« (Ebd.) Denkfabriken bringen selbst keine »Experten« hervor, weil sie nicht über die Möglichkeiten zur Kontrolle und Beglaubigung der Ausbildungspraktiken (durch Prüfungen, Zeugnisse etc.) verfügen, die zu Beginn dieses Jahrhunderts in den Zuständigkeitsbereich des Hochschulsystems übergangen. Folgerichtig haben sich die Konservativen diese Praktiken durch Errichtung von Ausbildungsinstituten angeeignet.

Das System der Ausbildungsprogramme

Im folgenden geht es um zwei Bildungsinstitutionen, das *Leadership Institute* und das *National Journalism Center*, die sich im Hinblick auf ihre Ideologien, Zielsetzungen und Programme überschneiden. Das *Leadership Institute* (LI), 1979 von Morton Blackwell begründet, soll die Anzahl und den Wirkungsgrad der konservativen Aktivisten erhöhen. Diesem Zweck dienen neun Schulen, die Ausbildungskurse zu folgenden Bereichen anbieten: Leitung von Jugendorganisationen, Aktivismus in Basisgruppen, Aufbau von Organisationen, Finanzierung über Direct Mailing, diplomatischer Auslandsdienst, Besetzung von Organisationen mit Personal von *Capital Hill*¹⁷, juristisches Management, Rundfunkjournalismus und Studentenzeitschriften. Wie ersichtlich, dienen vier Kurse der Vorbereitung auf die konservative Bewegung, fünf der beruflichen Vorbereitung. Das LI verfolgt eine Doppelstrategie: die konservativen Bewegungen sollen gestärkt werden durch den Zustrom und Einfluß von professionell ausgebildeten Mitarbeitern, während die liberal dominierten Berufsgruppen durch den Zustrom und Einfluß von Konservativen geschwächt werden sollen. 1992 bot das LI 33 Ausbildungskurse an. 1991 war man bei der bisherigen Höchstzahl von 1002 Studenten angelangt, von 1987 bis 1991 waren es insgesamt 3950.¹⁸ 1990 lagen die geschätzten Einnahmen des Instituts bei 1 119 180 Dollar, und es besitzt eine solide Grundlage von Sponsoren, Förderorganisationen usw., deren Struktur ähnlich beschaffen ist wie die der *Heritage Foundation*.¹⁹

Das *National Journalism Center* (NJC) will »talentierten jungen Leuten helfen, in die Medien vorzudringen«. Einer sechswöchigen Ausbildung in Journalismus und »common-sense economics« folgt ein sechswöchiges Praktikum in einer der 48 Sendestationen. Das Programm soll die – nach Ansicht des NJC – liberalen Verzerrungen und Einseitigkeiten des an den Universitäten gelehrt und in den Medien praktizierten Journalismus korrigieren und Hochschulabsolventen mit der für Bewerbungen im journalistischen Sektor nötigen Erfahrung ausstatten.²⁰ Viermal im Jahr haben 60 bis 80 StudentInnen die Möglichkeit,

diese Ausbildung zu absolvieren, und 1990 schätzte das NJC: »500 unserer Absolventen arbeiten in den Medien und in ihrem Umfeld«, bei AP, UPI, ABC, CBS, CNN, C-SPAN, Copely News Service, der *Washington Post*, *Washington Times*, *Wall Street Journal*, *Detroit News*, *Los Angeles Times*, *San Francisco Chronicle*, *Seattle Times*, *Richmond Times-Dispatch*, *Phoenix Gazette*, einer Reihe von Magazinen und praktisch jeder konservativen Zeitschrift (E&RI 1990, 6ff.).

Beiden Institutionen wurde die für Bildungsorganisationen vorgesehene Steuerfreiheit zuerkannt. Nach den dafür geltenden Bestimmungen dürfen Bildungsorganisationen keine Propaganda betreiben, sich nicht in politische Kampagnen einmischen und nicht den Versuch unternehmen, die Gesetzgebung zu beeinflussen; sie können eine bestimmte Position oder Ansicht vertreten, wenn sie die Tatsachen so vollständig und ausgewogen präsentieren, daß sie eine eigene Urteilsbildung ermöglichen.²¹ LI und NJC geben vor, insofern überparteilich zu sein, als sie keine Parteien, Kandidaten oder Gesetzgebungsvorgänge unterstützen; allerdings sind sie alles andere als unpolitisch. So setzte z.B. der Republikaner Dick Armev in einem Direct-Mail-Brief (8.6.91), der um steuerabzugsfähige Spenden für das LI warb, auf die Ängste der Konservativen: »Während Sie diesen Brief lesen, bilden linke Journalistikprofessoren schon das nächste Kontingent von Radikalen für die Medien aus«, und: »So garantieren sie die fortgesetzte Vorherrschaft der Linken in den Medien«. Das LI dagegen »bildet junge konservative Aktivisten dazu aus, innerhalb und außerhalb der Universitäten den Kampf gegen das liberale Zerrbild zu führen, das die großen Medien vermitteln«. Die Förderer der Schule propagieren ebenso wie das von ihr verbreitete Lese- und Videomaterial unentwegt die These, daß die Medien eine liberale Schlagseite haben. Auf die Frage einer Studentin, ob die Konservativen die Berichterstattung der Medien oder das Berufsbild verändern wollten, erwiderte Tim Goeglein, Pressesprecher des Senators Dan Coats, die Veränderung der Berufsbildes werde auch die Veränderung der Berichterstattung nach sich ziehen.²²

Zwar weisen die Ausbilder im NJC darauf hin, daß Reporter und Korrespondenten vollständig und genau informieren sollen, doch spricht das von mir besuchte Seminar zur Berichterstattung über »common-sense economy« im National Journalism Center, Washington (3.4.1991) diesem Maßstab Hohn. Jeff Tucker, NJC-Absolvent und Mitherausgeber des vom Ludwig-von-Mises-Institut herausgegebenen Rundbriefs *Free Market*, zitierte Umfrageergebnisse zur »Fairneß« von Lohn- und Preisentscheidungen. Danach antworteten auf die Frage: »Ist es fair, wenn die Blumenhändler die Preise an einem Feiertag anheben?« 60 Prozent der MoskauerInnen und 80 Prozent der New YorkerInnen, dies sei unfair. Implizit wollte Tucker darauf hinaus, daß die liberale New Yorker Bevölkerung sozialistischer eingestellt ist als die Moskauer Bevölkerung, und daß die liberale Betonung fairer Preisgestaltung gegenüber der konservativen Betonung von Freiheit als Mittel zur Erlangung wirtschaftlichen Wohlstands zweitrangig ist. Er ging davon aus, daß in einer freien Marktwirtschaft das »Gleichgewicht« zwischen den produzierten Gütern und den Bedürfnissen der Konsumenten über den Preis geregelt wird und vertrat die Ansicht, »Fairneß« habe nichts

mit Preisentscheidungen zu tun, die den einen oder anderen Käufer am Erwerb von Produkten hindern könnten, sondern mit der Vertragsfreiheit von Parteien auf dem Markt. Rhetorisch lief seine Interpretation von »Fairneß« darauf hinaus, den Begriff aller moralischen Erwägungen zu entleeren und ihn zur Vorbedingung für das Funktionieren der freien Marktwirtschaft zu machen.

LI und NJC sind auch berufsqualifizierende Institutionen, die das akademische Monopol der beruflichen Bildung aufbrechen sollen. Indem sie den Journalismus als leicht erlernbares Handwerk darstellen und auf diese Weise entprofessionalisieren, entziehen sie der universitären Ausbildung genau die Legitimation (die Universitäten müssen die StudentInnen nicht für einen Beruf ausbilden, der lediglich technische Fähigkeiten verlangt), die sie ihren eigenen Studiengängen verschaffen (diese Fähigkeiten können in wenigen Wochen erlernt werden). Paradoxerweise fällt ihre Rolle als Kritiker universitärer Ausbildungspraktiken in eins mit ihrer Rolle als berufliche Kadenschmiede für junge Konservative, denen sie die Eintrittskarte für die Standesberufe verschaffen. Darüber hinaus verbindet sich ihr Angriff auf die Standesberufe mit dem Angriff auf die Hochschulbildung, wobei dieser Feldzug nicht nur durch entsprechende Rhetoriken und Praktiken, sondern auch durch den Geldzufluß von rechtsgerichteten Stiftungen ermöglicht wird.

Das System der Stiftungen

Seit Mitte der achtziger Jahre unterstützt eine Handvoll rechtsgerichteter Stiftungen – vor allem Bradley, Coors, JM, Noble, Olin, Scaife und Smith Richardson – genau die Publikationen und Organisationen, mit deren Hilfe der Angriff auf das liberalisierte höhere Bildungssystem geführt wurde.²³ Ursprünglich sind diese Stiftungen von Familien errichtet, dann aber von neokonservativen Mitarbeiter- oder Personalstäben übernommen worden, die das Ziel verfolgen, »die kulturellen Praktiken zu beeinflussen und im Zusammenhang damit Einfluß auf die Politik zu nehmen. In Anbetracht des von der Linken angetretenen 'langen Marsches durch die Institutionen' haben die Neokonservativen sich zu ihrem eigenen Marsch in Bewegung gesetzt, indem sie zu Problemen von Erziehung und Bildung, Religion und Ästhetik offiziell Stellung beziehen und sich zur Veröffentlichung ihrer Standpunkte kooperierter oder angeheuerter Fürsprecher bedienen« (Gottfried 1993, 125).

So hat die *Olin Foundation* über Jahre hinweg sehr großzügig konservative Universitätsprojekte unterstützt. Dazu gehören zahlreiche Institute, Vorlesungsreihen, Professuren für konservative Gelehrte, die ihrerseits, oft mit Hilfe von Olin-finanzierten Graduiertenstipendien, konservative Doktoranden ausbilden.²⁴ Das 1987 eingerichtete *Bradley Resident Scholars Program* der *Heritage Foundation* holt Universitätsabsolventen »für einen Zeitraum von fünf bis zehn Monaten [nach Heritage], damit sie Forschung betreiben, Seminare durchführen, öffentliche Vorlesungen halten und sich aus erster Hand über politische Zusammenhänge informieren können.«²⁵ Laurence Jarvik, Bradley Scholar von 1991/92, hat eine Kampagne zur Privatisierung des öffentlichen Fernsehens gestartet, die über Heritage und das rechtsgerichtete *Center for the Study of Popular Culture*

in Los Angeles lief. Das Center wird von David Horowitz und Peter Collier geleitet; es verbreitet seine Vorstellungen durch einen Rundbrief und ein rechtes Skandalblättchen namens *Heterodoxy*, das die universitären Institutionen angreift. 1991 richtete Heritage das *Salvatori Center for Academic Leadership* ein, das akademische Führungspersönlichkeiten ausbilden und Gesichtspunkte der Hochschulbildung definieren soll. Das Center wählt »25 junge Doktoranden und Habilitanden der Sozial- und Humanwissenschaften« aus, die dann zwei Jahre lang *Salvatori Fellows* sind. Alljährlich findet ein Kolloquium und eine Konferenz für Führungskräfte statt, bei der sich »Gelehrte, Verwaltungsfachleute und Führungskräfte aus Organisationen« treffen, die »für die Erneuerung der amerikanischen Hochschulbildung arbeiten« (Heritage Foundation 1991, 19).

Das System der Basisorganisationen

Stiftungen können die Institutionalisierung des Kulturkonservatismus befördern, aber die Legitimationsarbeit wird von Universitäts- und Hochschulangehörigen selbst geleistet. Das läuft vor allem über die *National Association of Scholars* (NAS), die sich als akademische Basisorganisation darstellt. Ihre Vorgängerin war die *Coalition for Campus Democracy*, die 1982 unter der Schirmherrschaft des neokonservativen *Committee for the Free World* gegründet wurde und zu deren Mitgliedern Irving Kristol, Midge Decter, Elliott Abrams und William Simon gehörten. Die NAS wird, wie vor ihr die *Coalition*, von Stephen Balch und Herbert London geleitet und von rechten Stiftungen finanziell unterstützt (vgl. Diamond 1991a-b). Die für den Besteuerungszeitraum von 1991/92 relevanten Einkünfte beliefen sich auf schätzungsweise 682 830 US-Dollar, die von Bradley, Coors, Olin, Scaife, Smith Richardson, Joyce, Madison Center und anonymen Spendern stammten.

Mit ihrer vielschichtigen Struktur – landesweit etwa 2 500 Mitglieder, Gruppierungen in 25 Bundesstaaten, Ortsgruppen an Hochschulen und Universitäten, Zellen innerhalb der universitären Disziplinen, internationale Tochterorganisationen – verfolgt die NAS verschiedene Aufgaben. Als Universitätsorganisation sponsort sie Tagungen, gibt die Zeitschrift *Academic Questions* heraus und veröffentlicht Stellungnahmen zur akademischen Kultur. Zugleich agiert sie in großem Umfang politisch. Ihr Forschungszentrum sammelt die Geschichten angeblicher Opfer linksakademischer Umtriebe und soll auch, einem Gerücht zufolge, Daten über linke AkademikerInnen sammeln. Die Führung der NAS mobilisiert die Mitglieder zur Lobbytätigkeit bei Regierungsbeamten und zur kontinuierlichen Produktion von Artikeln über die Exzesse »radikaler Lehrstuhlinhaber«. Die Gruppierungen in den Bundesstaaten sorgen für die Präsenz von Konservativen an den Hochschulen und Universitäten und vermitteln den Anschein einer in den Fakultäten etablierten Basisorganisation, wiewohl einige, z.B. die Gruppierung in Minnesota, von konservativen Berufspolitikern gegründet wurden. Durch diese Aktivitäten vermittelt die NAS der Gesetzgebung und der Öffentlichkeit den Eindruck, daß ein gewichtiger Teil der akademischen Community zur Liberalisierung der Hochschulausbildung in Opposition steht. Noch tückischer aber ist, daß die akademische Verkleidung dazu beiträgt, den Produkten

der »Ideenindustrie« die höheren akademischen Weihen zu verschaffen, was wiederum das weitere Vordringen des Kulturkonservatismus garantiert.

Das System der juristischen Abwicklung

Der Konservatismus macht sich die Vielzahl der neu entstandenen konservativen Anwaltszentren zunutze, um vor Gericht die Änderung der universitären Ausbildungsstrukturen durchzufechten. So unterscheidet sich zum Beispiel das 1989 gegründete *Center for Individual Rights* (CIR) von anderen *Legal centers* darin, daß es sich auf Fälle im akademischen Bereich spezialisiert hat und hier schon im Anfangsstadium einsteigt. Geht ein solcher Fall erst in die Berufung, so ein CIR-Berater, ist er auch schon bearbeitet und die Fehler sind unterlaufen. Das CIR hilft den Konservativen, ihre Fälle vor der Gerichtsverhandlung prozeßreif zu gestalten. Viele seiner Klienten, beschrieben als »moderne 'weiße Männer'« (Magner 1991), die Opfer der Linken geworden sind, werden von der NAS und dem MCEA empfohlen.

Das CIR verfügt über jährliche Einkünfte von 450 000 US-Dollar, die zumeist von Stiftungen wie Bradley, JM, Olin, Scaife, Smith Richardson und Wiegand stammen; es besitzt einen Stab von fünf Mitarbeitern (Kornhauser 1991, 15). Doch ist sein Wirkungskreis größer, als diese Zahlen vermuten lassen, denn es sorgt dafür, daß Anwälte, die oftmals aus angesehenen Kanzleien kommen, seine Klienten *pro bono* (im öffentlichen Interesse) vertreten. Zudem erhält es sachverständigen Beistand (etwa Rechtsgutachten) von prominenten Organisationen wie der *American Association of University Professors* und der in New York ansässigen *Civil Liberties Union*. Die Strategie des CIR zielt darauf ab, juristische Präzedenzfälle für den Kulturkonservatismus zu schaffen. Da die Bundesgerichte mittlerweile genügend Richter haben, die unter Reagan und Bush berufen wurden, dürfte sie erfolgreich sein.

Um den Angriff auf das höhere Bildungssystem in einen anderen Rahmen zu stellen, greife ich wieder auf ein ökonomisches Modell zurück, diesmal nicht auf das Modell des freien Marktes als Leitlinie der konservativen Strategie, sondern auf ein traditionell produktionsorientiertes. Der Kulturkonservatismus läßt sich als die technische Matrix der Offensive betrachten, während die miteinander verknüpften Systeme – Denkfabriken, Bildungsinstitute, Basisorganisationen, Anwaltszentren, Stiftungen – den Herstellungsapparat bilden. Die Artikel, Kolumnen, Briefe, Zeitungsreportagen sind, zusammen mit einem ganzen Spektrum von Aktionen, die einzelnen Produkte. Die konservativen Publikationen, Seminare und lobbyistischen Bemühungen der Basisorganisationen bilden mit den Mainstream-Medien zusammen das Distributionssystem. Die Funktionsweise dieses Apparates findet ihren Ausdruck in vertikalen Verknüpfungspraktiken: in der Konstruktion institutioneller Knotenpunkte, um Einfluß auf die Veränderung von nationalen und lokalen Institutionen zu nehmen, die dann ihrerseits als Ausgangspunkte zur Herstellung kulturellen und politischen Wandels dienen.

Die Zukunft des Kulturkonservatismus

Meine Feldforschung auf dem Gebiet konservativer Organisationen legt den Schluß nahe, daß die Rechte ihren Angriff auf das liberalisierte höhere Bildungssystem in drei Bereichen verstärken wird. Erstens wird sie weiterhin solche konservativen Opfergeschichten fabrizieren, wie wir sie bereits aus den Veröffentlichungen der NAS, den Zeitschriften des *Collegiate Network*, aus *Heterodoxy* und den Artikeln konservativer Journalisten kennen. Diese Geschichten werden nicht im Bereich des Gedruckten verbleiben, sondern ihren Weg in die Anwaltszentren und vor die konservativen Gerichte nehmen, so daß sie nicht nur zur Medienwirklichkeit, sondern auch zu juristischen Präzedenzfällen werden. Zweitens wird die Rechte das Feld konservativer Bildungs- und Erziehungsarbeit vergrößern, indem sie konservative Kollegen, Gelehrte und Studenten unterstützt und den Versuch unternimmt, liberalisierte Lehrpläne in konservative zu verwandeln. Und schließlich haben die Konservativen schon lange vor den Präsidentschaftswahlen von 1992 ihre Aufmerksamkeit von Washington auf die Bundesstaaten, Distrikte und Städte verlagert. Die rechten Organisationen werden dort ihre lokalen Gruppierungen vervielfachen und sich drei für Basisorganisationen äußerst wirksame Technologien verstärkt zunutze machen: *Direct Mailing*, ein neues landesweites computergestütztes Netzwerk für Spenden und Abonnements sowie lokale Ableger nationaler Fernsehgesellschaften.

Der weitere Erfolg der Konservativen hängt von ihrer Fähigkeit ab, verstärkte Kontrolle über nationale und lokale Institutionen zu erlangen. Die Wahl von Präsident Clinton kann ihr Vordringen verlangsamen, aber nicht stoppen, weil sie über die Gerichte, die bundesstaatliche Gesetzgebung und ihren eigenen Apparat nach wie vor Veränderungen bewirken können. So müssen all jene Hochschulangehörigen, die nicht willens sind, unter dem Regime der Rechten zu leben, eine wirksame Gegenstrategie entwickeln. Dazu gehören Bündnisse zwischen allen linken und gemäßigten Kräften, eine wirksame Darstellung der liberalisierten Hochschulbildung, Wahlkampagnen für progressive, liberale und gemäßigte KandidatInnen, personelle Umstrukturierungen in Regierungsbehörden und schließlich die Aneignung bestimmter Fähigkeiten in bezug auf legislative Prozesse, lobbyistische Einflußnahme, mediale Präsenz und Beschaffung von Stiftungsgeldern. Kurz, wenn die progressiven AkademikerInnen die Zukunft des Kulturkonservatismus in ihre eigenen Hände nehmen wollen, dürfen sie sich nicht so sehr der Diskussion widmen, die, wie man uns beigebracht hat, in der akademischen Welt entscheidend ist, sondern sie müssen sich dem praktischen Handeln verschreiben, das, wie uns die Rechte gezeigt hat, in der politischen und kulturellen Welt den Ton angibt.

Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt

Anmerkungen

- 1 »Taking Offense«, *Newsweek*, 24.12.1990, 48-55; »Upside down in the Groves of Academe« und »Academics in Opposition«, *Time*, 1.4.1991, 66-69.
- 2 Zur Heritage-Foundation, einer konservativen Stiftung und »Denkfabrik«, vgl. nachfolgend den vierten Abschnitt (Anm.d.Red.).
- 3 Bennett, seinerzeit Vorsitzender der NEH (*National Endowment for the Humanities*), der US-Studienstiftung für Geisteswissenschaften und zur Zeit an der *Heritage Foundation*, hatte schon bei seiner Berufung unter Reagan Verbindungen zu rechtsgerichteten Organisationen. Cheney, ebenfalls NEH-Vorsitzende unter Reagan, hat fortlaufend Konservative für den NEH-Nationalrat nominiert und erhielt für die jährlich stattfindende Jefferson Lecture der NEH Stiftungsgelder von rechten Organisationen wie der *Olin Foundation* und der *Bradley Foundation* (vgl. Kovacs 1990, 512, 519, 526, 710, 715, 764).
- 4 Zu den Autoren gehören Allan Bloom (1987), Charles Sykes (1988, 1990), Page Smith (1990), Roger Kimball (1990) und Dinesh D'Souza (1991). Vielleicht mit Ausnahme von Smith hatten alle finanzielle und institutionelle Verbindungen zur Rechten: Bloom erhielt häufig Stipendien von der *Olin Foundation*, ebenso D'Souza, Kimball war Geschäftsführer der Zeitschrift *New Criterion*, die ihrerseits von der Olin-, Scaife- und Bradley-Stiftung unterstützt wurde, Sykes publiziert im rechtsgerichteten Verlag Regnery Gateway. Über Smiths Auseinandersetzungen mit der akademischen Zunft informiert sein biographischer Eintrag im *Current Yearbook* (Moritz 1990, 565-70).
- 5 Einen Überblick über die Diskussion geben Keefer (1991), Berman (1992) und Aufderheide (1992).
- 6 Einen Überblick geben Himmelstein (1990), Gottfried/Fleming (1988), Blumenthal (1986c) und Peele (1984); zu konservativen Führungspersonlichkeiten vgl. Hoeveler (1991) und Rozell/Pontuso (1990).
- 7 Gespräch mit Michael Schwartz, Senior Vice President, Free Congress Foundation, Washington, 10.6.1992.
- 8 Gespräche mit Michael Schwartz und William S. Lind, 10.7.1992.
- 9 Das MCEA entstand 1990 aus einem Zusammenschluß des *Institute for Educational Affairs* (IEA) mit dem *Madison Center* (vgl. Stone 1981 und Delaney/Lankowsky 1988).
- 10 Die Problematik der »Political Correctness« wurde zuerst vom *Vassar Spectator* aufgegriffen (Gespräch mit Robert L. Lukefahr, Senior Program Officer, Madison Center for Educational Affairs, Washington, 2.4.1992). Zu den Zeitschriften des *Collegiate Network* vgl. Walker (1982), Chinlund (1983), Kupperschmid (1985), Loth (1986) Blumenthal (1986a), Curtis (1989) und Gordon (1989).
- 11 Die Information über die Lehrplanübersichten entstammt dem Gespräch mit Lukefahr; die Information über die curricularen Innovationen einem Gespräch mit David S. Bernstein am 2.4.1992.
- 12 Leslie Lenkowsky ist Mitglied der NAS und Präsident des *Hudson Institute*; William J. Bennett ist Fellow am *Hudson Institute* und an der *Heritage Foundation*; John Agresto ist Mitglied der NAS und *Bennett associate* an der NEH; Chester E. Finn jr. ist Mitglied der NAS und *Bennett associate* an der Fakultät für Bildung und Erziehung; John Bunzel ist Mitglied der NAS und Fellow an der *Hoover Institution*; T. Kenneth Cribb ist Präsident des ISI; Irving Kristol ist Mitglied der NAS und vieler neokonservativer Gruppierungen; Harvey Mansfield jr. ist Mitglied der NAS und des Nationalrats der NEH; und schließlich gehört auch noch Jeremiah Milbank von der *JM Foundation* zum illustren Kreis.
- 13 Die Zahl der Mitarbeiter entstammt dem Gespräch der Autorin mit Charles L. Heatherly, Vice President for Academic Relations, The Heritage Foundation, Washington, 6.4. 1992; im Jahresbericht ist allerdings von etwa 160 Mitarbeitern die Rede. Dort auch die folgenden Angaben (*Heritage Foundation* 1991, 34-37, 28f.).
- 14 Gespräch mit Cheryl A. Rubin, Director of Public Relations, The Heritage Foundation, Washington, DC, 11.6.1992 und schriftliche Mitteilung von Rubin, 2.7. 1992.
- 15 Gespräch mit John M. Slye, Research Assistant, Cultural Policy Studies Program, The Heritage Foundation, Washington, 11.6.1992

- 16 Die Mitglieder der Arbeitsgruppe repräsentieren folgende Institutionen: AEI, Hudson Institute, Ethics and Public Policy Center, Center for Educational Policy, Media Research Center, WABC Radio, *National Review*, Eagle Forum, Citizens Democracy Corps, Traditional Values Coalition (TVC) und die Büros des ehemaligen Vizepräsidenten Quayle, des Senators Jesse Helms und des Republikaners William Dannemeyer. Die Angaben über die Cultural Policy Working Group und eine Liste ihrer Mitglieder erhielt die Autorin bei dem Gespräch mit John Slye.
- 17 Wortspiel mit *Capitol Hill*, dem legislativen Zweig der US-Regierung (Anm.d.Übers.)
- 18 Kongreßabgeordneter Dick Arney, Direct-Mail-Brief, *The Leadership Institute*, 8.6.1991, 5; sowie *Building Leadership: The Newsletter of the Leadership Institute*, 6, Nr.1, 1, 5.
- 19 Soweit nicht anders angegeben, entstammen alle Informationen dem Gespräch der Autorin mit William Forrest, Vice President for Programs, *The Leadership Institute*, Springfield, VA, 9.6.1992; weitere Hinweise nach dem *Leadership Institute Prospectus*.
- 20 Die Angaben und das Zitat nach Gesprächen der Autorin mit Chris Warden, Editor, und Mal Klein, Associate Editor, National Journalism Center, Washington, 3.4.1992.
- 21 *Internal Revenue Service Code*, Abschnitt 501(c)(3); *United States Tax Reporter Internal Revenue Code*, Bd. 1, 2, 35, 119, 328.
- 22 Auf einer Veranstaltung der Broadcast Journalism School des Leadership Institute am 13./14.6.1992 in der Free Congress Foundation, Washington. Das den StudentInnen dort überreichte Buch heißt *And That's the Way It Isn't* (Bozell/Baker 1990).
- 23 Im Jahre 1989 erhielt z.B. die *National Review* 342000 US-Dollar von Bradley (200000), Olin (42000) und Scaife (100000); die *Free Congress Foundation* 710000 US-Dollar von Bradley (330000), Coors (150000), DeMoss (90000), McKenna (15000), Noble (100000) und Olin (25000); das *Madison Center* (vor der Fusion zum MCEA) 555000 von Bradley (525000) und Olin (30000); das *Leadership Institute* 115000 US-Dollar von Bradley (45000), Coors (25000) und Murdock (45000); das *National Journalism Center* 110000 US-Dollar von Coors (25000), O'Donnell (25000), Olin (25000) und Readers' Digest (35000). Angaben nach dem *Foundation Grants Index* (Kovacs 1991).
- 24 So gingen 1989 beispielsweise 817352 US-Dollar an die Boston University (u.a. an Peter L. Berger), 258102 US-Dollar an die George Mason University (u.a. an James C. Miller III und Samuel P. Huntington), 2118598 US-Dollar in Form von vier Stipendien mit dreijähriger Laufzeit an Yale, 1495934 US-Dollar an die University of Chicago (u.a. an Allan Bloom), 1190533 US-Dollar an die Stanford University und 2583000 US-Dollar als Stipendium mit siebenjähriger Laufzeit an die University of Rochester (Kovacs 1990, 524-8). Allan Bloom »erhielt zwischen 1986 und 1989 von Olin mehr als 3 Millionen Dollar, das meiste davon als Schenkung zur freien Verfügung« (Gottfried 1991, 186).
- 25 *Bradley Resident Scholars Application Form*, 1992-93 Academic Year, 2.

Literaturverzeichnis

- Aufderheide, P. (Hrsg.), 1992: *Beyond P.C.: Towards a Politics of Understanding*. St. Paul
- Bennett, W.J., 1982: »The Shattered Humanities«, in: *Wall Street Journal*, 31.12., 10
- ders., 1984: *To Reclaim a Legacy*. Washington
- Berger, P.L., und R.J. Neuhaus, 1977: *To Empower the People: The Role of Mediating Structures in Public Policy*. Washington
- Berman, P. (Hrsg.), 1992: *Debating P.C.: The Controversy Over Political Correctness on College Campuses*. New York
- Berube, M., 1991: »Public Image Limited: Political Correctness and the Media's Big Lie«, in: *Village Voice*, 18.1, 31-37.
- Bloom, A., 1987: *The Closing of the American Mind*. New York
- Blumenthal, S., 1986a: »Conservative Debate Style: Tactics After Dartmouth Incident«, in: *Washington Post*, 5.2., A3
- ders., 1986b: »Hard Times At the Think Tank for American Enterprise Institute: A Crisis of Money and Conservatism«, in: *Washington Post*, 26.7., D1

- ders., 1986c: *The Rise of the Counter-Establishment: From Conservative Ideology to Political Power*. New York
- Bozell, L.B., und B.H.Baker, 1990: *And That's the Way It Isn't*. Alexandria, 1990
- Cheney, L.V., 1987: *The Humanities and the American Promise*. Charlottesville
- dies., 1988: *Humanities in America*. Washington
- dies., 1990: *50 Hours*. Washington
- dies., 1991: »Depoliticizing the Academy«, in: *Newslink* 6, Nr.6
- Chinlund, C., 1983: »Conservative Papers Relish Stirring Debate«, in: *Boston Globe*, 18.12.
- Cribb, T.K., 1989: »Conservatism and the American Academy: Prospects for the 1990s«, in: *Heritage Lectures Series* 226. Washington.
- Curtis, D., 1989: »Conservative Group's Hand in Campus Journalism«, in: *San Francisco Chronicle*, 25.4., A1
- D'Souza, D., 1991: *Illiberal Education: The Politics of Race and Sex on Campus*. New York
- ders., 1991a: »Sins of Admission«, in: *New Republic*, 18.2. 30-33
- ders., 1991b: »Illiberal Education«, in: *Atlantic Monthly*, März, 51-79
- ders., 1991c: »The Visigoths in Tweed«, in: *Forbes*, 1.4. 81-86;
- ders., 1991d: »Multiculturalism 101«, in: *Policy Review* 56, 22-30
- ders., 1991e: »'PC': So Far«, in: *Commentary* 92, 4, 44-46
- ders., 1991f: »The New Segregation on Campus«, in: *American Scholar* 60, 1, 17-30
- Davidson, C.N., 1991: »'PH' Stands for Political Hypocrisy«, in: *Academe*, Sept.-Okt., 8-14
- Delaney, L.J., und L.Lenkowsky, 1988: »The New Voice on Campus: 'Alternative Student Journalism'«, in: *Academic Questions* 1, Nr.2, 32-38
- Diamond, S., 1991a: »Readin', Writin' and Repressin'«, in: *Z Magazine*, Feb., 45-49
- dies., 1991b: »Endowing the Right-wing Academic Agenda«, in: *Covert Action Information Bulletin* 38, 46-49.
- Education and Research Institute, o.J.: *E&RI 1990 Annual Report*. Washington, o.J.
- Ehrenreich, R., 1991: »What Campus Radicals?«, in: *Harper's*, Dez., 57-61
- Gardiner, E.M. (Hrsg.), 1985: *A New Agenda for Education*. Washington
- Gordon, L., 1989: »Papers Proliferate The Right Presses Case on Campus«, in: *Los Angeles Times*, 1.5., Abschn. 1, 1.
- Gottfried, P., 1991: »Populism vs. Neoconservatism«, in: *Telos* 90, 186
- ders., 1993: *The Conservative Movement*. Überarb. Aufl., New York
- Ders., und Thomas Fleming, 1988: *The Conservative Movement*. Boston
- Heritage Foundation 1991 Annual Report. Washington 1992
- Himmelstein, J.L., 1990: *To the Right: The Transformation of American Conservatism*. Berkeley
- Hoeweler, J.D. (Hrsg.), 1991: *Watch on the Right: Conservative Intellectuals in the Reagan Era*. Madison
- Innerst, C., 1990: »College Guide to Rate Teaching, Ethics, Value«, in: *Washington Times*, 22.1., A5
- dies., 1991: »New Guide Rates GU: GWU as Free from 'PC'«, in: *Washington Times*, 15.7., A3
- Institute for Cultural Conservatism/Free Congress Research and Education Foundation, 1987: *Cultural Conservatism: Toward a New National Agenda*. Washington
- Keefer, M., 1991: »'Political Correctness': An Annotated List of Readings«, in: *ACCUTE Newsletter*, 1-13
- Kimball, R., 1990: *Tenured Radicals: How Politics Has Corrupted Our Higher Education*. New York
- Kornhauser, A., 1991: »The Right Versus the Correct«, in: *Legal Times*, 29.4
- Kovacs, R. (Hrsg.), 1990: *Foundation Grants Index*. New York, 19. Aufl.
- Kupperschmid, D., 1985: »Campus Papers Written by Righters Conservatives Give a New Edge to College Journalism«, in: *Philadelphia Inquirer*, 1.1., A6
- Lind, W.S., 1986: »What Is Cultural Conservatism?«, in: *Essays in Our Times* 2, Nr.1
- ders., und William H. Marshner (Hrsg.), 1991: *Cultural Conservatism: Theory and Practice*. Washington
- Loth, R., 1986: »The Times, They Are A-Changin'«, in: *Boston Globe*, 19.1., Abschn. 3, 14
- Madison Center for Educational Affairs 1991 Annual Report. Washington o.J.
- Magner, D., 1991: »Law Firm Goes to Bat for Campus Conservatives«, in: *Chronicle of Higher Education*, 25.9., A5

- Moritz, A., 1991: »Family Feud: Is the Conservative Movement Falling Apart?«, in: Policy Review 57, 50-54
- Moritz, C. (Hrsg.): 1990 Current Yearbook. New York
- Novak, M. (Hrsg.), 1980: Democracy and Mediating Structures, Washington
- Peele, G., 1984: Revival and Reaction: The Right in Contemporary America. Oxford
- Radin, C.A., 1990: »Conservatives Send Their Agenda to Colleges«, in: Boston Globe, 12.11
- Raskin, J., 1992: »The Fallacies of 'Political Correctness': I«, in: Z Magazine, Jan., 31-37
- Rozell, M.J., und J.F. Pontuso, 1990: American Conservative Opinion Leaders. Boulder
- Smith, J.A., 1991: The Idea Brokers: Think Tanks and the Rise of the New Policy Elite. New York
- Smith, P., 1990: Killing the Spirit: Higher Education in America. New York
- Stone, P.H., 1981: »The I.E.A. – Teaching the 'Right' Stuff«, in: Nation, 19.9., 231.35
- Sykes, C., 1988: Profscam: Professors and the Demise of Higher Education. Washington
- ders., 1990: The Hollow Men: Politics and Corruption in Higher Education. Washington
- Walker, J.K., 1982: »Ivy League's New Conservative Press«, in: Boston Globe, 14.12.
- Weisberg, J., 1991: »Hunter Gatherers«, in: New Republic, 2.9., 15f.
- Weyrich, P.M., 1991: »Cultural Conservatism and the Conservative Movement«, in: Lind/Marshner
- Will, G., 1991a: »Poisoning Higher Education«, in: Washington Post, 21.4. B7
- ders., 1991b: »The Cult of Ethnicity«, in: Washington Post, 14.7. C7
- ders., 1991c: »Catechism of Correctness«, in: Washington Post, 20.10., C7
- ders., 1991d: »Literary Politics«, in: Newsweek, 22.4., 72
- ders., 1991e: »Curdled Politics on Campus«, in: Newsweek, 6.5., 72.

Neues TÜTE-Sonderheft

Wem gehört Europa?

Zur Dialektik der Modernisierung.

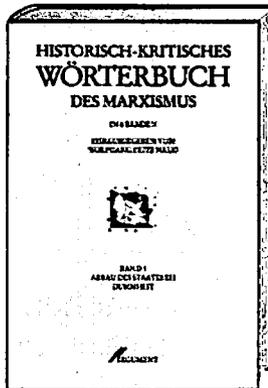
Auf 84 Seiten Beiträge von: Agnes Heller, Ferenc Fehér, Jean-Marc Ferry, Kurt Biedenkopf, Cornelius Castoriadis, Fernando Mendes, Kurt Hübner, Welf Schröter, Paride Batini, André Gorz, Enrico Pugliese, Stephen Castles, Rudi Leiprecht, Alain Tournaine, Shahla Blum, Dimas Figueroa.

DM 15,- plus Porto, TÜTE, c/o TAV-Vertrieb, Postfach 2528, D-72015 Tübingen

Eine Arche Noah aufklärerischen Wissens und sozialer Phantasie

Zur Konzeption

Das Historisch-kritische Wörterbuch ist kein »politisches« oder »weltanschauliches« (=ideologisches) Positionswerk. Es ist ein historisch-kritisches Kollektivwerk von VertreterInnen unterschiedlicher Orientierungen und regionaler Kulturen, die auf die eine oder andere Weise das von Marx begonnene praktisch-theoretische Projekt fortführen. Die postkommunistische Situation prägt den Titelbegriff des Historisch-Kritischen in bezug auf den Marxismus eine nachdrückliche Aktualität auf: Dabei geht es einerseits um die kritische Auswertung historischer Erfahrungen, andererseits um die wissenschaftliche Sichtung, Erschließung und kritische Durcharbeitung eines enormen Gedankenmaterials. Das Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus trägt also neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark »philologischen« Akzent.



Die Stichwörter

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant gewordene Begriffe. Viele Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und wurden noch nie in Wörterbüchern behandelt. In diesen Begriffen, häufig Neologismen, artikulieren sich Probleme der globalen Krisen und des Übergangs zur Hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus, des dadurch bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation und des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten »Nord-Süd-Konflikts« im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen - vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung - die neue Lexik mitgeschaffen. Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, die sich ihre Fragen von der Zeit vorgeben läßt.

Editionsplan

Im Winter 1993/94 erscheint:

BAND 1

ABBAU DES STAATES BIS DUMMHHEIT

In den folgenden Jahren erscheinen:

BAND 2

EGALITARISMUS BIS
ISLAMISCHER SOZIALISMUS

BAND 3

JAKOBINISMUS BIS MYTHOS

BAND 4

NATIONALE BEFREIUNG BIS
QUOTIERUNG

BAND 5

RADICAL ECONOMICS BIS
TYRANNEI

BAND 6

ÜBERAKKUMULATION BIS ZWEIFEL

Jeder Band gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen im Großformat 18 x 25 cm und einem Umfang von ca. 500 Seiten und 1000 Spalten.
Subskriptionspreis je Band DM 98,-. Späterer Ladenpreis DM 129,-. Die Subskriptionsfrist endet am 30. Juni 1994. Bitte abonnieren Sie mit der diesem Heft beiliegenden Bestellkarte.

Neues Deutschland

Die Linke unter den Großen

Wenn Ihnen andere Blätter äußerlich zu dick und innerlich zu dünn sind. Wenn Sie weniger Schaum und mehr Substanz erwarten. Wenn Sie Informationen und keine Banalitäten suchen. Wenn Ihnen Nachdenken wichtiger ist als Nachbeten. Wenn Sie ein neues, aber kein deutsches Deutschland wünschen:

Nehmen Sie uns vier Wochen unter die Lupe, bestellen Sie ein Probeabonnement für nur 10,- DM!

PROBE ABONNEMENT

Bitte liefern Sie mir vier Wochen lang die Tageszeitung "Neues Deutschland" zum Kennenlernpreis von 10,- DM. Die Summe lege ich in bar, als Scheck oder in Briefmarken bei.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Bitte ausschneiden und einsenden an:

Neues Deutschland, Abt. Marketing,
Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin

Kongreßberichte

»Flucht ist kein Entkommen«

1. Landesweite Konferenz von Flüchtlingen für Flüchtlinge, veranstaltet vom Institut für angewandte Kulturforschung e.V. (IfaK) und der Arbeitsgemeinschaft Kommunale Ausländervertretungen Niedersachsen (AG KAN). Göttingen, 3. bis 4. September 1993

Wohl zum ersten Mal haben über 100 nach Deutschland geflüchtete Personen aus beinahe 40 Herkunftsländern ohne Einmischung über ihre Situation und ihre Zukunftsvorstellungen debattiert und dabei neue Akzente gesetzt. Um die bisherige Diskussionsstruktur aufzubrechen und Flüchtlingen den nötigen Freiraum zur Herstellung eigener Diskussionszusammenhänge zu geben, wurde eine strikte Trennung zwischen organisatorischer und inhaltlicher Arbeit vereinbart. Die Themen wurden in mehreren Vorbereitungstreffen von den TeilnehmerInnen selbst bestimmt: 1. Individuelle Selbstgestaltung des Lebens/Alltags in der BRD; 2. Bild der Flüchtlinge/AusländerInnen im Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit; 3. Zusammenarbeit mit »Deutschen« – Gleichberechtigte Partnerschaft? 4. Weibliche Lebenszusammenhänge im Exilland – Workshop für Frauen; 5. Selbstorganisation von Flüchtlingen/AusländerInnen – Möglichkeit oder Utopie?

Insbesondere zur Verbesserung ihrer Alltagssituation formulierten die TeilnehmerInnen eine Reihe von Forderungen und Vorschlägen, die in Kürze in einer Publikation zusammengefaßt werden. Eine Änderung kann durch ein Antidiskriminierungsgesetz zwar eingeleitet werden, doch bestand Einigkeit, daß sie nur durch eigene Initiative und Selbstorganisation erreichbar ist. Der bisherigen Berichterstattung über Flüchtlinge und Fluchtursachen müsse durch eigene Medienarbeit entgegengetreten werden. Man sprach sich in diesem Zusammenhang dafür aus, den NDR in seinem Bemühen zu unterstützen, rechtsradikalen Parteien Sendezeiten zu verweigern; die Landesregierung wurde aufgefordert, den Verpflichtungsvertrag mit dem NDR entsprechend neu zu gestalten. Vermißt wurde eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Deutschen, die Flüchtlinge bestenfalls als »Hilfsbedürftige«, als zu »betreuende« Masse behandeln. Die Frauen waren sich einig, daß sie sich zusammenschließen und der wohlwollenden, jedoch zum Teil entmündigenden Problemdefinition durch Institutionen und SozialarbeiterInnen eigene Formulierungen entgegensetzen müssen. Gefordert wurde, daß deutsche Frauen umgekehrt die Qualifikationen von Flüchtlingsfrauen respektieren und auch bereit sein sollten, von ihnen zu lernen (z.B. durch Kurse von »Ausländern« für Deutsche).

Konsens bestand über der Notwendigkeit, eine Dachorganisation von lokalen Selbstorganisationsgruppen zu bilden, die, wie die (positiven) Erfahrungen in den Niederlanden gezeigt haben, nur als Interessenvertretung auf der Grundlage eines Minimalkonsenses funktionieren kann. Die politischen Differenzen sollten außerhalb dieser Struktur ausgetragen werden. Bereits bestehende wichtige Institutionen wie der Niedersächsische Flüchtlingsrat oder die kommunalen Ausländerbeiräte könnten die Aufgabe eines selbstorganisierten Dachverbandes nicht erfüllen, denn zum einen haben Flüchtlinge besondere Probleme, die nicht mit denen anderer AusländerInnengruppen vergleichbar sind, zum anderen sitzen im Niedersächsischen Flüchtlingsrat überwiegend Deutsche. Vertreter der niederländischen Flüchtlingsdachorganisation (VON) und der schwedischen Einwanderungsbehörde wiesen darauf hin, daß Selbstorganisationen in ihren Ländern staatlich gefördert und als Integrationsmoment verstanden werden. So zahlt der niederländische Staat an die VON jährlich 1 Million Gulden, wovon u.a. acht hauptamtliche MitarbeiterInnen finanziert werden.

Als nächster Schritt in Richtung Selbstorganisation ist eine Diskussion dieser Anregung in den bestehenden Organisationen vorgesehen, die sich meist an einzelnen Herkunftsländern und politischen oder religiösen Überzeugungen orientieren.

Anwar Hadeed, Holger Martens und Roland Drubig (Göttingen)

European Forum of Left Feminists: Nationalism, Racism and Gender in Europe

Amsterdam, 19. bis 21. November 1993

Das 8. Treffen der europäischen linken Feministinnen, in Amsterdam auch »politische Feministinnen« genannt, machte deutlich, daß Europa weiter, vielfältiger und seine Frauen zorniger geworden sind. Gut 100 Frauen jeder Hautfarbe, jeden Alters und aus 18 Ländern berieten, was sie tun wollten und könnten gegen den allgemeinen Back-lash gegen Frauen weltweit, gegen Nationalismen besonders in Europa, gegen Rassismus und Gewalt. Hatten wir auf den ersten dieser jährlichen Treffen in Kopenhagen, Hamburg und Madrid noch beraten, wie wir Eurozentrismus überwinden könnten, ohne Geld für weltweite Flugtickets aufreiben zu können, war spätestens jetzt deutlich, daß die Welt uns auch ohne dies einholt. Nicht nur Frauen aus Kanada waren gekommen, etwa ein Drittel waren schwarze Frauen aus Afrika, von den Philippinen, aus Sri Lanka, jetzt Holland, Dänemark, England. Daß letztere präsent waren, um ihre politischen Forderungen einzubringen, konnte allgemein als Stärkung erfahren werden und den Mitleidsdiskurs, der gewöhnlich antirassistische Plenen bestimmt, in denen »Weiße« stellvertretend Änderung einklagen, überwinden.

Die Vielfältigkeit der Anwesenden schlug sich auch nieder in der Verschiedenartigkeit der Beiträge. Es gab ganz wissenschaftlich gehaltene Vorlesungen zu Themen von nationaler Identität und deren Wandlung (etwa von Ann Phoenix und ihrer Ko-Referentin Philomena Essed), pathetische Lageberichte von den Kämpfen schwarzer Dozentinnen an Universitäten (Gloria Wekker), von Gewalt in Deutschland (Theresa Wobbe), vom Krieg im ehemaligen Jugoslawien (Dubravka Zarkov). Nora Räthzels Analyse der Konstruktion der deutschen Nation nach der Vereinigung und angesichts des Verlustes identitätsstiftender »ostdeutscher« Gegnerschaft spannte den Rahmen auf, in dem die Berichte aus den in diesem Kontext neuen linken Feministinnen aus Rußland, Jugoslawien, Albanien das Wort ergriffen. Während aus den Trümmern Albaniens eine eher triumphale Liste sozialistisch-feministischer Forderungen verlesen wurde, berichtete Natalya Kosmarskaya aus Moskau vom Zerfall in Ethnien und deren Kämpfe gegeneinander, die auch bei Frauen »rassistische Unterstützung fänden«. Die ethnisierte Artikulation aller ökonomischen und politischen Kämpfe als eine eigene Konstruktion war dann Gegenstand einer weiteren Analyse aus dem ehemaligen Jugoslawien.

Den meisten Vorträgen gelang die Verbindung von wissenschaftlicher Analyse und Politik; wo dies nicht explizit geschah, wurde es in der Diskussion nachgetragen. Die politische Zuspitzung wurde noch unterstrichen durch den Bericht der Repräsentantinnen des »Linken Forums« in der Festung Europa, die beim Sekretariat der Lobby, 22 rue de Meridien, B-1030 Bruxelles, Belgien, zu erhalten ist. Hoffnungsvoll stimmte auch, daß nicht nur die erschöpften Feministinnen, die immer schon da waren, Kontinuität garantierten, sondern daß auch viele neue, sehr junge Frauen gekommen waren, bereit, sich ins Komitee wählen zu lassen, den Newsletter zu übernehmen usw. Nachrichten, die im europäischen Newsletter berichtet werden sollten, können ab sofort geschickt werden an: Jo Brew, Square Marie Louise 55-9, 1040 Brussels, oder c/o. Europa Times, 350 Avenue Louise, 1050 Brussels, Belgien. In

diesem Newsletter und im Argument werden auch Ort, Thema und Zeit der Konferenz von 1994 rechtzeitig bekanntgegeben. Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

MEGA²-Bände nach der Wende

Kolloquium des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V., Berlin, 16. Oktober 1993

Mit dem Kolloquium setzte der im April 1990 als MEGA-Stiftung Berlin e.V. gegründete Verein (siehe *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung NF 1991*, 192ff.) eine neue, begleitend zur Edition der *Marx-Engels-Gesamtausgabe* durchgeführte Veranstaltungsreihe fort. Anlaß war die Veröffentlichung der Bände I/20 (Werke/Artikel/Entwürfe Sept. 1864 – Sept. 1867) und II/4.2 (Ökonomische Manuskripte 1863-1967, Teil 2: Drittes Buch: Die Gestaltungen des Gesamtprocesses), deren redaktionelle Bearbeitung Mitte der achtziger Jahre begonnen hatte. Thematisch im Zentrum standen so Marx als Politiker in den ersten Jahren der Internationalen Arbeiterassoziation (Rolf Dlubek, Berlin) und der unvollendete Entwurf des 3. Bandes des *Kapitals* (Manfred Müller, Berlin).

Dlubek ging davon aus, daß mit der »Inauguraladresse« der IAA, als dem wichtigsten Programmdokument, bereits die Wirkungsgeschichte des *Kapital* begann, lange vor seiner Veröffentlichung. Die Dokumente des MEGA-Bandes, z.B. der Vortrag »Value, price and profit«, der das sozialökonomische Minimalprogramm der IAA verkörpert, zeigen nach seiner Auffassung die Möglichkeiten von Marx, auf die Entwicklung der internationalen Arbeiterbewegung Einfluß zu nehmen. Dlubek betonte die Rolle der Persönlichkeit von Marx, der »die sozialistischen Ideen in einer breiten Massenbewegung verankerte«, dem es gelang, »Teile der Trade-Unions in die IAA einzubinden« und der seine Mitstreiter (Jung, Eccarius, Lafargue) »befähigen« wollte, seine Ideen in die Arbeiterbewegung zu tragen, stellte jedoch die Frage, ob Marx nicht Anfang der siebziger Jahre als Politiker gescheitert sei. Die Diskussion zu diesen Thesen (z.B. Manfred Schöncke, Uetersen; Walter Schmidt, Berlin) forderte dazu auf, den Politiker Marx stärker in seinem Umfeld darzustellen, die Rezeption anderer ökonomischer Auffassungen in der Arbeiterbewegung zu berücksichtigen und kritisch auszuloten, inwiefern der Prozeß des »Hineintragens« des Marxismus in die Arbeiterbewegung, wie er sich bis in die Praxis des ML fortsetzte, bereits von Marx und Engels ausging.

Müller ging einleitend auf die theoretische Bedeutung des Zusammenhangs aller drei *Kapital*-Bände ein und demonstrierte die Differenzen zum ursprünglichen Aufbauplan (das Ausklammern von Theorieelementen wie Krise, Außenhandel, Staat usw.; siehe z.B. MEGA² II/1.1, 43, 187; MEW 42, 42, 188), die dazu geführt hätten, daß das *Kapital* unvollständig blieb. Das betrifft speziell den 3. Band, bei dessen Redaktion Engels den Marxschen Rohentwurf systematisierte, veränderte und ergänzte. Mit der Erstveröffentlichung des Manuskripts können nun die Unterschiede zur Engelsschen Ausgabe genauer thematisiert werden (vgl. *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung NF 1991*, 119ff., und Bischoff/Otto: *Ausbeutung, Selbstverrätselung, Regulation. Der 3. Band des »Kapitals«*, Hamburg 1993). Die Diskussion (Christoph Lieber, Hamburg; Carl-Erich Vollgraf, Berlin; Jürgen Jungnickel, Berlin) ging der Frage nach, warum Marx seinen Plan nicht realisieren konnte, hob den Einfluß der Nichtveröffentlichung des 3. Bandes zu Lebzeiten von Marx auf die Rezeption seiner ökonomischen Theorie in der Arbeiterbewegung hervor und verwies auf bisher unveröffentlichte Manuskripte von Marx und Engels für den 3. Band, deren Edition für die MEGA²-Bände II/4.3 und II/15 vorbereitet wird. Die Druckfassung von 1894 (bisher MEW 25) wird im Band II/16 veröffentlicht.

Der Verein hatte die Veranstaltungsreihe am 4. Juni 1993 mit einer historischen Rückbesinnung begonnen. Bisher unbekannte Dokumente gaben Aufschluß über das Schicksal der Mitarbeiter an der ersten MEGA. Volker Külow (Leipzig), Mitherausgeber eines jetzt erschienenen Buches über David Rjasanow, stellte das Leben ihres Anfang 1938 unter Stalin hingerichteten Herausgebers vor (vgl. *Argument* 196, 897-903). Rolf Hecker (Berlin) schilderte die Verhandlungen, die 1935/36 zwischen dem Moskauer Marx-Engels-Lenin-Institut und dem SPD-Parteivorstand über den literarischen Nachlaß geführt wurden und durch die »Säuberungswelle« (Sinovjev/Kamenev-Prozess im August 1936) letztlich scheiterten, nachdem der SPD-Vorstand lange an einer unannehmbar hohen Depot-Summe festgehalten hatte. Auch Dlubeks Vortrag über die MEGA² auf ihrem Weg durch die Instanzen in den fünfziger/sechziger Jahren erbrachte interessante Details zu den Anfangsschwierigkeiten einer historisch-kritischen Edition, die sich am stalinistischen Denken der Entscheidungsgremien und den Dogmen der ML-Konzeptionsbildner reiben mußte (vgl. *MEGA-Studien*, hrsg. v. d. Internat. Marx-Engels-Stiftung Amsterdam, H.1, Berlin 1993).

Die nächste Veranstaltung widmet sich am 11. Dezember 1993 dem Thema Marx/Engels und die Naturwissenschaften (Kontaktadresse: Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V., c/o Dr. Carl-Erich Vollgraf, Leipziger Straße 44/8.04, 10117 Berlin, 030/229 58 85 oder 030/20 37 74 36). Rolf Hecker (Berlin)

Die Fußballweltmeisterschaft 1954 und die fünfziger Jahre

Öffentliche Fachtagung, veranstaltet vom Kulturamt, Stadtarchiv und Sportamt der Stadt Singen, 19. bis 20. Juni 1993

Der zu Beginn der Tagung vorgeführte Wochenschaubericht über den Triumphzug der Fußballweltmeister 1954 zeigte, warum Singen die Ereignisse im Juli noch besonders in Erinnerung hat: In Singen war der erste offizielle Halt des Zuges auf deutschem Boden. Nach dem *Schwarzwälder Boten* vom 7. Juli 1954 waren 25 000 Menschen zum Empfang geeilt – die ganze Stadt war im Wortsinn auf den Beinen: Singen hatte damals genau 25 600 Einwohner ...

Dieses Ereignis wurde zunächst mit Hennes Strittmatter, Emil Homburger, Rudolf Zanin und anderen ehemaligen Fußballspielern diskutiert. Dabei wurde der veränderte Stellenwert von Fußball deutlich. Nach Meinung von Strittmatter hat es der Fußball heute viel schwerer: es sei mehr Überwachung da, man könne nachmittags als Jugendlicher nicht mehr einfach zum Kicken gehen wie früher. Die Frage, inwieweit es früher mehr Zusammenhalt gegeben hatte, wurde kontrovers diskutiert. Die ehemaligen Fußballspieler berichteten von starkem Zusammenhalt, der sich auch in anderen Freizeitbereiche erstreckte. Klaus Hügler, Stadionsprecher des FC Singen 04, vertrat die Meinung, daß heute wie damals die gleiche Beziehung zwischen den Fußballspielern herrsche – wobei allerdings eine schwächere sportliche Leistung auch eine schwächere Kameradschaft bedingt.

Eine interessante Diskussion entspann sich zwischen Walter Reichhart, früher im Vorstand des FC 04, und Georg Haas, ehemaliger Spielausschußvorsitzender und als »politisch Unbelasteter« Vorsitzender des von den Franzosen nach der Befreiung gebildeten Einheitssportverbands »Eintracht« – ist es besser, sich nie politisch zu engagieren? Dann macht man schon nichts falsch ... Pierre Lanfranchi, Sporthistoriker am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz, hakte hier ein mit der Auffassung, daß in den fünfziger Jahren der Fußball »deutsch« wurde. Mit scheinbar unpolitischem Anstrich sei es gelungen, mit Fußball Politik zu machen und mit Fußball Politik zu repräsentieren. Durch die Verbindung von Fleiß und Phantasie schuf die Herbergersche Fußballtaktik Vorbilder für das »Wirtschaftswunder«: gerade die

Tüftler und Schufter konnten sich darin wiedererkennen. – Der junge Helmut Rahn, Torschütze des entscheidenden Treffers, hatte mit diesem Image Probleme. Er war ein »Star«, der zu früh kam, sagte Horst Steffens, Kustos am Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Seine damals kritisierte »Unstetigkeit« im Sport nahm sein berufliches Scheitern vorweg; er führte Tankstellen und Gebrauchtwagenhandel, die ihm anvertraut wurden, in den Ruin. Er kam erst wieder auf die Beine, als er sich vom Fußball gelöst hatte. Steffens beschrieb Rahn als Mitwirkenden der SABA-Elf, welche der bekannte Fernsehproduzent aus Villingen für sich spielen ließ. Das Fernsehen erlebte durch die Fußballweltmeisterschaft 1954 entscheidende Starthilfe: Das »Sportwunder fördert das Wirtschaftswunder«, so Steffens. Allerdings paßte Fritz Walter viel besser in die SABA-Prominentenelf: ein Mann, der Phantasie und Fleiß, Tüfteln und Schufteln auf vorbildliche Weise verband – die Eigenschaften, auf die das »Wirtschaftswunder« zurückgeführt wurde.

Um die »Weltmeister als Werbeträger« ging es Dirk Schindelbeck vom Freiburg-Leipziger Projekt »Propaganda-Geschichte«. Er zeigte am Beispiel von Peco Bauwens, dem Vorsitzenden des Deutschen Fußballbundes (DFB), die Gratwanderung zwischen Nazi-Vergangenheit und demokratischer Gegenwart. »Mit der deutschen Fahne im Herzen« stürmte dieser immer wieder zurück in die NS-Zeit, zum Beispiel bei der Siegesfeier im Münchner Löwenbräukeller am 6. Juli 1954. Gerald Diesener vom gleichen Projekt verfolgte die Reaktion der DDR und der anderen autoritär-sozialistischen Staaten auf die westdeutschen Weltmeister als Werbeträger. Ratlosigkeit regierte die Spalten des *Neuen Deutschland*; wahrscheinlich war die Weltmeisterschaft 1954 ein wichtiger Anstoß für die folgende sportpolitische Offensive. Ende der fünfziger Jahre inszenierte die DDR ihren eigenen Weltmeister: »unser Täve«, das war Gustav-Adolf Schur, der täglich mit dem Rad zur Arbeit fahren mußte und deshalb Radweltmeister wurde . . .

Norbert Seitz von der Redaktion *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* faßte sein Buch *Kohl und Maradona* zusammen. »Der 4. Juli 1954 war ein eminent politisches Datum, obwohl weder die Politiker etwas mit dem Fußball noch die Fußballer etwas mit Politik zu tun haben wollten.« Seine Auswertung der Politiker-Grußadressen und der internationalen Presse: »Von 1954 an veränderte sich das Verhältnis zwischen Fußball und Politik sprunghaft. Die Politik instrumentalisierte den Fußball zusehends, und der Fußball ließ sich instrumentalisieren – was blieb ihm oft auch anderes übrig?« Diese Frage stand im Mittelpunkt der Schlußdiskussion für die ehemaligen Fußballspieler. Hatte ihr Spiel in der Tat nichts mit Politik zu tun – auch wenn die Politiker sich gern im Ruhm des runden Leders sonnten? Hans Karl Rupp, Zeithistoriker von der Universität Marburg, gab ihnen einerseits recht: »Die Sportler hatten immer noch 'die Schnauze voll' von Politik.« Andererseits wies er auf die harmonie-stiftende Funktion des Sports hin. »Cleverness, Ausdauer, Härte gegen sich selbst und gegen andere, Teamgeist, Unterordnung« hatten für das »Wirtschaftswunder« entscheidende Bedeutung. Vieles an der Fußballweltmeisterschaft 1954, vieles aber auch beim »Wirtschaftswunder« erinnert an das Prinzip der »verzögerten Gratifikation«: Im Fußball wie im Betrieb galt es, zunächst viel zu leisten, auch wenn Schmalhans Küchenmeister ist. Eines Tages, wenn Leistung erbracht ist, kommt die verdiente Belohnung – so nahmen die Fußballweltmeister 1954 vorweg, worauf die jubelnden Menschen noch mehr als ein Jahrzehnt warten mußten. Sie zeigten Aufbau-Mentalität, zeigten, daß sich »Leistung wieder lohnt«.

»Die Aufbau-Mentalität der fünfziger Jahre« wird »auch weiterhin Auftrieb erhalten«, meint der Sozialphilosoph Jürgen Habermas (Vergangenheit als Zukunft, Zürich 1990): »... die Neigung, Modelle der Vergangenheit als Muster der Interpretation

des Künftigen zu wählen, scheint unwiderstehlich zu sein« (89). Welches sind die gesellschaftsgeschichtlichen Bedingungen, unter denen das Wachstumsmodell der Nachkriegszeit in der Bundesrepublik Wirklichkeit wurde? Das Wachstumsmodell brachte Deutschland die intensivsten Zuwächse des Brutto sozialprodukts in der deutschen Geschichte – dieser quantitative Sprung führte jedoch zu folgenden hypothetisch angenommenen Nebenwirkungen: (1) ökonomisch zu einem gewaltigen Ausbau der Kapazitäten – da die anderen kapitalistischen Metropolen ihre Kapazitäten gleichfalls ausbauten, mündet dies heute in eine zerstörerische Konkurrenzsituation; (2) in der internationalen Arbeitsteilung führten die Wachstumspfade der entwickelten Länder zu einem Ansteigen ungleicher Handelsbedingungen für die »Entwicklungsländer«, wenngleich sich Ende der fünfziger diese Länder politisch emanzipierten. Wirtschaftlich und informationspolitisch ('Fernseher im Slum') wurden diese Weichen jedoch umgestellt. Die Konsequenz ist die heute zunehmende Wanderungsbewegung von Süd nach Nord; (3) ökologisch führte das »Wirtschaftswunder« zu einem Raubbau an der Natur und damit zu einer Verschlechterung der menschlichen Lebensbedingungen; (4) psychosozial steht am Ende des »Wirtschaftswunders« eine zunehmende Entfremdung von Arbeit – auf der Strecke bleibt der Arbeitsethos. Die »Sinnkrise« zählt Drogenabhängige, Sektenangehörige usw. zu ihren Opfern; (5) sozial zum »Verschwinden der Arbeiterbewegung«, einmal zur Auslöschung proletarischer Milieus, weiter zur Aufgabe einer sozialistischen Programmatik, abgelöst durch auf dem Verhandlungsweg erzielte Beteiligung am Produktivitätsfortschritt und durch Aufstiegschancen; (6) sozialpolitisch zum Erlühen und jetzt drohenden Absterben des Wohlfahrtsstaates, der in einer Krisensituation die höher werdenden Transferzahlungen nicht mehr leisten kann; (7) urbanistisch war dies die Zeit der Sanierungen und neuen Pläne: der »modernen« Gesellschaft sollten Hochhäuser, neue Straßen und der Abriß von Altstadtbereichen sinnfällig Ausdruck verleihen; (8) die »Politikverdrossenheit« nimmt ihren Ausgang in den fünfziger Jahren: wie der NS negative Beispiele dafür gab, finden sich jetzt scheinbar positive Beispiele dafür, daß die privaten Angelegenheiten wichtiger als die öffentlichen Dinge sind. Das persönliche Fortkommen scheint »ohne Politik« besser möglich: Die demokratische Phantasie wollte Anfang der siebziger Jahre »mehr Demokratie« wagen. Diese Phase wurde jedoch jetzt wieder durch die »alten Werte« aus den fünfziger Jahren überlagert; (8) medienpolitisch beginnt mit der Fußballweltmeisterschaft 1954 die Epoche einer neuen Wahrnehmung: Der Zuschauer am Spielfeldrand wird durch den Fernseh Zuschauer ersetzt. Das Fußballspiel wird zur für das Fernsehen inszenierten Show – dies steht als Beispiel für die grundlegende Änderung von Freizeit und Information.

Fleiß und Phantasie waren demgegenüber gleichsam die Grundwerte der fünfziger Jahre. Fleiß und Phantasie – dafür standen auch die Fußballweltmeister 1954. Der Triumphzug der siegreichen Mannschaft brachte Belohnung für die große, entsagungsreiche Anstrengung. Aber diese Hypothese wurde auf der Tagung noch nicht formuliert und diskutiert. Es ging darum, durch das Brennglas der Fußballweltmeisterschaft 1954 das Licht auf die Tendenzen der fünfziger Jahre zu bündeln. Und es ging darum, Fragen zu stellen: was waren die Ausgangsbedingungen für das »Wirtschaftswunder«? Welche Folgen hatte es? Ist es wiederholbar?

Die Beiträge zur Tagung und Berichte zur Fußballweltmeisterschaft 1954 erscheinen in Heft 28 der Zeitschrift *Geschichtswerkstatt* im Winter 1993.

Alfred Georg Frei (Singen)

Besprechungen

Philosophie

Althusser, Louis: Die Zukunft hat Zeit / Die Tatsachen. Zwei autobiographische Texte. Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1993 (413 S., Ln., 44,- DM)

Der Philosoph Louis Althusser (1918-1990) wird für unzurechnungsfähig erklärt und in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen, als er 1980 seine Frau Hélène erwürgt. Er erlebt den Verzicht auf ein Schwurgerichtsverfahren als »öffentlichen Tod« und beschließt nach seiner Entlassung, »den Grabstein zu lüften, unter dem der Rechtsweg der Verfahrenseinstellung mich begraben hat, um jedermann die Informationen zu vermitteln, über die ich verfüge« (37). So entsteht 1985 die Aufzeichnung *L'avenir dure longtemps*, deren Publikation 1992 in Frankreich noch einmal Schlagzeilen macht. Um es vorwegzunehmen: die Tat bleibt auch nach 302 Seiten rätselhaft; der Hergang bleibt der Erinnerung des Täters, der sich als Opfer begreift, verschlossen: »Denn ich habe, im Zuge einer intensiven und unvorhersehbaren Krise geistiger Verwirrung, im November 1980 meine Frau erwürgt, die mein Ein und Alles auf der Welt war, sie, die mich so liebte, daß sie, weil sie nicht leben konnte, nur noch sterben wollte, und zweifellos habe ich ihr in meiner Verwirrung und unbewußt 'diesen Dienst erwiesen', dessen sie sich nicht erwehrt hat, sondern an dem sie gestorben ist.« (9) Dieser von den Herausgebern zitierte Satz, den Althusser 1982 niederschrieb, bleibt als Fazit bestehen, wenngleich erhellt durch seine Lebenserinnerungen, die er, durch langjährige psychoanalytische Behandlung geprägt, nicht als authentische Realität wiederzugeben versucht. »Ich spreche von ihnen nur so, wie ich sie wahrgenommen, erlebt habe, wohl wissend, daß das, was sie sein mochten, wie bei jeder menschlichen Wahrnehmung, bereits in den phantasmatischen Projektionen meiner Angst angelegt war.« (15)

Der Leser wird so eingeführt in die (aus der Sicht späterer Jahre in psychoanalytischen Sitzungen erinnerte und gedeutete) Erlebniswelt eines Kindes von Algerienfranzosen, das die ersten zwölf Lebensjahre in Algier verbringt, bevor die Familie nach Marseille, später nach Lyon übersiedelt. Er nimmt teil an den Erfahrungen eines Heranwachsenden, der in einem nach außen geordnet scheinenden katholischen Elternhaus aufwächst, dessen Kindheit und Jugend aber von traumatisch erlebten Situationen überschattet ist. 1939 wird Althusser zum Wehrdienst eingezogen; 1940 gerät er in deutsche Kriegsgefangenschaft und kommt in ein Lager in Norddeutschland, zum erstenmal (glücklich) getrennt von seiner Familie (*»hörst Du mich von jenseits Deines schauderhaften Grabes, Gramsci?, dem schrecklichen, entsetzlichen und dem fürchterlichsten aller ideologischen Staatsapparate, wie das in einer Nation, in der der Staat existiert, die Familie ist«*; 12f.). Im Lager begegnet Althusser zum erstenmal einem Kommunisten, Pierre Courrèges, der ihn, wie er sagt, »bekehrt« (130). Nach Kriegsende beginnt er sein Philosophiestudium, das er 1947 mit einer Examensarbeit über den Begriff des Inhalts bei Hegel abschließt. Er hat inzwischen seine spätere Frau Hélène, die während des Krieges als Kommunistin im Widerstand gearbeitet hat, kennengelernt, erste sexuelle Erfahrungen gemacht und eine schwere Depression erlebt, die in einem monatelangen Klinikaufenthalt mit Elektroschocks und Psychopharmaka behandelt wird. Er bleibt fortan in ständiger therapeutischer, später analytischer Behandlung und schildert sein Leben als Wechsel von depressiven, von Angst beherrschten Phasen, in denen er meist in der Klinik

Schutz sucht, und manischen Phasen, in denen er intensiv arbeitet. Er wird Philosophieprofessor an der École Normale Supérieure in Paris. In der geschlossenen Welt der Schule (»mütterlicher Kokon«; 189), in der er 32 Jahre lebt, entwickelt er sein philosophisches Profil. Wiederum aus der Sicht seiner mehr als 15jährigen Psychoanalyse deutet er sein Verhältnis zur Philosophie mit der Marxschen Formulierung, daß »der Philosoph im Begriff (das heißt in seiner Konzeption der Philosophie) sein 'theoretisches Verhältnis zu sich selbst' zum Ausdruck bringt« (196f.).

Aus der Kindheitserinnerung an den meist abwesenden Vater erwächst seiner Deutung zufolge der Wunsch, zum »Vater des Vaters« (197) zu werden, um sich so selbst einen Vater zu schaffen. Notwendigerweise gehört dazu die Übernahme der »väterliche(n) Funktion *par excellence*: die Beherrschung und *Meisterung* jeder erdenklichen Situation«. In der Philosophie sieht Althusser die »Beherrschung des Ganzen« (ebd.) verwirklicht: »Und ich entwickelte natürlich als Theorie der Philosophie eine Theorie der Philosophie als Herrschaft sowohl über sich als auch über das Ganze und seine Elemente . . . und, über die eigentliche philosophische Sphäre hinaus, als Herrschaft aus der Ferne, als Herrschaft durch Begriff und Sprache.« (198) Aus der Kritik dieses Ansatzes leitet sich seine Motivation her, »einzugreifen, allein gegen alle« (200), sowohl in die Philosophie als auch in die Politik. Er beginnt, Feuerbach zu übersetzen, philosophische Abhandlungen zu schreiben und sich mit Marx auseinanderzusetzen. In der kommunistischen Partei engagiert er sich seit 1948. (Sehr lesenswert: seine Darstellung der Nachkriegsphilosophie in Frankreich und seine Insidersicht zur Rolle der KPF während der Stalin-Ära.) Trotz aller Kritik am »unerträglichen Widerspruch zwischen ihren offiziellen Prinzipien und ihren effektiven Praktiken« (276) bleibt Althusser bis 1980 Mitglied, und zwar in der Überzeugung, daß »oppositionelles Handeln« möglich und »eine Umgestaltung der Partei, wahrscheinlich auf lange Sicht, ebenfalls denkbar war« (269).

Immer wieder verweist Althusser auf die in der Analyse gewonnene Einsicht in die Entwicklung seiner Persönlichkeitsstruktur. Die Mutter, die ihren Bräutigam Louis 1918 durch einen Flugzeugabsturz verliert, heiratet den Bruder und gibt dem Kind aus dieser Ehe den Namen des Verstorbenen. Das Kind erlebt sich als nicht existent durch das Gefühl, nicht von der Mutter geliebt zu werden, da diese durch ihn, den Namensgleichen, dem Bräutigam in platonischer Liebe verbunden bleibt. In dem Wunsch, von der Mutter geliebt zu werden, entwickelt der Junge die Fähigkeit, zu »verführen«, indem er sich völlig mit ihr (später: den Lehrern, Professoren) identifiziert. Gleichzeitig bleibt er »rein«, d.h. sexuell abstinent, bis zu seinem 30. Lebensjahr. Das Verhältnis zu seiner Lebensgefährtin, die er erst nach dem Tod des Vaters heiratet (als Jüdin und Kommunistin ist sie in der Familie nicht tragbar), ist überschattet von zahlreichen Liebesaffären Althusser's. Sie begibt sich ebenfalls in psychoanalytische Behandlung, gerät aber offenbar in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Mann, das in dem Wunsch endet, zu sterben. Indem er sie tötet, zerstört Althusser sich selbst (und seinen Analytiker) und verwirklicht so sein Trauma der Nicht-Existenz.

1979 verschlechtert sich sein Gesundheitszustand. Nach einer Speiseröhrenoperation treten erneut schwere Depressionen auf, denen eine Klinikeneinweisung folgt. Das gewohnte Medikament zeigt diesmal nicht die übliche beruhigende Wirkung, sondern verschlimmert seinen Zustand. Erst ein Wechsel der medikamentösen Therapie bringt Linderung. Althusser wird aus der Klinik entlassen. Seine Frau, offenbar am Ende ihrer Kräfte, droht ihn zu verlassen. Die beiden durchleben 14 Tage in völliger Abgeschiedenheit, eine »Hölle zu zweit« bzw. »zu dritt« (unter Einbeziehung des Analytikers). Einen Tag, bevor Althusser erneut eine Klinik aufsuchen soll, erdrosselt

er Hélène. Ein Eilbrief des Analytikers, der die sofortige Einweisung fordert, kommt mit drei Tagen Verspätung – einen Tag zu spät.

Der zweite, sehr viel kürzere Text *Die Tatsachen* stammt aus dem Jahr 1976. Während die äußeren Stationen seines Lebenswegs im wesentlichen gleich geschildert werden, fällt auf, daß Althusser seiner Krankheit, der Depression, hier einen völlig anderen Stellenwert zuordnet: Er beschreibt sie als Flucht, zunächst vor (bzw. nach) der ersten sexuellen Erfahrung, dann als Schutzmechanismus, »um den Fortschritt der Analyse aufzuhalten« (413). »Depression, das heißt in Wirklichkeit Widerstand« (411). Er sieht eine enge Verwandtschaft zwischen Freud und Marx: »In beiden Fällen ein tiefer Sinn für die Dialektik des Wiederholungszwanges, den ich in der Theorie des Klassenkampfes wiederfand«, und stellt die These auf, »daß das Unbewußte nach Art der Ideologie funktioniert« (413).

Die Frage, ob Althussters politische Philosophie von ihm und seiner Krankheit ablösbar ist, kann wohl nicht auf Grundlage dieser Selbstdeutungsversuche erörtert werden. »Denn welches auch immer die inneren, bewußten oder unbewußten Motivationen jedes Philosophen sein mögen«, so reflektiert er selbst das Problem, »seine niedergeschriebene Philosophie ist eine objektive Realität und geht darin völlig auf, und ihre Auswirkungen oder Nicht-Auswirkungen auf die Welt sind objektive Auswirkungen, die im Grenzfall keinerlei Beziehung mehr zu diesem Inneren haben . . . Denn sonst wäre die Philosophie, wie übrigens jede Aktivität, nur das reine Innere aller Subjektivitäten der Welt, deren jede in ihren eigenen Solipsismus eingesperrt bliebe.« (202)

Gisela Düllberg (Berlin)

Deleuze, Gilles, und Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Aus dem Französischen von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Merve Verlag, Berlin 1992 (716 S., Ln., 98,- DM)

1980 erschien *Mille Plateaux* in Frankreich als verspätete Fortsetzung des 1972 publizierten *Anti-Ödipus*, den Gilles Deleuze ebenfalls gemeinsam mit dem Ende des vergangenen Jahres verstorbenen (Anti-)Psychiater Félix Guattari publizierte. Beide Texte eint der Untertitel »Kapitalismus und Schizophrenie«. War der frühere jedoch als programmatischer Angriff auf die strukturalistischen Fassungen der Psychoanalyse, der Ethnologie und der Linguistik zu lesen, so interveniert der spätere, wie schon der Titel verheißt, auf einer Vielzahl von Ebenen. Diese Ebenen sind zunächst verschiedene Zeitpunkte bzw. Zeiträume: der 20. November 1923, das Jahr 1227 oder 7000 v.u.Z. – Momente, an denen bestimmte Problemstellungen historisch virulent geworden sind. Ausgehend von diesen geschichtlichen Einsatzzpunkten werden differente Problemstellungen verfolgt, die teilweise sehr unverbunden erscheinen, bis sich schließlich kategoriale Zusammenhänge über solche oft benutzten und immer weiter ausgearbeiteten Begriffe wie 'Fluchtlinie', 'De- und Reterritorialisierung', 'organloser Körper', 'Nomade', 'Ritornell' oder 'Gesichtlichkeit' und über die 'maschinellen Konzepte' erschließen. Es geht den Autoren um einen nicht-dialektischen Modus des Denkens geschichtlichen Werdens, wobei die Konstruktion von Kategorien, die nicht ein Verhältnis bestimmen, sondern die Bandbreite eines Gefüges (*agencement*) bezeichnen, ein konstantes Denkmuster ist.

Zwei Begriffe – »Minorität« und »Kriegsmaschine« – mögen einen Einblick in Vorgehensweise und Intention geben. Das Minoritäre erscheint in einem Gefüge, in dem ihm wenigstens zwei Bedeutungen zukommen: »das Majoritäre als homogenes und konstantes System, die Minoritäten als Subsysteme und das Minoritäre als mögliches, kreatives und geschaffenes Werden« (147). Die Minderheit ist also einerseits in Abhängigkeit von der Majorität gesetzt und andererseits ein zu setzendes Potential:

»Es gibt nur ein minoritäres Werden. Frauen sind, ganz gleich wie groß ihre Zahl ist, eine Minorität, die als Zustand oder Untermenge definiert werden kann; und sie sind nur schöpferisch, wenn sie ein Werden möglich machen, über das sie nicht verfügen und in das sie selber eintreten müssen, ein Frau-Werden, das den Menschen als Ganzen betrifft« (147f.). Der Mensch als ganzer ist der Mensch in seiner physiologischen und psychischen Potentialität, und offenbar bieten die Minderheiten und ihr Status einen privilegierten Zugang. Doch gilt es, auf der Hut zu sein: »Man wird sicherlich nicht revolutionär, weil man eine minoritäre Sprache als Dialekt benutzt, weil man für den Regionalismus eintritt oder ein Ghetto bildet. Man erfindet vielmehr ein unvorhersehbares spezifisches autonomes Werden, indem man viele minoritäre Elemente benutzt und verbindet.« (148)

Ähnlich wird durch die »Kriegsmaschine« ein Bezug zum Werden erstellt: Es geht um den Modus sprunghafter Veränderung. »Die Mutation ist durchaus keine Transformation des Krieges, der Krieg ist im Gegenteil so etwas wie ein Scheitern oder ein Rückfall der Mutation.« (313) Sie ist »nomadischen« Ursprungs und als solche gegen den Staat gerichtet, doch ist der Staatsapparat bestrebt, die Kriegsmaschine anzueignen. Der Begriff changiert zwischen zwei Polen, an deren einem der Krieg als Ziel und Destruktionslinie steht, während am anderen eine »schöpferische Fluchtlinie« (584) auszumachen ist. Sofern er ein Werden, Geschichte als Fortschritt, zu denken ermöglicht, richtet er sich gegen »die weltweite Axiomatik, die von den Staaten ausgedrückt wird« (ebd.). Mit der Entwicklung des Kapitalismus ist ein Stadium erreicht, »in dem die Staaten dazu neigen, eine gewaltige Kriegsmaschine loszulassen oder nachzubilden, in der sie selber nur noch Teile sind« (582), und das wiederum in zwei Gestalten zerfällt: »zunächst die des Faschismus, der aus dem Krieg eine grenzenlose Bewegung macht, die keinen anderen Zweck hat als sich selber; aber der Faschismus ist nur ein Rohentwurf, und die post-faschistische Gestalt ist die einer Kriegsmaschine, die direkt den Frieden zum Ziel hat, und zwar den Frieden als *Terror* oder *Überleben*. (...) Der totale Krieg ist überholt, er hat sich in eine noch schrecklichere Form des Friedens verwandelt.« (Ebd.)

Während sich also der Begriff der Kriegsmaschine von den Nomaden bis zur Gegenwart in stetigem Wandel fortschreibt und in differierende Funktionszusammenhänge einordnet, steht sein Zusammenschluß mit der oben beschriebenen »Minorität« noch aus. »Es geht also für Minderheiten eher darum, den Kapitalismus abzuschaffen, den Sozialismus neu zu definieren und eine Kriegsmaschine zu schaffen, die sich mit anderen Mitteln gegen die weltweite Kriegsmaschine wehren kann.« (654) Mag dies manchem mittlerweile als zeitbedingte Verzerrung poststrukturalistischen Denkens erscheinen, so steht doch angesichts des Engagements und des politischen Beharrungsvermögens von Deleuze/Guattari bei der Lektüre auch heute nichts anderes auf dem Spiel als die Möglichkeit eines poststrukturalistischen Marxismus.

Christian Jäger (Berlin)

Deleuze, Gilles, und Félix Guattari: Qu'est-ce que la philosophie? Les Éditions de Minuit, Paris 1991 (208 S., br., 85,- FF)

»Die Philosophie ist die Kunst, Konzepte zu gestalten, zu erfinden, herzustellen« (8), lautet die Antwort auf die Titelfrage »Was ist die Philosophie?«, eine Antwort, die allerdings in ihrer Schlichtheit nicht genügt. Es gilt, »die Stunde, die Gelegenheit, die Umstände, die Landschaften und die Persönlichkeiten, die Bedingungen und die Unbekannten der Frage« zu bestimmen (ebd.).

Eine der ersten Unbekannten ist das »Konzept« selbst: *le concept*, sonst eher der »Begriff«, wird in der Sicht von Deleuze/Guattari zusehends vom Marketing

beansprucht. Konzepte unterstehen dem Produkt, das sie verkaufen sollen, und stellen Waren aus (15). Dagegen setzen sie auf eine Philosophie der Produktion, die das Konzept in einen engen Zusammenhang mit dem Ereignis stellt: Es ist geschaffen, nicht gegeben und nahezu mit ihm identisch. »Le concept dit l'événement« (26). »Immer ein Ereignis aus den Dingen und den Wesen zu lösen, ist die Aufgabe der Philosophie, wenn sie Konzepte schafft« (36); und zwar ein reines Ereignis, lediglich autoreferentiell, letztlich konstruktivistisch (27). Der ihr eigene Rahmen, in dem die Philosophie agiert und produziert, heißt »Immanenzebene« und »ist weder ein gedachtes noch ein denkbare Konzept, sondern ein Bild des Denkens, ein Bild, das sich ergibt, indem man Denken bezeichnet, Gebrauch vom Denken macht, sich im Denken orientiert.« (39f.) Es konstituiert sich in der Auseinandersetzung mit unendlicher Bewegung oder der Bewegung des Unendlichen – dem Chaos, dem »konzeptuelle Persönlichkeiten« (*personnages conceptuels*) wie das Ich des cartesischen Cogito, Nietzsches Dionysos oder Platons Sokrates, aber auch »LE capitaliste, LE prolétaire« (66) bei Marx auf die Spur zu kommen und so zu entkommen suchen. Diese »Persönlichkeiten« machen philosophische Territorien und deren Veränderungen anschaulich und binden die Konzepte an konkrete sozialhistorische Gegebenheiten. Sie treiben »Géophilosophie«.

In zwei umfangreicheren Abschnitten wird diese geerdete Philosophie von Wissenschaft und Kunst abgegrenzt, wobei aber das Einigende der »drei großen Formen des Denkens« (186) darin besteht, daß sie gegen das Chaos stehen und auf unterschiedliche Weise in dieses Ebenen trassieren. Sie »sind nicht die mentalen Objekte eines objektivierten Gehirns, sondern stellen die drei Aspekte dar, unter welchen das Gehirn Subjekt wird« (198). Aber sie werden vom Chaos auch ihrerseits affiziert, werden »chaoid«, und diesen dunklen Grund, den das Denken mit sich trägt, gilt es zu bedenken, wenn »die Kunst uns gestalten, uns wachrufen, uns lehren soll, wahrzunehmen«, wenn »die Philosophie uns das Begreifen und die Wissenschaft das Erkennen lehren soll« (205). Vom Chaos zum Hirn – mit dieser Programmatik begegnen Deleuze/Guattari dem Vorwurf des Irrationalismus und stellen sich in eine Tradition, die wohl als »Aufklärung« zu bezeichnen ist, einer Aufklärung allerdings, die sich ihrer Schattenseite bewußt bleibt. Es geht ihnen um »den Schatten eines 'kommenden Volkes', das von der Kunst, aber auch von der Philosophie und der Wissenschaft gerufen wird: Volks-Masse, Volks-Welt, Volks-Hirn, Volks-Chaos« (206), und dieser Schatten wird nicht aufhören, sich über die verschiedenen Denkformen zu legen.

Christian Jäger (Berlin)

Sandkühler, Hans Jörg: Die Wirklichkeit des Wissens. Geschichtliche Einführung in die Epistemologie und Theorie der Erkenntnis. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (410 S., br., 20,- DM)

Das vorliegende Buch, dem der Artikel »Erkenntnis/Erkenntnistheorie in der von mir herausgegebenen Europäischen Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaft« (vgl. *Argument* 194, 529-48) zugrundeliegt, hat den Charakter von Retraktionen: Der Autor spricht von »kritischer Überprüfung und Revision« seiner älteren Position (11). In *Praxis und Geschichtsbewußtsein* (1973) habe er noch eine »systematische externalistische Deutung der Erkenntnisproblematik« vertreten, d.h. den Primat der Anerkennung der Existenz der materiellen Außenwelt; jetzt legt er eine »interne Wissensgeschichte« vor, die in einer »Ontoepistemologie« gründet (ebd.). Vermerken wir positiv, daß hier ein Philosoph argumentiert, der sich auf das gesamte Spektrum der zeitgenössischen Positionen bezieht und durchaus informativ mit Material aus der gesamten Philosophiegeschichte zu hantieren weiß. Aber was wird

aus dem einstigen Anspruch, der »Erinnerung an den eingreifenden Charakter von Theorie, die sich als begreifende Erkenntnis dazu qualifiziert, in der Wirklichkeit verändernd zu wirken« (ders., *Geschichte, gesellschaftliche Bewegung und Erkenntnisprozeß*, Frankfurt/M. 1984)?

Gegenüber dem klassischen Idealismus betont Sandkühler zwar die »Bedeutung der Wissenschaften für jede sinnvolle Epistemologie« (42f.) und wendet sich – wohl gegen die ML-Tradition (vgl. 341ff.) und den »scientific materialism«, den materialistischen Flügel des modernen Szientismus (vgl. 333ff.) gerichtet – »gegen eine vorilige Naturalisierung der Erkenntnistheorie« (43). Es gelingt ihm aber nicht, durch »die skizzierte Ontoepistemologie« eine wirklich triftige »Kritik an der Idee, es sei eine Metaphysik der Erkenntnis möglich« (ebd.) zu leisten. Statt dessen verliert er sich in eine kantianisierende (vgl. 364ff.) Ideensphäre der »'dritten Welt objektiven Wissens'« (368), für welche die Menschen, wie in jeder Metaphysik, allein als zur Unterwerfung unter ihr höheres Wissen Aufzurufende in den Blick kommen: als »Individuen« mit dem »Telos, Wissen zu sein und Subjekte in Bewußtheit« (369). Erst die auch vom Autor selbst übersprungene Dimension der materiellen Praxis der Menschen als 'historischer Naturwesen', der 'Industrie', des 'Stoffwechselprozesses' zwischen der menschlichen Gattung und dem Geflecht ihrer ökologischen Lebensbedingungen – eine selbstkritische »Epistemologie«, die nach der Produktion von realem Wissen in materiellen Praktiken und Diskursen forscht, statt sie zu konstruieren – kann jene Präntentionen einer metaphysischen Begründung von Wissenschaft und Wissen durch ein solches 'höheres Wissen' wirklich widerlegen, statt sich ihnen im Wege einer bloß historisierenden Pluralisierung metaphysischer Denkweisen in Wahrheit anzudienen.

Entsprechend reduziert behandelt Sandkühler etwa die Marxsche Theorie allein unter dem Gesichtspunkt ihrer »epistemischen Antriebe« (204). Die ursprüngliche Einheit der »praktisch-kritischen Tätigkeit« wird übersprungen, das politische Engagement erscheint als Konsequenz-Effekt eines »wissenschaftlichen Weltbilds«, analog zu dem progressiver Naturforscher und Ärzte wie Roland Daniels oder auch Virchow (209ff.) und Tschernyschewski (215ff.). Die Bewegung des Neukantianismus in Richtung auf einen »unleugbare(n) Gewinn an kritischem Bewußtsein und Problemnähe« (222; vgl. 246ff.) wird so zum Ausgangspunkt einer insgesamt – gegenüber früheren extern kritischen Positionen – stark rehabilitierend angelegten Neulektüre vor allem der deutschen und angelsächsischen Wissenschaftsphilosophie seit Schopenhauer und Whewell, in deren Verlauf Sandkühler eine bemerkenswerte historische Relativierung der Arbeiten des späten Engels skizziert (235ff.). Neben der Absage an einen »Marxismus, der sich einen logisch nicht mehr kontrollierbaren Status als 'Weltanschauung' ... nicht zuletzt durch seine Ideologie-Kritik am logischen Empirismus eingehandelt hat« (306), lautet die Pointe – vorbereitet durch Inanspruchnahme von Neurath (303ff.), dessen interessiertes »Vergessenwerden« in den philosophischen Mainstreams der Nachkriegszeit in der Tat ein »Skandal« (306) ist, Geymonat (306f.) und Bachelard (307ff.) – im Klartext, daß Putnams »interner Realismus« (322ff.) durch einen Begriff von Rationalität (325) zu ergänzen ist, um die »Demission der weltbild- und orientierungsbegründenden Funktion von Erkenntnistheorie« (326), die der Autor bedauert, aufheben zu können.

Damit wird Sandkühler dann auch wieder praktisch: Wissen als die »Macht der Meisterung eines Lebens in Menschenwürde« ist in dieser Perspektive nur noch besser demokratisch zu verteilen, nicht etwa zu transformieren oder neu anzueignen: jeder Mensch muß »als Schöpfer menschlicher Wirklichkeit auf jenes Recht auf die Freiheit der Erkenntnis und die Demokratie des Wissens seinen Anspruch geltend

machen«. Platons autoritäre Utopie vom Glück als Tugend und von der Tugend als Wissen hat ihren modernen Erneuerer gefunden. Was Sandkühler früher als offizieller Marxist über die materiellen Bedingungen und Ursachen von Ungleichheit des Wissens und über ideologische Mächte im gesellschaftlichen Wissen immerhin gewußt hat, ist nun im theoretischen Nebel einer bloß allgemein postulierten »Würde des Menschen« verschwunden (391). Umgekehrt wird deutlich, wie sehr die »Erkenntnistheorie« jenes offiziellen Marxismus selbst ein feindlicher Zwilling eben jener Wissenschaftsphilosophie geblieben ist, in die sich der Autor hier derart nachhaltig eingereicht hat. Insofern ist ihm die philosophische Tugend der Konsequenz nicht abzusprechen.

Frieder O. Wolf (Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Göttert, Karl-Heinz: Einführung in die Rhetorik. Fink-Verlag, München 1991 (238 S., br., 24,80 DM)

Kopperschmidt, Josef (Hrsg.): Rhetorik. Band II: Wirkungsgeschichte der Rhetorik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1991 (464 S., Ln., 84,- DM)

Die Rhetorik, ehemals zentraler Bestandteil des klassischen Curriculums, ist, seit sie unter das idealistische und dann romantische Verdikt fiel, periodischen »Wiederentdeckungen« und »Rehabilitationen« aus den verschiedensten Perspektiven ausgesetzt gewesen. Die einen sehen in ihr primär die Argumentationstheorie, d.h. die methodische Disziplin stringenter, plausibler (öffentlicher) Rede in den Bereichen, in denen strikt logische Verfahren nicht anwendbar sind, die anderen das Paradigma der Hermeneutik, d.h. die jeweils interpretatorische, parteiliche Aktualisierung von gesellschaftlichem Vorwissen, wieder andere eine psychagogische Strategie zur beliebigen Herstellung der jeweils gewünschten Überzeugungseffekte durch Ausnutzung der rational unkontrollierten Affektpotentiale des Publikums. Angesichts dieser neu entzündeten Debatte um die Rhetorik ist die »Einführung« von Karl-Heinz Göttert um so hilfreicher, als sie von der Feststellung ausgeht, daß die rhetorische Doktrin im Sinne eines Regelkatalogs, der erfolgreiches, persuasives Reden oder Schreiben garantierte, schlicht nicht existiert (7, 15) und auch nicht existieren kann. Die Rhetorik, ihrerseits Rede, ist immer nur Reflexion über bereits stattfindende Rede und kann ihr niemals (vorsprachlich) vorausgehen. Es gibt keine Metasprache, in der sich jenseits von Sprache dieselbe anleiten ließe. Unter Berücksichtigung des Unschärfefaktors jeder Selbstreflexion beginnt das Buch mit einer übersichtlichen Erläuterung der rhetorischen Terminologie, vor allem der lateinischen Tradition. Hervorzuheben sind die klare Darstellung der Status-Lehre (19ff.) und der »narratio« (30ff.) sowie die Ausführungen zum Topos-Begriff (35). Alle diese Termini bleiben bis zu einem gewissen Grad verschwommen, weil die rhetorische Zentralkategorie des »apte dicere«, des situationsadäquaten Sprechens, theoretisch unfassbar bleiben muß (45, 61ff.). Einige Probleme ergeben sich bei der Klassifizierung der rhetorischen Figuren (44), wenn etwa das Asyndeton unter den Wortfiguren der »Hinzufügung« auftritt. Aber auch in diesem Kontext, der traditionell den weitaus größten Raum beansprucht und am ehesten dazu angetan ist, die Geduld des Lesers auf eine harte Probe zu stellen, zeichnet sich die Darstellung durch unpedantische Kürze aus.

Der zweite Teil des Buches ist der Geschichte der Rhetorik von der Sophistik bis zur *Rhétorique générale* der Gruppe um Dubois gewidmet. In diesem Abschnitt ist vor allem auf die Analyse der Verschriftlichung der Rhetorik, d.h. ihrer beginnenden Übertragung in eine Hermeneutik, durch Augustinus und generell durch die

frühe Patristik hinzuweisen (128ff.), die in anderen Abrissen der Rhetorik gern übergangen wird. Ebenfalls sehr hilfreich sind die Ausführungen zur *Rhétorique générale*, die sich ohne Hilfestellung dem Verständnis nur schwer erschließt (211).

Während Göttert seinen Rhetorikbegriff grundsätzlich offen hält und zur psychagogischen Rhetorik der Cicero-Tradition lediglich anmerkt, »Ciceros Rhetorik für die Lenkung der Massen . . . gedacht, ist auch die gefährlichste Rhetorik, die je formuliert wurde« (120), legt Josef Kopperschmidt den von ihm edierten Sammelband zur »Wirkungsgeschichte der Rhetorik« auf die Rhetorik als (neo-aristotelischer) »Verständigungstheorie« im Sinne von Habermas und Apel fest (11), obwohl gerade diese beiden Autoren der Rhetorik denkbar wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Versteht man die Rhetorik als »Plausibilisierung« von Meinungen »durch Vernunftgründe« (7), fällt Ciceros Strategie heraus, denn Cicero habe die »Rhetorik als Theorie verständigungsorientierter Rede« der »erfolgsorientierten Rede« geopfert (24). Abgesehen davon, daß diese Einteilung nicht erläutert, worin überhaupt der Unterschied zwischen den beiden Kategorien besteht, unterschlägt sie auch die psychagogischen Strategien der Affektmanipulation, die gerade im zweiten Buch der aristotelischen Rhetorik, die als Gegenmodell zum demagogischen Cicero erhalten muß, ausführlich und ohne moralische oder logische Skrupel entfaltet werden. Wie immer es schließlich um den theoretischen Status von Aristoteles' Rhetorik als eines »Gegenstücks« (*antístrophe*) zu seiner Logik bestellt sein mag, schwer bestreitbar ist, daß die Rhetorik Ciceros und Quintilians (vermittelt durch die Patristik und die Renaissance) das dominante Modell für ganz Europa geworden und geblieben ist. An dieser Feststellung droht eine normative Rekonstruktion der Rhetorik auf aristotelischer Grundlage vorbeizugehen. So wiederholt Kopperschmidt z.B. den historisch unhaltbaren Gemeinplatz, Rhetorik sei irgendwie mit demokratischen Verhältnissen verbunden (14). Während sich die Darstellung der patristischen Rhetorik bei James J. Murphy in den besten Händen befindet, ist wenig verständlich, warum das Kapitel über Giambattista Vico einem Interpreten wie Ernesto Grassi anvertraut worden ist. Die rhetorische »inventio«, so Grassi, »wurzelt in einer ursprünglichen Schau oder Erfindung« (122), in welcher sich »das Sein offenbart« (125). Zur Erhellung der Rhetorik als einer zunächst rein technischen Disziplin tragen solche heideggerisierenden Floskeln nichts bei. Die topische »Erfindung« hat nichts mit Seinsschau zu tun, sondern meint das Nachschlagen von Standardargumenten in Topoikatalogen.

Ein zweiter Abschnitt des Bandes versammelt einige Aufsätze zu den »bildungs- und sozialgeschichtlichen Aspekten« der Rhetorik. Hier ist vor allem auf die Studie von Lothar Bornscheuer über Schillers Rhetorik hinzuweisen. In Schillers Gegenüberstellung von zweckfreier Ästhetik und zweckgebundener Rhetorik entdeckt Bornscheuer wiederum nur eine »verinnerlichte Rhetorik« (253). Ästhetik ist mit anderen Worten die Anwendung der Rhetorik auf sich selbst, die Rhetorik der Selbstüberredung. Die Ästhetik hat also nur deshalb im Gegensatz zur Rhetorik keine partikularen Interessen zu vertreten, weil sie sich mit den jeweils herrschenden Interessen einverstanden erklärt. In einem dritten Abschnitt versammelt Kopperschmidt schließlich noch einmal die Bruchstücke für seine Rhetorik als einer »verständigungsorientierten Argumentationstheorie« (359ff.). – Insgesamt enthält der Band fast nur Aufsätze, die der Rhetorik eine »philosophische« Würde zu verleihen suchen, während die anti-philosophische Komponente deutlich zu kurz kommt. Die Chance, die außerordentlich fruchtbare französische (G. Genette, F. Ducros usw.) und angelsächsische Debatte (K. Burke, W. Booth, W. Ong, R. Lanham usw.) ein Stück weit in Deutschland einzuführen, die der Sammelband geboten hätte, ist nicht genutzt worden.

Manfred Hinz (Saarbrücken)

Billig, Michael: Ideology and Opinions. Studies in Rhetorical Psychology. Sage Publications, London 1991 (216 S., br., 11,95 £)

Der englische Sozialwissenschaftler Michael Billig ist davon überzeugt, daß Einsichten der antiken Rhetorik helfen können, heutige Probleme der Ideologie und Meinungsbildung zu erforschen. Seit mehreren Jahren ist es deshalb sein Bestreben, eine »rhetorical psychology« zu entwickeln. Billig wendet sich dagegen, wie in der kognitiven Psychologie, Denken mit Problemlösen gleichzusetzen, denn die Mehrzahl der Alltagsprobleme habe weder einen optimalen Lösungsweg noch seien die Probleme mit ihrer Lösung verschwunden. Auch das Modell der Regelbefolgung hält er für ungeeignet, das Denken zu erklären, denn Regeln existierten nicht einfach so, damit ihnen ohne nachzudenken gefolgt werden könne. Vielmehr würden Regeln auch geschaffen, interpretiert und in Frage gestellt, und in diesen Fällen komme Argumentation ins Spiel. Billig hält es deswegen für angemessener, Denken als Argumentieren aufzufassen. Wenn angenommen werde, die Überlegungen des Individuums entsprächen dem Modell der öffentlichen Argumentation, seien durch die Analyse des Argumentierens Aussagen über die Struktur des Denkens möglich.

Um die Bedeutung einer individuellen Äußerung zu verstehen, muß auch das gesellschaftliche Umfeld berücksichtigt werden. Ein Individuum, das einen Standpunkt vertritt, weist immer auch andere mögliche Standpunkte zurück. Es ist nicht möglich, eine individuelle Äußerung angemessen zu verstehen, wenn nicht das gesellschaftliche Meinungsspektrum berücksichtigt wird. Billig verdeutlicht das am Beispiel des englischen Karikaturisten James Gillray. Nur vor dem Hintergrund der französischen Revolution werde verständlich, wieso sich Gillray innerhalb kurzer Zeit vom scharfen Kritiker des englischen Königshauses zu dessen Verteidiger entwickelte. Anhand der Äußerung, »Ich habe keine Vorurteile, aber . . .«, zeigt Billig, daß der Sprecher einerseits die gesellschaftliche Norm akzeptiert, Vorurteile als irrational einzustufen, um dann im Schutz der Rationalität seine Vorurteile zu äußern. So bestätigt ein Schreiber mit rassistischen Ansichten gleichzeitig die Ansprüche der Aufklärung, während er sie in Frage stellt. Die Untersuchung der Young Conservatives zeigt, wie die Nachwuchsorganisation der Konservativen alles tut, bei ihren Treffen das Politische auszublenden und so die Ideologie des Unpolitischen fördert.

Billig bedient sich bei seinen Studien verschiedener Methoden, er hat auch nicht die Absicht, eine neue vorzustellen. Das Bindeglied seiner Studien ist deshalb nicht eine bestimmte Methode, sondern die Überzeugung, daß die Probleme von Rhetorik, Psychologie und Ideologie eng zusammenhängen. Damit ist gerade nicht gemeint, daß die Rhetorik nur als Mittel zur Verbreitung der Ideologie der Herrschenden dient. Das würde das Paradox der Ideologie ignorieren, nach dem die einfachen Leute einerseits als denkende Individuen gelten und andererseits als passive Opfer der Ideologie. Schon Marx und Gramsci hätten Respekt vor dem *common sense* der einfachen Leute gehabt und auf deren praktische Vernunft gesetzt. Allerdings greife der *common sense*, ohne es zu merken, auf Gedanken zurück, mit denen die vorhandenen Herrschaftsverhältnisse stabilisiert werden, denn die herrschenden Gedanken seien die Gedanken der herrschenden Klasse. Billig sieht bei der Ideologie wie bei der Sprache gleichzeitig Wiederholung und Autonomie im Spiel. Er setzt auf den *common sense*, denn die Ideologie enthalte im Keim auch die Grundlage der eigenen Kritik. »Auch wenn Sprecher lediglich *common sense* reproduzieren, bleibt die Ideologie davon nicht unberührt.« (22) Weil die Veränderung der Anwendung inhärent ist, hält es Billig für falsch, auf eine Avantgarde der Arbeiterklasse zu setzen. Beim Leninismus werde der Arbeiterklasse das autonome Denken genommen, denn die Gedanken sollten nichts anderes sein als das Echo der Stimme der Partei.

Mit Blick auf die zahlreichen Neuerscheinungen im angelsächsischen Raum, die Erkenntnisse der Rhetorik auf sozialwissenschaftliche Probleme anwenden wollen, spricht Billig von einem *rhetorical turn*. Sein Buch zeigt deutlich, daß mit dem *rhetorical turn* der Anspruch der Ideologiekritik nicht aufgegeben, vielmehr weitergeführt wird. Wenn Billig sich dafür ausspricht, Denken als Argumentieren aufzufassen, ist das eine Kritik sowohl an blinder Regelbefolgung (und somit an der heutigen Gesellschaft) als auch an der Vorstellung, es bedürfe einer Avantgarde der Arbeiterklasse, welche die Widersprüche des Alltags durch die geschlossene Weltanschauung der Partei ersetzt. Die Erfahrungen in den Ländern des real gescheiterten Sozialismus haben gezeigt, daß ein solches Gesellschaftsmodell keine Zukunft hat.

Klaus Roß (Duisburg)

Bohleber, Werner, und Jörg Drews (Hrsg.): »Gift, das du unbewußt eintrinkst ...« Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache. Aisthesis Verlag, Bielefeld 1991 (133 S., br., 19,80 DM)

Die Beiträge dieses Buches sind Ausarbeitungen von Vorträgen aus dem Breuninger-Kolleg »Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache«, das im Oktober 1983 (!) in Stuttgart stattgefunden hat. Ihre Fragestellung lautet: »... ob und wie der Nationalsozialismus die deutsche Sprache instrumentalisiert und degradiert hatte und welche fortdauernde, eventuell noch heute zu beobachtenden Deformationen die deutsche Sprache ... dabei erlitt« (11). Klaus Podak schlägt eine kritische Neuauflage von Hitlers *Mein Kampf* vor. Utz Maas kritisiert die Auffassung, daß die Sprache der NS-Propaganda bei der Beeinflussung der Bevölkerung die entscheidende Rolle gespielt hat. »Was geschehen ist, brauchte keine Sprache« (25). Dieter Ohlmeier hat in der Sprache von Patienten der Psychoanalyse Spuren nationalsozialistischer Sprache entdeckt. John S. Kafkas »Anmerkungen zur Emigrantensprache« sind ein Dokument persönlicher Erfahrung, das einen Einblick in Fremdheitsgefühle erlaubt, die – nach erlebter Emigration – im Gebrauch der Sprache Narben hinterlassen haben. Mechthilde Küttemeyer zeigt, wie die Psychosomatik vom Nationalsozialismus sprachlich beeinflußt und in ihrer Entwicklung gestört wurde. Klaus Bochmann sichtet die in der ehemaligen DDR erschienenen Veröffentlichungen zur »Kritik an der Sprache des Nationalsozialismus«. Klaus Vondung beschreibt die Ausformung der Apokalyptik, die während der Nazi-Herrschaft gebildet wurde, und zeigt die Tradition dieses Syndroms über die Zeit nach 1945 hinaus. Der Hinweis auf diese alte Tradition, Ereignisse in Krisenzeiten zu integrieren, ist vor allem im aktuellen Kontext wichtig. Wenn man bedenkt, wie die Angst vor EinwanderInnen auszufernen droht, in einer Zeit, in der auf einer Titelseite des *Spiegels* die BRD als Arche Noah erscheint, ist die Erinnerung an apokalyptische Symbolik und deren Ausdruck in der Sprache sicher hilfreich. Das Buch schließt mit Jörg Drews' Beitrag über »Das Tabu der Aggressivität und Kritik«. Hier gibt es eine interessante Verbindung zu Vondung. Bei der Vermeidung von Aggressivität in der Literatur waren apokalyptische Bilder offenbar eine Hilfe. Jörg Drews zeigt an einigen Beispielen auch die Ausnahmen: Schriftsteller, die sich dieser Tabuisierung entzogen.

Die Herausgeber weisen in der Einleitung auf die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Linguistik und Psychoanalyse hin. Sie sehen die »psychoanalytische Erforschung des Phänomens Nationalsozialismus ... noch in den Anfängen« (11) und halten die Sprache und ihre Symbole für einen möglichen Zugang auf dem Weg, gruppenspezifische Prozesse und psychische Erkrankungen einzelner zu verstehen.

Hermann Cölfen (Duisburg)

Cohen, Robert: *Peter Weiss in seiner Zeit. Leben und Werk*. Metzler Verlag, Stuttgart 1992 (336 S., Ln., 48,- DM)

Robert Cohen, dessen Arbeitsgebiet die antifaschistische Literatur ist, hat sich bereits ausgiebig mit Peter Weiss' Werk beschäftigt: 1989 erschienen von ihm *Versuche über Weiss'* »Ästhetik des Widerstands« und ein *Bio-Bibliographisches Handbuch* zu diesem Roman. Nun stellt er sich die schwierige Aufgabe, einen Gesamtüberblick zu geben, der Leben und Werk im historischen und gesellschaftlichen Kontext darstellt. Der Aufbau ist chronologisch, wobei Cohen alle Werkabschnitte fast gleich gewichtet. Als bekannte Leitlinie erscheint Peter Weiss' Entwicklung von der individuellen »Dachkammer- und Künstlerexistenz« (19) zum politisch engagierten Autor.

Einen Schwerpunkt bildet die These, Weiss' Werk sei »durchdrungen vom Wissen, daß dies 'eine Welt von Leibern' ist« (3). Dieses Bild hat zunächst eine negative Konnotation: Es ist mit Qualen und Leiden verbunden. Doch Peter Weiss gibt sich mit einer bloßen Darstellung der Leidenswelt nicht zufrieden. Deren Ursachen sind jeweils konkret zu lokalisieren als »Folge erkennbarer gesellschaftlicher und historischer Zustände« (25). Damit wird das eigentliche Anliegen sichtbar: Die Zustände können und sollen überwunden werden. Persönliche Leidenserfahrung bildete den Ausgangspunkt: Seine Außenseiterrolle als Ausländer – mit tschechischer Staatsbürgerschaft – nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland, daran anschließend die Jahre des Exils. Weiss ist zwar Schwede geworden, »Heimatgefühl kam dennoch nie auf« (18). So verwundert es nicht, daß »Fremdheit und Entfremdung, zunehmend verstanden auch als Folgen des Exils« (36), ein zentrales Thema werden.

»Von Insel zu Insel . . . wurde 1947 in der schwedischen Originalfassung unter dem Titel *Fran ö till ö* veröffentlicht.« (59) An dieser Stelle und zuvor, als Cohen von Peter Weiss' »Sprachverwirrung« (26) berichtet, fehlt die Auseinandersetzung mit einer wichtigen Entdeckung Jochen Vogts. Vogt führt aus, daß ein Sozialarbeiter behauptete, dieses Frühwerk ins Schwedische übersetzt zu haben (vgl. Vogt: *Peter Weiss*, Hamburg 1987, 49). Diese Aussage mußte unter dem Anspruch einer kritischen Weiss-Rezeption wenigstens überprüft werden.

Die Grenze zur beginnenden Politisierung zieht Cohen in den sechziger Jahren mit *Fluchtpunkt*. Die Schriften davor – einschließlich der Bilder und Filme – werden von Cohen durch Nähe zum Surrealismus (ab 1945) und vor allem zur Psychoanalyse gedeutet. So wird der »schwache Vater« von Weiss durch mächtige »Vaterfiguren« wie z.B. Hesse, Hodann und Barth ersetzt, die Literatur zum Therapeutikum umfunktionierte: »*Der Fremde, Der Turm, Das Duell* sind Texte einer Selbsttherapie mit den Mitteln der Kunst.« (73) Die Kategorie »Selbsttherapie« wird mit den autobiographischen Erzählungen *Fluchtpunkt* und *Abschied von den Eltern* durch »Selbstbefreiung« abgelöst. Kennzeichnend für die beiden Werke ist die Kombination »aus Fakt und Fiktion, aus Autobiographie und Roman« (89). In *Abschied von den Eltern* gelangt Weiss' formale Eigenheit des absatzlosen Schreibens auf ihren Höhepunkt: Der gesamte Text ist ein einziger Abschnitt. In der Hermetik des Schriftbildes erkennt Cohen Bezüge zur bildenden Kunst: »Weiss hat das Schreiben ohne Absätze auch von der Ästhetik des Malers her zu erhellen versucht.« (87) Weiss selbst sah die Malerei, den Film und die Literatur als verschiedene Ausdrucksformen der als Gesamtheit verstandenen »totalen Kunst« (vgl. Canaris: *Über Peter Weiss*, Frankfurt/Main 1976, 15). Cohen dagegen grenzt die Kunstformen stärker gegeneinander ab. Die Malerei war »eine abgeschlossene Periode seines Lebens, die er von sich abgetrennt hatte und die ihm nun fremd war.« (29)

Zu einseitig ist das negative Bild, das Cohen von der »Gruppe 47« entwirft, wenn er nur Peter Weiss' Entsetzen über die marktorientierten Interessenkonflikte in dieser

literarischen Gruppierung hervorhebt. Zur Vereindeutigung einer widersprüchlichen Konstellation neigt Cohen bei der Interpretation des berühmten Marat/Sade-Stückes: Daß Weiss nach der Rostocker Inszenierung der Position Marats den Vorzug gibt, wird zu einer »objektiven Tendenz« des Dramas deklariert (132). Mit der *Ermittlung* erwies sich Weiss als äußerst unbequem für den Westen. Selber der faschistischen Menschenvernichtung entronnen – zwei seiner Freunde wurden in Auschwitz ermordet –, sah Weiss es als seine Aufgabe an, gedenkend an die Toten, Erinnerungsarbeit zu leisten. Hinzu kam seine massive Kapitalismuskritik: »An den Konzentrationslagern verdienten die gleichen Industrien, die heute wieder obenauf sind.« (154) Cohen versucht die Bedeutung der *Ermittlung* noch einmal zu aktualisieren. »Dem Individuum blieb noch in den finstersten Situationen Raum für eigenes Handeln und für eigene Verantwortung. Das wird in der *Ermittlung* auf beklemmende Weise nicht nur am Verhalten der Täter, sondern auch an dem der Opfer einsichtig gemacht, denn ebensowenig wie jene sich gegen ihre Rolle als Täter, haben sich diese gegen ihre Rolle als Opfer gewehrt.« (161)

Weiss' wachsendes Engagement für die »Unterdrückten dieser Welt« (164) wendet sich vom rein »eurozentristischen Standpunkt« (165) ab und setzt sich mit den Verhältnissen in der »dritten Welt« auseinander. Da der Terminus »dritte Welt« »Klassendenken« (ebd.) ausdrücke, will Weiss ihn durch einen anderen ersetzt sehen. Sein provokativer Vorschlag, die »dritte Welt« in die »erste Welt« umzubenennen, »da in ihr die Kräfte der Veränderung und der Zukunft zu finden seien« (192), ist für Cohen nicht annehmbar. *Trotzki im Exil* ist dasjenige Stück, das zu einem tiefen Bruch mit den DDR-Kulturfunktionären führte. Die Kritik an der einseitigen sowjetischen Geschichtsschreibung ist Weiss nicht verziehen worden. Vorgeworfen wurde ihm außer der Vertretung »trotzkistischer Ideologie« (202) vor allem seine »Tatsachenphantasie«. – Weiss selbst hat, nach Abschluß der *Ästhetik des Widerstands*, sein Verfahren wie folgt zusammengefaßt: »Die Figuren sind historisch, wie auch alle Plätze und Geschehnisse authentisch sind – und alles wird doch frei behandelt . . . Und versucht habe ich, ihnen nichts anzudichten, was sie nicht hätten tun oder sagen können.« (209) Auch dieses dreibändige Hauptwerk weist auf Lücken der Geschichtsschreibung hin. Als »Gegen-Archiv« (240) werden Namen der Opfer beider Diktatoren – Hitler, Stalin – aufgeführt, um sie nicht dem Vergessen preiszugeben. Mit seiner Deutung von *Der neue Prozeß* liefert Cohen eine Neuinterpretation. Er sieht darin einen politischen Positionswechsel vom »sozialistischen« zum »antikapitalistischen Standpunkt« (281), der auch nach dem Ende des Ost/West-Konflikts seine Aktualität behält.

Insgesamt sind in Cohens Monographie nur wenige wirklich neue Forschungsergebnisse zu finden. Als Quelle der Erstinformation über Peter Weiss' Leben und Werk ist dieses Buch jedoch eine sinnvolle, da auch ausführlichere Alternative zu Jochen Vogts Monographie. Zudem bietet der Band mit einer Fülle bibliographischer Hinweise Anregung und Hilfe zur weiteren Beschäftigung mit Peter Weiss.

Birgit Kimpfler (Berlin)

Koch, Rainer u.a. (Hrsg.): Peter Weiss Jahrbuch. Bd. 1. Westdeutscher Verlag, Opladen 1992 (176 S., br., 32.– DM)

Das neu gegründete *Peter Weiss Jahrbuch* ist in der vorteilhaften Lage, an eine lebendige Auseinandersetzung um das Werk von Weiss anknüpfen zu können. Die gelungene Einteilung in ständige Rubriken gewährleistet einen ausgewogenen Zugriff auf zentrale Themenfelder. Der Höhepunkt des ersten Bandes findet sich in der Rubrik »Archiv«, wo regelmäßig unveröffentlichte Texte des Autors gebracht werden

sollen. Das abgedruckte Fragment aus dem Dante-Projekt der sechziger Jahre integriert Motive, die sich in der *Ästhetik des Widerstands* (ÄdW) wiederfinden sowie autobiographische und solche aus Dantes *Divina Commedia*: Den existentiellen Zusammenbruch und das Verstummen, die daraus hervorgehende radikale Infragestellung der eigenen Arbeit und das mühsam entwickelte Verfahren, sich der Erinnerung auszusetzen, um nach einer neuen Sprache zu tasten. Im vorliegenden Prosafragment vollzieht Weiss die Anstrengung, an den Ort des Traumas eines Todes »durch Ersticken im Rauch« (16) zurückzukehren, eines Hinabsteigens in die tiefsten Höllenkreise, in die Archive der Erinnerung, um die »Anstrengung des Erkennens« (18) gegen das Verstummen aufzubieten.

Aus den abgedruckten »Analysen« ist A. Honolds Beitrag über das Geschichtsverständnis bei Benjamin und Weiss hervorzuheben. Honold rekonstruiert die den Texten beider Autoren zugrundeliegenden geschichtsphilosophischen Implikationen systematisch: »Weiss' Projekt literarischer Erinnerungs- und Deutungsarbeit teilt mit Benjamins geschichtstheoretischen Entwürfen die Problematik, eine noch ungeschriebene Geschichte derer lesbar zu machen, die in ihren Niederlagen doppelt verloren haben, neben dem 'Einsatz' in historischen Kämpfen auch den 'Akt der Entscheidung über denselben' (Benjamin).« (59) Die sich daraus ergebende Aufmerksamkeit auf das nur bruchstückhaft Überlieferte thematisiert Benjamin mit dem Begriff der Allegorie. Alles geschichtlich Unterlegene ist aus dem Erzählkontinuum der Herrschaftsgeschichte herausgerissen, es präsentiert sich dem Zeitgenossen als ein Fragment, auf das er einerseits trifft und das er andererseits aus seiner eigenen Perspektive her deutet. Diese Aktualisierung modifiziert das überlieferte Bruchstück selbst, so daß die Geschichtsschreibung zur Konstruktion »wird, die der gedoppelten Dialektik von uns betreffendem Gehalt und in uns wirkender Interessenlage unterworfen ist. Gemeinsam sei Weiss und Benjamin »nicht nur die 'Erfahrung der Niederlage', sondern auch das Ringen um eine Deutung, die aus dem historischen Scheitern einen 'Hoffnungs-Impuls' schlägt.« (67) Honold zeigt an den Themen des Allegorischen, des Melancholischen, des Anästhetischen und der Montage, wie diese »Parteinahme für die Opfer« (68) in Weiss' ästhetisches Verfahren Eingang findet. – M. Rector und M. Hofmann befassen sich mit dem Verhältnis von Bild und Schrift. Rector entwirft eine »Periodisierung der künstlerischen Entwicklung von Peter Weiss« (26) in einem Vier-Phasen-Modell. Nach dem Verwerfen der Bilder in der Laokoon-Rede würden sie im Widerstandsroman »politisch rehabilitiert« (40). Hofmann dagegen beharrt auf der Gültigkeit des in der Rede Gesagten noch für den späten Roman (vgl. 42) und macht geltend, daß schon in der Rede das »Verhältnis von Bildern und Worten ... in der Bewegung des Textes selbst ... exemplarisch vorgeführt« (46) werde. Schon die Preisrede, nicht erst der Widerstandsroman, liefere »das Modell einer Verbindung und gegenseitigen Ergänzung von Bildern und Worten« (46f.), »das für das gesamte Werk von Peter Weiss grundlegende Bedeutung hat« (48). – A. Beise und I. Breuer stellen in einer philologisch orientierten Studie die These auf, daß die Umarbeitungsschritte des *Marat/Sade* zwischen 1963 und 1965 »das Drama [nicht] in eine Richtung weiterentwickeln« (109), wovon die Forschung bisher ausgegangen war. Weiss' Veränderungen konturierten lediglich die Antithetik Marat-Sade stärker, verbesserten die Bühnenanweisungen und veränderten den Epilog des Stückes. – J. Pischel beschreibt, warum für DDR-Leser die *ÄdW* große Bedeutsamkeit als »eines der wichtigsten Angebote einer wenigstens halb-öffentlichen Verständigung über die wirkliche Geschichte der sozialistischen Bewegung« (132) erlangen konnte und geht dabei von dem in ihr durchgehaltenen »Ringen um die Autonomie des Individuums« (142) aus.

In der Rubrik »Kritik« bewerten R. Koch und M. Rector mit sicherem Urteil sämtliche zu Weiss erschienenen Sammelbände sowie einige neuere Monographien zur *AdW*. Daß Bommerts wenig innovatives Buch über Weiss und den Surrealismus, dessen Schwächen S. Kienberger mühelos offenlegt, eigens hervorgehoben wird, ist wohl der Tatsache geschuldet, daß es im selben Verlag wie das Jahrbuch erscheint. Auch das zweite hervorgehobene Werk (von A. Söllner) wurde dort verlegt. Damit ist eine Gefahr bezeichnet, der das Jahrbuch nicht nachgeben sollte. Auch Geisteswissenschaftler betreiben allzuoft Ideenpolitik, indem sie Debatten und Foren für die Gruppe monopolisieren, der sie selbst angehören. Schön wäre es, wenn im neuen Jahrbuch eine Pluralität der Forschungsmeinungen ähnlich jener hergestellt werden könnte, welche die vielstimmige Debatte innerhalb der Opposition in der *AdW* auszeichnet.

Sven Kramer (Hamburg)

Erbel, Kunibert: Sprachlose Körper und körperlose Sprache. Studien zu »innerer« und »äußerer« Natur in *Die Ästhetik des Widerstands* von Peter Weiss. W.J. Röhrig Verlag, St. Ingbert 1991 (197 S., br., 30,- DM)

Müller, Jost: Literatur und Politik bei Peter Weiss. Die Ästhetik des Widerstands und die Krise des Marxismus. Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden 1991 (281 S., br., 54,- DM)

In einer Sammelbesprechung von neueren Monographien zur *Ästhetik des Widerstands* hat Martin Rector im *Peter-Weiss-Jahrbuch 1* darauf hingewiesen, daß Peter Weiss jetzt »offenbar endgültig von der Literaturwissenschaft eingeholt worden« sei. Beide hier anzuzeigenden Bücher waren ursprünglich Dissertationen, wie man zu Beginn der Lektüren zu spüren bekommt. Erbel setzt mit einer summarischen Auflistung der Sekundärliteratur ein, liefert dann allzu knappe Bemerkungen zur Psychologie bei Peter Weiss, schließlich eine theoretische Fundierung der Arbeit; Müller beginnt mit einer ausgreifenden historischen Aufarbeitung, schiebt später einen theoretischen Exkurs nach. Zur eigenständigen Auseinandersetzung mit dem Werk von Peter Weiss und damit den ertragreichsten Passagen stößt man so verzögert vor.

Dabei ist der gewählte Blick aufs Werk sehr unterschiedlich. Erbel stützt sich auf die Interaktions- und Sprachtheorie von Alfred Lorenzer; Jost Müller in trotziger Ungleichzeitigkeit auf die materialistische Theorie der literarischen Produktion von Etienne Balibar, Pierre Macherey und Michel Pécheux, die in Deutschland Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre eine kurze Blüte hatte. Beide Ansätze erbringen neue Resultate, indem sie sich auf neue Themenbereiche und Fragestellungen konzentrieren. Die theoretische Basis gibt aber nur ein eher allgemeines Instrumentarium vor; glücklicherweise, muß man sagen, denn immer dort, wo vor allem Müller dieses Instrumentarium forciert, wirkt er am wenigsten überzeugend. Müller zielt zentral auf das Verhältnis von Literatur und Politik und stellt dabei die *Ästhetik des Widerstands* als Projekt in die Geschichte der Krisen des Marxismus. Die Einleitung und das erste Kapitel, welche diese Geschichte rekonstruieren, geben für Weiss freilich bloß die These vor: daß er sich im eurokommunistischen Projekt der Kulturalisierung des Marxismus verankert habe. Erst im zweiten Kapitel, in dem Weiss als »kosmopolitischer Intellektueller« (63) gefaßt wird, kommen wir zur Materialanalyse. Plausibel arbeitet Müller die Politisierungsstrategien vor allem der sechziger Jahre heraus. Der an dieser Stelle etwas unvermittelt eingeschobene Exkurs zur Produktionsästhetik gibt zwei Hauptstränge der weiteren Untersuchung vor: Im Kapitel 3 soll das »ideologische Projekt« von Peter Weiss untersucht werden; in den Kapiteln 4 bis 6 geht es dann um »die Übergänge und Diskontinuitäten des

Textes, die als Effekte der ineinander verschobenen ästhetisch-literarischen und politischen Ideologien auftreten«, und zwar beispielhaft untersucht am »Roman-konzept« selbst (Kap. 4), an der »Versöhnung von Realismus und Surrealismus« (Kap. 5) sowie an den »Ambivalenzen von Ästhetisierung und Kulturrevolution« (Kap. 6). Müllers Haltung ist dabei eine kritische, er will Weiss quasi von links Brüche, Schwächen nachweisen. Er zeigt, wie zuweilen Gegensätze gewaltsam versöhnt werden, macht auf Unklarheiten, Defizite aufmerksam. Besonders eindrücklich die Analyse von Weiss' Geschichtsphilosophie, die Müller in zwei Formen am Werk sieht: als Konzept des »ewigen Klassenkampfes«, welches Geschichte zuweilen überhistorisch reduziert auf eine »Geschichte des Mordens«, zum anderen als spiralförmiger Fortschritt. Beides kritisiert Müller als Befangenheit in »historizistischem Evolutionismus« (258) und setzt dagegen sowohl das Benjaminsche Konzept des Bruchs mit der Geschichte als auch die Betonung des »konkreten, wirklichen Klassenkampfes«. Letzterer bleibt allerdings bei Müller mindestens so formelhaft, wie er es Weiss vorwirft.

Bei allem Scharfsinn im Detail stellt sich bei Müller das grundsätzliche Problem, daß er seinem theoretischen Ansatz zu viel und zugleich zu wenig zutraut. Einerseits wird aufgeplustert, was auch sonst zu haben wäre. »Kennzeichnet das ideologische Projekt den Standpunkt des Produzenten in der literarischen Produktion, indem es die politischen, ästhetischen, moralischen und sonstigen Vorstellungen des Schreibenden vereinheitlicht und zentriert, so ist andererseits die 'wirkliche Komplexität' (Macherey) des Textes in einer sekundären Bearbeitung, der besonderen Figuration von einzelnen Themen, produziert.« (159) Man könnte auch einfach sagen: Das Kunstwerk ist komplexer als das Projekt des Autors. Andererseits bricht Müller in der Umsetzung dieses Ansatzes zu früh ab: Das »ideologische Projekt« ist wenig mehr als die aus den expliziten Aussagen rekonstruierte theoretische Absicht des Autors, nicht aber die ideologiegeschichtliche Rekonstruktion des Romanprojekts aus seinen Voraussetzungen. Auch sonst fällt Müller öfter hinter seinen eigenen Anspruch zurück. Besonders problematisch ist der von ihm verwendete Begriff der Ästhetisierung, mit dem er Weiss eine Entpolitisierung vorwirft. In der vergleichenden Auseinandersetzung mit Ernst Jünger ausführlich und genau angewandt, wird Ästhetisierung in der Kritik an Weiss zum umgangssprachlichen Verständnis von Emotionalisierung. Der Gebrauch einer Wendung wie »plätscherndes Blut« reicht da schon für ein Ästhetisierungsverdikt. Für die Darstellung der Hinrichtungen in Plötzensee scheint Müller alles, was den nüchternen Begriff überschreitet, verboten, konstruiert er als Vorbild eine »Lakonik« (239), die allein das Maschinenhafte der nazistischen Morde einzufangen vermöge.

In der abschließenden Auseinandersetzung mit dem Kulturkonzept behauptet Müller, daß Weiss »die kulturellen Apparate, Institutionen und Organisationsformen der herrschenden Kultur« ignoriere (258). Das ist Müller möglich, weil er vor allem die essayistischen Passagen des Romans analysiert, nicht die Formen praktischer Umsetzung, etwa die nachholende Bildung der jungen Arbeiter gegen die Apparate der bürgerlichen Bildung oder die Aufarbeitung von Géricaults Kampf mit den bürgerlichen Kunst-Institutionen. Müller meint richtigerweise, daß die *Ästhetik des Widerstands* nicht in einem Begriff wie Essayroman aufgeht; leider behandelt er ihn aber weitgehend als einen solchen. Deshalb ist auch das Fazit, daß Weiss eine neue Kulturkonzeption verfehle und letztlich die Spaltung von Kultur und Politik fortschreibe, bloß als Provokation tauglich, nicht als Resultat.

Erbels Interesse ist eingeschränkter, aber seine genauere Lektüre liefert ein paar hilfreiche Korrekturen zu Müllers einseitiger Betonung des explizit-essayistischen

Gehalts des Werks. Erbel zeigt, wie sich im ganzen Roman vielschichtige Kommunikationsverhältnisse, vor allem auch vorsprachlicher Art, aufbauen. »Wenn in Dialogen und Diskussionen verschiedene Meinungen neben- und gegeneinander gestellt werden, geschieht dies nicht zu dem Zweck, Richtiges und Falsches herauszustellen, sondern um Räume zu markieren, die über das Bewußtsein der Figuren hinausgehen.« (26) Erbel rekonstruiert das Beharren auf dem »Eigenen«, »Spürbarkeit, Offenheit und Unruhe« als »Wertmaßstab« (45) gegen die entfremdeten Arbeits- und Lebensbedingungen. In der Folge wird der Zwiespalt von Körper und Sprache anhand verschiedener Figuren verfolgt, damit auch eine besondere Form der Individualisierung und Psychologisierung für den Roman reklamiert. Eindringlich gelingt die Analyse der Mutterfigur des Ich-Erzählers, ohne sie aber zu stark zu stilisieren. Vielmehr zeigt Erbel, wie Mutter und Vater des Ich-Erzählers beide einseitig bleiben: sprachloser Körper die eine und körperlose Sprache der andere. Dazwischen vollzieht die Ich-Figur eine Entwicklung, die einen neuen Umgang mit Sprache und Vorsprachlichem anbietet. »Die Figuren werden in dem Dilemma gezeigt, daß ihre Existenz von der politischen Arbeit abhängt, und zu gleicher Zeit die Institution der Partei den Zugang zum Selbst verstellt. Der Erzähler löst dieses Dilemma nicht, auch am Ende des Romans stehen sich die beiden Bereiche mit ihren eigenen Bewegungen und Gesetzmäßigkeiten gegenüber. Dagegen ist es dem Erzähler gelungen, in der Sprache, im Roman über die Grenzen der verschiedenen Bereiche hinwegzublicken und dies darzustellen.« (190) Der Weg hin zum Schriftsteller wird so plausibel, ohne hypostasierte Lösung zu sein.

Stefan Howald (London)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Luca, Renate: Zwischen Ohnmacht und Gewalt. Unterschiede im Erleben medialer Gewalt von Mädchen und Jungen. Campus-Verlag, Frankfurt/M., New York 1993 (220 S., Ln., 38,- DM)

Um die Frage, wie Gewalt via Fernsehkiste auf Jugendliche wirkt, respektive was sie bei Jugendlichen bewirkt, rankt sich mittlerweile eine Fülle von Studien aus dem Bereich der Jugendforschung. Diese, sagt Luca, ist aber »immer noch vornehmlich Jungenforschung« (9) und begibt sich demnach auf die Suche nach einer geschlechterbezogenen Wahrnehmungsdifferenz, genauer: nach spezifischen Erlebnis- und Verarbeitungsweisen medial vermittelter Gewalt von 47 männlichen und weiblichen Hamburger Jugendlichen. Die Studie, als Handlungsforschung konzipiert, basiert methodisch auf einer Vernetzung mehrerer Forschungszugänge (Wirkungsforschung, Nutzen-Ansatz, Gestaltpsychologie, Medienpädagogik, pädagogisch-psychologischen Ansatz- und Gestaltpädagogik, 32-36), in deren Zentrum die Betrachtung der subjektiven und je individuellen Wahrnehmungsformen der einzelnen Befragten steht; den theoretischen Hintergrund liefern Baackes (1988) »sozialökologischer« und Küblers (1982) »biographischer« Ansatz, nach denen Medienerlebnisse im Kontext der je spezifischen Lebenswelt der Jugendlichen zu betrachten sind (17). Die erste Differenz zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen liefert bereits eine Betrachtung der Fernseh-, vor allem aber Videogewohnheiten, bei denen männliche Jugendliche deutlich vor ihren weiblichen Altersgenossinnen liegen (15f.). Ein weiterer Unterschied ist die Kenntnis von Horror- beziehungsweise Pornovideos: Fast der Hälfte der Mädchen sind sie unbekannt, demgegenüber kennt nur ein Fünftel der gleichaltrigen Buben sie nicht (17). Anhand von zwei Filmen, *Das Grauen kommt um 10* und *Blutiger Sommer – Das Camp des Grauens*, betreibt Luca ihre

Subjektforschung. Beim ersten Film ist es die Methode des »Lauten Denkens« und des »Nachträglich Lauten Denkens«, in der die SeherInnen ihre Eindrücke, vor allem aber Gefühle schildern (56f.), beim zweiten die mediengestaltungspädagogische Arbeit mit den Jugendlichen, bei der sie dazu aufgefordert werden, Bilder zu erinnerten Filmszenen zu malen und diese in Gesprächen zu erläutern. Tiefeninterviews (»Weibliche Medienbiographien«) runden die Arbeit ab und stellen Verknüpfungen der Medienbiographien der einzelnen Mädchen mit deren subjektiv geschilderten Wahrnehmung der gezeigten Horrorfilme her (100f.). Die Ergebnisse verdeutlichen – im Rahmen einer vorsichtigen Annäherung – folgendes: Jugendliche am Weg zu ihrer Frau- und Mannwerdung erleben mediale Bilder von Gewalt völlig unterschiedlich. Vor dem Hintergrund realer Angsterlebnisse aktivieren mediale Gewaltdarstellungen Angstphantasien von weiblichen Jugendlichen ungleich mehr als von männlichen. Wenngleich keine Unterschiede in der Form des Erschreckens und der Verunsicherung auftreten, so haben Buben viel bessere Möglichkeiten, »ihre Verunsicherung in männliche Überlegenheit zu wenden« (214). Bei Mädchen, jungen Frauen, wird das Bewusstsein der gesellschaftlich realen Frauensituation von Machtlosigkeit psychisch verstärkt und Kompensierung anstelle einer Befreiung aus der realen Abhängigkeit gefördert. Während bei männlichen Jugendlichen Allmachtsphantasien auftreten, resultieren bei weiblichen Ohnmachtsphantasien aus der Horrorrezeption (215). Als Kernthese der Geschlechterdifferenz in Wahrnehmung und Verarbeitung medial vermittelter Gewaltdarstellungen formuliert Luca: »den Jungen fehlt die Empathie und den Mädchen die Distanz angesichts medialer Gewalt«. Für Mädchen könne das aber nicht bedeuten, den »männlichen (Horrorfilm-) Blick« zu übernehmen, sondern müsse vielmehr zu Überlegungen in der medienpädagogischen Arbeit führen, die aufgezeigten »emotionalen Verarbeitungsmechanismen mit den Jugendlichen selbst aufzudecken und sie jeweils auf ihre Lebenssituation zu beziehen«. Eine Forderung, die Jugendarbeit als Jungenarbeit nicht leisten könne (216).

Lucas Arbeit, methodisch gefeilt und vielfältig ausgearbeitet, bietet endlich neue Anknüpfungspunkte für Frauenmedienforschung. Allerdings hat sie mehrere Schwachstellen: Zum einen fehlen Überlegungen zur Begrifflichkeit von Gewalt. Weder wird erläutert, was als medial vermittelte Gewalt gefaßt wird (physische, psychische, strukturelle), noch, welche Begrifflichkeit und welches Verständnis Jugendliche von dieser haben. Auch zur Frage nach geschlechterdifferierender Wahrnehmung von Gewalt an und für sich sind nur Andeutungen nachzulesen. Zum anderen ist sich Luca häufig »sicher«, obgleich sie nur Vermutungen anstellt, für die sie dann keine Belege anführt: »Die ältere Tracy fordert nur drei Mädchen zur Identifikation heraus. Das liegt 'sicher' an ihrer unsympathischen Ausstrahlung ... « (59) oder: »Die Jugendlichen nehmen die Diskrepanz von Stimme und Aussehen wahr ... Hierbei kommt 'sicher' die perfekte Machart des Films zum Tragen.« Luca setzt also mancherorts jenen subjektiven Wahrnehmungen, um die es – als je eigene der Jugendlichen – gehen soll, ihre eigenen (wiederum subjektiven) hinzu. Auch kann sich die Methode insgesamt nicht eines Problems erwehren: Sämtliche Aussagen, wie die gemalten Bilder auch, werden nach den Erläuterungen der Jugendlichen einer Interpretation unterzogen – die Ergebnisse spiegeln insofern keine von subjektiven RezipientInnen auf Basis ihrer Erfahrungen erarbeitete Theorie, sondern, was Luca abschließend interpretiert. Damit rücken die Subjekte selbst ein ordentliches Stück weit in den Hintergrund. So wie in den meisten Methoden der traditionellen Medienforschung eben auch.

Larissa Krainer (Klagenfurt)

Röser, Jutta: Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Zusammenhang. Westdeutscher Verlag, Opladen 1992 (347 S., br., 58,- DM)

Knochenarbeit nenne ich, was Jutta Röser geleistet hat, weil ihr Buch methodisch höchst aufwendig, solide und präzise gearbeitet ist, Knochenarbeit aber auch, weil eine anatomische Perspektive den Blick für Gesamtzusammenhänge mitunter zu verstellen droht. Röser's Forschungsgegenstand sind Frauenzeitschriften, deren Inhaltsverzeichnisse ihr Analyse-Skelett. Sie teilt Frauenzeitschriften in oberschicht-, mittelschicht- und unterschichtorientierte ein (Sozialstatus und Schulbildung; 89), *Cosmopolitan* und *Elle* gehören demnach zu jenen Produkten, die sich an die Oberschicht/Obere Mittelschicht richten, *Brigitte* zu denen für die Mittelschicht, und *Tina* repräsentiert in der Analyse die Unterschichtzeitungen. Anhand dieser vier Beispiele geht Röser ihrer Fragestellung, »ob und auf welche Weise Frauenzeitschriften gesellschaftliche Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang und in den Auffassungen von Frauenrolle in ihr Inhaltsangebot und Frauenleitbild integrieren«, nach (15). Nach einem breiten Exkurs (mehr als 50 Seiten) zu »Veränderungsprozessen im weiblichen Lebenszusammenhang in den siebziger und achtziger Jahren« (»Schule und Ausbildung«, »Berufstätigkeit«, »Private Lebenssituation«, »Politische Entwicklung«) ist eines unmißverständlich klar: Die »weiblichen Handlungsspielräume« haben sich erweitert, Frauen lernen mehr, und ihnen stehen »inzwischen mehr – vorher Männern vorbehalten – Ausbildungslehrgänge und Berufe offen« (71f.). Umgekehrt ortet Röser allerdings auch »Hindernisse und neue Konflikte« wie berufliche Diskriminierung oder Diskrepanzerfahrungen zwischen ebensolchen Barrieren und neuen Erziehungsformen, in denen Mädchen »Ansprüche an ihre berufliche Zukunft« zu stellen beginnen. Ausgestattet mit so wenig überraschenden Erkenntnissen, begibt sich die Autorin auf die Suche nach den veränderten Frauenleitbildern in Frauenzeitschriften bzw. deren möglicher Korrelation mit den Veränderungen aus Siebziger- und Achtzigermovement.

Genau an dieser Stelle beginnt die Knochenarbeit, oder anders: beginnt, was eigentlich von Interesse ist: die Analyse der auflagenstarken Hochglanzprodukte aus der »Abteilung Frauenzeitschriften« in Deutschlands Buchläden. Um der zweigeteilten Fragestellung nachzukommen (Veränderung sowie Bestand von Themen, Konzepten und Leitbildern), analysiert Röser auch entsprechend zweigeteilt: einerseits in Form einer Langzeitstudie »*Brigitte* 1979 bis 1989« und andererseits in einem vergleichenden Querschnitt durch die Schichtprodukte *Cosmopolitan*, *Elle*, *Brigitte* und *Tina* (93ff.). Jeweils 26 *Brigitte*-Hefte aus 1970, 1975, 1981 und 1988/89 sind Analysegegenstand, wenn es um die Frage geht, »ob sich in Frauenzeitschriften Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang und in den Auffassungen von der Frauenrolle, wie sie sich in den siebziger und achtziger Jahren vollzogen haben, spiegeln« (107). Das Ergebnis liest sich verkürzt folgendermaßen: »*Brigitte* hat ihr Themenspektrum und ihr Frauenleitbild zwischen 1970 und 1989 in allen drei Themenbereichen deutlich verändert« (210); oder etwas differenzierter formuliert: Ehe und Mutterschaft haben nach 1970 ihre führende Position an partnerInnenschaftliches (Ehe-)Leben abgetreten, Politik langsam die *Brigitte*-Seiten erobert, Abtreibungs- und Scheidungsdebatte sich nach und nach in einen emanzipatorischen Kontext gestellt, und ab 1981 haben die »'neuen Frauen' das Licht der *Brigitte*-Welt erblickt« (212). Resultat daraus ist allerdings kein neues und homogenes *Brigitte*-Frauenleitbild, sondern ein Nebeneinander all jener, für die sich *Brigitte*-Leserinnen interessieren. Erst 1988/89 erfolgt der Einbruch, ersetzt »Psychologisches«, was Röser unter »Privates« gefaßt hatte, rutscht Politik in die allgemeingültige Ecke der

Ökologie und bleibt einzig im Bereich »Beruf« Platz für frauenspezifische Betrachtungsweisen (212ff.). Im Rahmen der vergleichenden Untersuchung der genannten vier Zeitschriften sucht Röser nach möglichen Differenzen, die aus der Schichtorientierung von Zeitschriften in deren Frauenleitbildern resultieren sollen (218) und stellt solche auch fest, wobei von einer adäquaten Widerspiegelung gesellschaftlicher Verhältnisse nicht die Rede sein kann (303). *Cosmopolitan* liefert als einzige Zeitung einen Gegenentwurf zur traditionellen Frauenrolle, in dem Frauen »nichts ferner liegt als Familienorientiertheit, Passivität oder gar Abhängigkeit« (293f.). *Elle*, ebenfalls für Frauen der Oberschicht geschrieben, steht vorrangig im Dienste, diese zu unterhalten, und bietet, wie *Cosmopolitan* auch, den Leserinnen ein allgemeingültiges »Frauen-Merkmalprofil« an (295). *Tina* hingegen stellt die Ehefrau und Mutter samt deren Lebenszusammenhang ins Zentrum ihrer Betrachtung und in den Mittelpunkt ihrer Lebensberatung (296), die »Brigitte-Frau« schließlich – analysiert Röser – ist ein Mittelding zwischen *Cosmopolitan* und *Tina*, ihr Frauenleitbild bleibt dementsprechend auch verschwommen (297).

Insgesamt wird in allen Frauenzeitschriften erstens eine »Egalität von Frauen« propagiert, die Differenzierungen unter ihnen verdeckt und insofern in Widerspruch zur Leserinnenschaft zu stehen scheint, zweitens werden vornehmlich konsensfähige Themen aufgegriffen, und drittens wird ein Prinzip der »positiven Perspektive« verfolgt, nach der kein Problem unlösbar erscheint. Was nicht solcherart thematisiert werden kann, bleibt zumeist ausgespart. Röser kann nach ihrer Analyse widerlegen, was andere vermutet hatten: daß Frauenzeitschriften sich untereinander gleichen (Duske 1985) oder daß sie starr und unverändert an traditionellen Frauenleitbildern festhalten (Bernard/Schlaffer 1985). Wenngleich die geleistete »Knochenarbeit« nicht überraschen kann, so liefert sie doch detailliert Aufschluß über Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Prozessen und Zeitschrifteninhalten. Am Ende von Röser's Analyse stehen allerdings Vermutungen, die sie aus ihrem Arbeitskontext nicht beantworten kann. So scheint *Brigitte* 1981 einen Wandel versucht zu haben, um die Millionenleserinnenschaft weiterhin ansprechen zu können, *Tina* hingegen scheint ihre Leserinnenschaft mit der Repräsentanz der Ehe- und Familienfrau haarscharf anzusprechen. Unbeantwortet bleibt auch die Frage nach einer möglichen Rückkopplung, also inwiefern die genannten Kommerzzeitschriften Frauenleitbilder prägen, inwiefern sie nicht nur auf gesellschaftliche Umbrüche reagieren, sondern solche beeinflussen, hemmen oder forcieren. Die Rezipientinnenseite tritt nur dort auf, wo es um eine Gliederung der Zeitschriften geht – was die Frauen der Ober-, Mittel- und Unterschicht mit diesen Zeitungen tatsächlich anfangen, oder radikaler formuliert: warum sie sich überhaupt solche Zeitungen kaufen und damit deren Marktssystem stützen, ist für Röser nicht einmal fragenswert.

Larissa Krainer (Klagenfurt)

The Sexual Subject. A Screen Reader in Sexuality. Routledge, London, New York 1992 (320 S., Ln., 55,- \$; br., 16,95 \$)

Pribram, E. Deidre (Hrsg.): Female Spectators. Looking at Film and Television. Verso, London, New York 2. Aufl. 1990 (224 S., Ln., 39,95 \$; br., 14,95 \$)

Brown, Mary Ellen (Hrsg.): Television and Women's Culture. The Politics of the Popular. Sage, London, Newbury Park, New Delhi 1990 (256 S., Ln., 44,- \$; br., 22,50 \$)

Die feministische Auseinandersetzung mit der Thematik Frauen und Medien hat ihre Wurzeln in der Frauenbewegung. Schon früh konzentrierte sich das Interesse auf den Film, da ihm im Vergleich zu anderen Medien weit mehr Einflußmöglichkeiten

zugeschrieben wurden. In den Anfängen, in den frühen siebziger Jahren, wurden insbesondere die stereotypen Frauenbilder in den Filmen kritisiert und »realistischere« Darstellungen von Frauen gefordert. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß diese Forderung zu kurz greift, geht es doch vor allem darum, mehr darüber zu wissen, wie Filme überhaupt funktionieren, um so über Fragen von Identifikation, Phantasie und Vergnügen in der Filmrezeption auch ideologische Wirkungen verstehen zu können. Dazu wurden von feministischen Filmtheoretikerinnen insbesondere psychoanalytische Theorien herangezogen, da sie vom Geschlecht als primärer Ursache der Subjektformation ausgehen. Doch gerade in den letzten Jahren wurde an den psychoanalytischen Ansätzen, die in ihrer Textorientiertheit von den in den Medieninhalten eingeschriebenen Subjektpositionen auf die konkrete Rezeption schließen, starke Kritik geübt. Der Hauptkritikpunkt richtet sich darauf, daß die RezipientInnen nicht als Subjekte gesehen werden, die historisch und sozial konstruiert sind und unterschiedliche Reaktionen auf Medien zeigen können. Diesen Aspekten kommt innerhalb einer kulturtheoretischen Zugangsweise, die stärker soziologisch orientiert ist und die sich schwerpunktmäßig auch mit einem anderen Medium – dem Fernsehen – beschäftigt, zentrale Bedeutung zu. Eine der aktuellen Herausforderungen für die feministische Theorieentwicklung besteht in der Frage, wieweit sich diese beiden Zugänge miteinander verbinden lassen.

Damit ist kurz der Kontext für die drei hier besprochenen Bücher, die sich aus unterschiedlicher Perspektive mit verschiedenen Aspekten des weiblichen Publikums befassen, angerissen. Insgesamt zählt diese Thematik nicht zum Mainstream der Kommunikations- und Medienforschung, zumindest nicht im deutschen Sprachraum. Im angelsächsischen Bereich dürfte die Situation anders sein. So spricht Lana Rakow (zit. in Margaret Gallagher in *Communication Research Trends*, 1992, Vol.12, No.1, 2) von einem feministischen Wendepunkt in der Kommunikationswissenschaft, der in der Mitte der achtziger Jahre dazu führte, daß es nun unmöglich ist, feministische Ansätze in diesem Feld zu ignorieren. Ich halte diese Einschätzung zwar für zu optimistisch, gehen doch gerade manche postmodernen Konzeptionen in eine Richtung, die feministische Ansätze überflüssig zu machen scheint. Gleichzeitig ist jedoch in neueren englischsprachigen Sammelbänden, Jahrbüchern und einführenden Büchern der oben angesprochene Trend deutlich zu bemerken.

Mit dem Reader *The Sexual Subject* werden grundlegende Texte, die zwischen 1975 und 1987 in der britischen Zeitschrift *Screen* zum Zusammenhang von Geschlecht, Subjektivität und Film veröffentlicht wurden, wieder aufgelegt. Vor allem in den siebziger Jahren haben in *Screen* Arbeiten dominiert, in denen auf der Basis psychoanalytischer Theorien von der Positionierung der Subjekte durch die Texte ausgegangen wurde. Der auch als »Screen Theory« bezeichnete Zugang übte vor allem durch Laura Mulvey's *Visual Pleasure and Narrative Cinema* (1975) einen starken Einfluß auf die feministische Filmtheorie aus.

Die 16 Artikel vermitteln einen guten Überblick über diesen theoretischen Zugang. Es gibt fünf thematische Schwerpunkte: »Psychoanalyse und Subjektivität«, »Pornographie«, »die weibliche Zuschauerin«, »Bilder von Männern« und »das soziale Subjekt«. Diese Themenbereiche und Fragestellungen spiegeln die Entwicklung in diesem Feld wider – von einer ersten Phase, in der beim Versuch, psychoanalytische Konzepte für die feministische Filmtheorie fruchtbar zu machen, zwar neue und bahnbrechende, aber zugleich auch einseitige und verkürzte Positionen entwickelt wurden, bis hin zu neueren Arbeiten, in denen neben geschlechtsbezogenen Unterschieden auch andere Dimensionen der Subjektivität und der soziale Kontext ernstgenommen werden. Das Buch gewinnt vor allem durch die ausgezeichneten

Einleitungen, die die einzelnen Beiträge in ihren theoretischen Kontext stellen. In der allgemeinen Einführung wird herausgearbeitet, daß es sich beim psychoanalytischen Zugang nicht um einen monolithischen Block handelt, sondern daß sich verschiedene Zugänge unterscheiden lassen, die bei unterschiedlichen Konzepten in den Theorien von Freud und Lacan ansetzen.

Eine wichtige Rolle spielte Lacans Theorie des Symbolischen, in der Subjektivität als männlich und phallich gesehen wird, womit für die Frau nur mehr die Position des Nicht-Subjekts, des Fehlenden, des Abwesenden bleibt. Hier setzte Laura Mulveys Arbeit *Visual Pleasure and Narrative Cinema* an, die, 1975 erstmals publiziert, inzwischen als *der* Klassiker der feministischen Filmtheorie gilt. Mulvey hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie sich im Film als Blick-Inszenierung männliche patriarchale Sehweisen niederschlagen. Sie sieht die Frau als Bild und den Mann als Träger des Blicks und formuliert die These, daß die ZuschauerInnen in einer männlichen Perspektive positioniert werden. Das bedeutet, daß der Hollywoodfilm den weiblichen Zusehern die im Film eingebaute männliche Sichtweise aufzwingt und somit keine Möglichkeit einer weiblichen Subjektivität besteht. Gerade der letzte Punkt hat viel Kritik ausgelöst und zu Konzeptionen geführt, die sich unter Bezug auf andere psychoanalytische Konzepte (wie etwa die Konstitution des Subjekts bei Lacan auf Grund von falschen Vorstellungen oder die Phantasiethorie bei Freud) auf die Frage konzentrierten, wieweit es nicht auch für Frauen eine Subjektposition gibt bzw. ob nicht auch Männer zu Objekten des Blicks werden können. In dem Reader sind es insbesondere Mary Ann Doane und Jackie Stacey, die sich mit den weiblichen Zusehern auseinandersetzen, und die Arbeiten von Richard Dyer und Steve Neale, in denen es um Männer als Objekte des weiblichen bzw. des homoerotischen männlichen Blicks geht.

Von besonderer Relevanz für die gegenwärtige Diskussion zum weiblichen Publikum ist meiner Meinung nach der Beitrag »Women's Genres« von Annette Kuhn (1984). Kuhn diskutiert anhand von Film- und Fernsehangeboten, die Frauen als ihre Zielgruppe sehen, das unterschiedliche Verständnis von ZuschauerInnen aus psychoanalytischer und aus soziologischer Perspektive und plädiert insbesondere für eine stärkere Einbeziehung der Kontextbedingungen der Medienrezeption.

E. Deidre Pribram setzt dort an, wo der *Screen-Reader* aufhört. In der Einleitung zu *Female Spectators* würdigt sie zwar den Beitrag psychoanalytischer Theorien zum Verständnis der existierenden kulturellen Ordnung. Sie weist jedoch auch auf die grundlegende Schwäche vieler psychoanalytischer Ansätze hin, die von einem Entwicklungsmuster für Subjektidentität ausgehen, das in der frühen Kindheit in der Kernfamilie entwickelt wurde und universelle Gültigkeit beansprucht. Für die Rezeption von Filmen bedeutet dies, daß diese von den ZuschauerInnen nur in Form vorformulierter Geschlechtsunterschiede interpretiert werden. Es wird nicht unterschieden zwischen dem Subjekt, das im Film eingeschrieben ist, und den realen ZuschauerInnen als historisch und sozial konstituierten Subjekten. In diesen Konzeptionen haben Unterschiede unter den ZuschauerInnen sowie alternative Lesarten und Interpretationen von Medieninhalten keinen Platz. Hier wird deutlich, wie wichtig eine sorgfältige Analyse der konkreten Rezeptionsprozesse von Frauen ist, auch unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung von Alternativen zur existierenden kulturellen Ordnung.

Die neun Beiträge in diesem Band beschäftigen sich aus unterschiedlichen theoretischen Positionen und mit unterschiedlichem methodischem Zugang mit verschiedenen Aspekten des weiblichen Publikums. Gemeinsam ist ihnen, »weniger die Abwesenheit als die Präsenz von Frauen in der 'kinematischen' Erfahrung zu betonen« (5).

Die Arbeiten von Linda Williams und Jeanne Allen stehen in der textanalytischen Tradition, für die sie interessante Weiterentwicklungen aufzeigen. Williams versucht am Beispiel des Films *Mildred Pierce* (Michael Curtiz, 1945) eine »kontextualisierte Textanalyse«, die sie als die fruchtbare Verbindung psychoanalytischer und soziologischer Kategorien sieht. Damit wird es ihr möglich, für einen bestimmten Film unter Einbeziehung der historischen Situation seiner Rezeption zu untersuchen, in welcher Weise er die Widersprüchlichkeiten der historischen Situation reflektiert und unterdrückt, um so unterschiedliche Subjektpositionen, die der Film anbietet, herauszuarbeiten. Jeanne Allen beschäftigt sich mit der Frage, wie der Hitchcockfilm *Rear Window* (dt. *Das Fenster zum Hof*, 1954 produziert, 1980 wieder herausgebracht) von einem feministischen, filmerfahrenen Publikum interpretiert wird. In ihrem »close reading« des Films kommt sie zu dem Ergebnis, daß dieser Film aus einer feministischen Perspektive die »Fallen und Verführungen heterosexueller romantischer Beziehungen« beschreibt.

Der psychoanalytische Ansatz ist in diesem Buch mit den Beiträgen von Jackie Byars und Ann Kaplan vertreten. Jackie Byars geht es darum, der »anderen, weiblichen Stimme« (i.S. von Carol Gilligan) in den psychoanalytischen Filmtheorien mehr Raum zu verschaffen. Um nicht bloß zu akzeptieren, daß Frauen anders als Männer sind, sondern um diese Unterschiede zu beschreiben, greift Byars auf Nancy Chodorow zurück, wonach sich Mädchen z.B. mehr über Beziehungen zu anderen, Buben mehr über die Abgrenzung von anderen definieren. (Byars weist darauf hin, daß diese Unterschiede nicht essentieller Natur sind.) Sie geht dann auf einige Filme und Fernsehserien (wie z.B. *Golden Girls*, *Cagney and Lacey*) ein, in denen dieser »weibliche Diskurs« vertreten ist. – Ann Kaplan zeigt mit ihrer differenzierten Analyse von Musikvideo-Clips in MTV, daß sich hier eine große Bandbreite verschiedener »Blicke« aufzut, mit einer Vielzahl möglicher Identifikationen für weibliche und für männliche Zuschauer.

Ausgehend von der Kritik an psychoanalytischen Theorien entwickelt Christine Gledhill ein Modell, in dem »negotiation« eine zentrale Rolle zukommt. Damit soll es möglich werden, die Beziehungen zwischen Medienprodukten, Ideologie und ZuschauerInnen zu fassen und die Kluft zwischen dem im Text konstruierten Subjekt und dem sozialen Subjekt zu überbrücken. – Zwei Beiträge befassen sich mit der Frage der Produktion von Filmen aus feministischer Sicht. Michelle Citron sieht im Gegensatz zu früheren feministischen Positionen nicht mehr nur in avantgardistischen Filmprojekten die Möglichkeit der Umsetzung feministischer Zielsetzungen. Für sie ist »going mainstream«, d.h. sich an der Produktion von Populärkultur zu beteiligen, um auf diesem Weg feministische Anliegen einzubringen, in der gegenwärtigen Situation eine sehr sinnvolle Alternative. – Alile Sharon Larkin spricht aus der Position der schwarzen Filmemacherin, deren politisches Anliegen darin besteht, sich von weißen Feministinnen abzugrenzen, um auf ihre eigene Weise zu versuchen, Bilder und Definitionen von sich selbst zu schaffen.

Besonders gelungen ist der Beitrag von Jacqueline Bobo, in dem sie sich mit den positiven Reaktionen von schwarzen Frauen auf den Film *The Color Purple* (dt. *Die Farbe Lila*, Spielberg, 1985) auseinandersetzt. Dieser Film hatte auf Grund der negativen und stereotypen Darstellungen von Schwarzen sehr geteilte Reaktionen unter diesen hervorgerufen. Bobo greift auf Konzepte aus den *Cultural Studies* zurück, mit denen sie herausarbeitet, wie es möglich ist, daß schwarze Frauen einen Film, der zwar der dominanten Ideologie und dem Mythos der exotischen Wilden entspricht, in einer widerständigen und für sie positiven Weise interpretieren. Bobo bezieht sich hierbei auf ihre ethnographische Studie mit schwarzen Frauen, die diesen Film gesehen haben.

Den Abschluß des Bandes bilden Teresa de Lauretis' Ausführungen zu einer weiblichen Ästhetik, die für sie aber nicht im Gegensatz zu einer männlichen konzipiert wird, sondern die stärker in Richtung einer »Rezeptionsästhetik« geht, in der Frauen als soziale Subjekte auch in ihrer Unterschiedlichkeit angesprochen werden.

Die Arbeiten in dem von Mary Ellen Brown herausgegebenen Band *Television and Women's Culture* sind einem Ansatz verpflichtet, den sie als »feminist culturalist television criticism« bezeichnet, und der sich aus der britischen Tradition der *Cultural Studies*, den Einflüssen der feministischen psychoanalytischen Filmkritik und der Frauenbewegung entwickelt hat. In zehn Arbeiten geht es um Fragen der Konstruktion von »Weiblichkeit« in den Medien und um die Mythen und Konventionen, die dabei wirksam werden. In scharfer Abgrenzung von der »Screen Theory« mit ihrem textorientierten Zugang ist das Hauptaugenmerk hier auf die aktive Rolle der Medienrezipienten und damit auf die unterschiedlichen Umgangsformen und Bedeutungszuschreibungen verschiedener Personen und Personengruppen gerichtet. Es wird hier versucht, sowohl die persönlichen Erfahrungen einer Person zu respektieren als auch gleichzeitig der Tatsache gerecht zu werden, daß diese Person durch Gesellschaft und Sprache ideologisch konstituiert ist.

Die Beiträge des ersten Teils konzentrieren sich auf Konzeptionen des weiblichen Publikums und auf Frauen in der Rolle der Kritikerinnen. Virginia Nightingale setzt sich anhand der Situation in Australien mit den Annahmen der Fernsehverantwortlichen über das weibliche Publikum auseinander. Sie beschreibt, daß die Überlegungen der Fernsehmacher zu den weiblichen Zuschauerinnen nicht aus einem Interesse an den Frauen und deren Bedürfnissen erwachsen, sondern aus dem Interesse an den Frauen als Adressaten der Werbung. Dabei werden Frauen über ihre Rolle in der Familie definiert und hier insbesondere als Konsumentinnen, die für die Einkäufe in der Familie verantwortlich sind.

Feministische Theorien und feministische Literaturkritik sind der Ausgangspunkt für Caren J. Demings grundsätzliche Überlegungen für eine feministische Fernsehkritik. Sie setzt sich insbesondere mit formalen und genrebezogenen Besonderheiten des Fernsehens auseinander und formuliert zwei zentrale Fragen: Um wessen Fiktionen handelt es sich bei den Fernsehinhalten? Welcher Kultur bzw. welchen Kulturen dienen diese? Deming sieht einen wichtigen Ansatzpunkt bei Fernsehsendungen, wie z. B. Melodramen, die sie auf Grund der weiblichen Erzählkonventionen als »the best of a bad deal for female television auditors« sieht, und die wegen ihrer Unabgeschlossenheit auch besonders offen für widerständige Lesarten sind. – Dorothy Hobson zeigt an Gesprächen von Frauen über das Fernsehen an ihrem Arbeitsplatz, wie hier das eigene Leben der Frauen sowie ihre Situation am Arbeitsplatz mit den Medienereignissen verwoben werden.

In den Arbeiten des zweiten Teils geht es um die Frage, wieweit Fernsehhalte bestimmte weibliche Lesarten strukturieren. Ien Ang greift aus ihrer *Dallas*-Studie das Vergnügen heraus, das für viele ZuschauerInnen in der Identifikation mit Sue Ellen besteht. Für Ang handelt es sich dabei um eine »melodramatische Identifikation«. Bei ihrer Bewertung betont sie besonders die Rolle der Phantasie, da hier auch sozial unmögliche oder nicht akzeptierte Subjektpositionen eingenommen werden können, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen. – Musikvideos stehen im Mittelpunkt von zwei weiteren Arbeiten. Lisa A. Lewis versucht, den Erfolg der zwei Popstars Cyndi Lauper und Madonna bei weiblichen Jugendlichen anhand der Zusammenhänge zwischen einer »Mädchenkultur« und dem Image und den Musikvideos der beiden Stars zu erklären. Sally Stockbridge beschreibt für Rockvideos, daß es hier im Gegensatz zum Film zu einer anderen Inszenierung von Blicken kommt und die

ZuschauerInnen in ihrer Phantasie multiple Subjektpositionen einnehmen können, die nicht geschlechtsspezifischer Natur sind.

Der dritte und umfangreichste Teil des Buches bezieht sich auf spezifische Sendungen bzw. Genres im Fernsehen, die besonders Frauen ansprechen: Danae Clark beschreibt die amerikanische Krimiserie *Cagney & Lacey* mit zwei Polizistinnen als Hauptfiguren. Diese Serie ist eines der wenigen Beispiele, in denen auf der Basis feministischer Überlegungen versucht wurde, Frauen und Frauenfragen in spezifischer Weise anzusprechen. Einen besonderen Stellenwert nimmt dabei die Beziehung der Frauen untereinander ein. Konkret zeigt sich dies z.B. daran, wieviel Raum den Gesprächen gegeben wird, in denen sich die zwei Akteurinnen gegenseitig als Frauen mit ihren Bedürfnissen und den an sie gestellten Anforderungen wahrnehmen. – John Fiskes Beitrag zum weiblichen Publikum von Quiz-Shows im Fernsehen soll deutlich machen, daß in diesen Sendungen zwar Frauen in ihrer Rolle als Hausfrauen und Konsumentinnen positioniert werden, sich hier aber gleichzeitig auch die Möglichkeit bietet, sich dagegen zu wehren. Konkret sieht Fiske dies darin, daß es in diesen Sendungen um Fähigkeiten von Frauen geht, die durch diese Sendungen als Kompetenzen von Frauen öffentlich gemacht und damit gewürdigt werden. – Beverly Poynton und John Hartley untersuchen am Beispiel der Fernsehübertragungen australischer Fußballspiele, welche Möglichkeiten einer weiblichen Rezeptionsposition sich hier ergeben. – In der Arbeit von Andrea Press werden die Ergebnisse einer Befragung von Frauen zu ihren Reaktionen auf die Sendung *Dynasty* vorgestellt. Press konzentriert sich dabei auf Unterschiede, die mit der Zugehörigkeit der Frauen zu verschiedenen sozialen Schichten zusammenhängen. – Mary Ellen Brown diskutiert am Beispiel von Seifenopern und Klatsch den »weiblichen Diskurs«, den sie als eine Form des Sprechens und Agierens weiblicher Subjekte definiert, die das Wissen um die untergeordnete Position in der patriarchalen Gesellschaft einschließt. Damit enthält der »weibliche Diskurs« ein subversives Potential, das analog zur Funktion des Karnevals bei Bachtin in spielerischer Form zu einer Kritik der dominanten Ordnung und damit zu einer Stärkung der Frauen führen kann. – In ihrem abschließenden Kapitel setzt sich Brown damit auseinander, wie das Vergnügen von Frauen an kommerziellen Fernsehsendungen unter dem Gesichtspunkt einer feministischen Politik zu bewerten ist. Ihr Ansatzpunkt ist die Art der Nutzung dieser Angebote. Erfolgt dies im Sinne des von ihr beschriebenen »weiblichen Diskurses«, dann sieht sie hier durchaus auch die Möglichkeit einer emanzipierenden Nutzungsweise.

Brigitte Hipfl (Klagenfurt)

Geschichte

Schiera, Pierangelo: *Laboratorium der bürgerlichen Welt*. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1992 (351 S., Ln., 78,- DM)

Schiera, Professor für Geschichte der politischen Ideen in Trient, will die »Deutsche Wissenschaft« entmythisieren und ihr einen Platz als »Verfassungsfaktor« zuweisen. Damit setzt er sie bewußt einem Begründungszwang aus, was dazu führt, daß sie sich z.B. für die Legitimierung des Ersten Weltkrieges zu verantworten hat. Als Träger der Wissenschaft bestimmt er das Bürgertum, das schon ab 1830 im nationalen Maßstab an den Universitäten Position bezieht.

Schiera setzt mit Humboldts Universitätsidee ein und behandelt die politischen Professoren der Jahre 1837/38 (»Göttinger Sieben«) und 1848. Nach der Niederlage

von 1848 setzt sich in der politischen Theorie die Trennung von Staat und Gesellschaft gegen merkantilistische bzw. kameralistische Theorien durch, was einerseits eine zunehmende Dynamisierung der Begriffe (z.B. Bewegung), andererseits organisierte Konzepte (z.B. Arbeiterschaft) mit sich bringt und letztendlich zur Differenzierung in Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften führt. Am Beispiel Lorenz von Steins wird gezeigt, wie ein konservativer Wille zur Bewahrung der Monarchie zu modernen Mitteln greifen muß und sich damit zuerst wissenschaftlich das Wasser abgräbt. Aktuell ist dies, wenn man Steins Berichte an die preußische Regierung über den Kommunismus mit der Stasiproblematik vergleicht (66-69). Die Zeit bis zur Reichsgründung 1871 ist wissenschaftspolitisch geprägt vom Wechsel des politischen Professors »von der Barrikade zum Lehrstuhl« (99). Nach der Erringung der nationalen Einheit stand im Kaiserreich die soziale Frage auf der Tagesordnung, die bereits Eingang in die wissenschaftliche Diskussion gefunden hatte. Schiera vertritt hier die These, »daß für die Entwicklung der 'Sozial- und Staatswissenschaften' der Zusammenhang mit den konkreten Leistungserfordernissen, der verfassungspolitischen Identitätsfindung, der ideologischen Legitimierung und der theoretischen Begründung des 'Staates' entscheidend war« (103). Dabei versucht er am Werk des Verwaltungsrechtlers O. Mayer die Geburt des Interventions- und Sozialstaats aus dem Geiste des Verwaltungsrechts zu erklären. Als im Kaiserreich eine politische Lösung gefordert war, erfolgte eine verwaltungsrechtliche (114).

Bei der Darstellung der Bismarckschen Sozialpolitik arbeitet Schiera zunächst den Begriff des Staatssozialismus aus, wobei er sich eng an Carl Rodbertus orientiert. Bevor er auf die einzelnen Sozialgesetze eingeht, analysiert er zudem die Flankierung der Sozialpolitik durch Gustav von Schmoller und andere. Dabei verwendet Schiera allerdings Begriffe wie »Massendemokratie« und »Wohlfahrtsstaat«, die nicht immer genau definiert worden sind und auch hier nicht Anwendung finden können, ohne daß die Grenzen z.B. zur Weimarer Republik verschwimmen. Für die Weimarer Republik behauptet er z.B. eine Krisenbewältigung »vermittels sozialpolitischer Wissenschaft und Bildung« (201), für die er Johann Plenge anführt, der aber unter Krise etwas ganz anderes verstanden und dem das politische Modell bereits als Krisenerscheinung gegolten hat. Sehr gut dagegen ist die Kontroverse zwischen dem Industriellen Karl Stumm, der seinerzeit einer der mächtigsten Männer im Deutschen Reich gewesen ist, und dem Berliner Professor für Nationalökonomie Adolph Wagner über das Verhältnis von Staat, Kathedersozialisten und Sozialismus wiedergegeben. Der Darstellung kommt hier die Erstauswertung von Aktenmaterial zugute.

Im Zeitalter des Imperialismus konstatiert Schiera eine »Verbetrieblichung« der Universität, die mit der Herausbildung einer sozialen Mittelschicht einhergeht. Das Bürgertum verliert seinen politischen Charakter im Übergang vom Bildungs- zum Berufsbürger, der sich vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bis zum Jahr 1919 hinzieht. Daran knüpft Schiera zwei Thesen: »Die Spezialisierung ist der Grundzug vornehmlich der deutschen Wissenschaftsentwicklung Ende des 19. Jahrhunderts. Sie steht wiederum im Zusammenhang mit den Erfordernissen technischer Ausbildung und den durch die soziale Mobilität hervorgerufenen Legitimationsbedürfnissen« (220). Daraus folgert er: »Auch der Staat ist ... ein wissenschaftlicher Faktor. Die Wissenschaft ist jedoch ihrerseits ein eminent politischer Faktor.« (221) Ab hier mehrten sich die Widersprüche und Mißverständlichkeiten. So spricht Schiera davon, daß der »Kulturstaat ... lediglich eine Variante des Sozialstaats« (238) gewesen sei. Damit verkennt er die politische Bedeutung dieses Begriffswechsels zum Kulturstaat, wie er z.B. in der Zeitschrift *Der Morgen* zum Ausdruck gekommen ist. Bei

der problematischen Darstellung des »Systems Althoff« unterlaufen ihm zudem lästige Wiederholungen (vgl. 232 und 251). Die »Weltpolitik« des Wilhelminismus interpretiert er als »Friedenspolitik« (259). Diese Deutung scheint den öffentlichen Verlautbarungen aufzusitzen, mit denen damals die Opposition beruhigt werden sollte.

Drei Männer prägten das wilhelminische Wissenschaftssystem: Althoff, Schmidt-Ott und Harnack (281ff.). Wenn aber der Einfluß der Industrie in dieser Zeit so groß war wie von Schiera behauptet, so wäre es wünschenswert gewesen, die Einflußnahme auf diese Kultusbeamten näher zu bestimmen. In dieser Zeit aber gerät auch die deutsche Wissenschaft in eine Krise, die durch die Gründung außeruniversitärer Institute, den Verlust der Rolle des Professors als nationalem Erzieher, die »akademische Überproduktion« sowie die »Destabilisierung des politischen Konsenses« gekennzeichnet ist (290-296). Der Modernität der Industriegesellschaft in Deutschland sei die Wissenschaft nicht mehr gewachsen gewesen, so daß aus diesem Konflikt nochmals der politische Professor hervorgegangen sei, wie Schiera am Beispiel von Max Weber zeigt.

Rolf Rieß (Regensburg)

Iggers, Georg G.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993 (130 S., br., 17,80 DM)

Für Georg Iggers, Professor of European Intellectual History an der State University of New York at Buffalo, stellt die bewußte und zielgerichtete Verbindung von Historik und Historiographiegeschichte zwei untrennbare Seiten metatheoretischer Reflexion dar. So dient als Ausgangspunkt des vorliegenden Bandes ein die internationale Historikerzunft seit Ende der sechziger Jahre bewegendes und oftmals zur Schicksalsfrage ihrer Profession stilisiertes Problem: »Was bleibt vom Glauben der Aufklärung an die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Umgangs mit der Geschichte und an die emanzipatorische Aufgabe der Wissenschaft übrig, nachdem die Postmoderne nicht nur die Kohärenz der Geschichte, sondern auch die Kohärenz menschlichen Denkens radikal in Frage gestellt hat?« (5)

Iggers rekonstruiert den Wandel von Konzepten und Forschungsstrategien innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft und stellt Strömungen und ihre Repräsentanten sowie wichtige Werke vor. Im ersten der beiden Hauptteile geht es um die »Geschichtswissenschaft vom klassischen Historismus bis zur Geschichte als analytische Sozialwissenschaft«. Der Bogen wird geschlagen von der Entstehung der Geschichte als wissenschaftliche Disziplin (ausführlich wird Leopold Ranke behandelt) über die Krise des klassischen Historismus am Ende des 19. Jahrhunderts, die nicht nur in seinem Geburtsland zum Streit um die Methoden führte (Stichwort Lamprecht-Streit), bis hin zur Sozialgeschichtsschreibung in Deutschland, den USA und der »Annales«-Schule in Frankreich. Dabei geht Iggers nicht von einer rein wissenschaftsimmanenten Historiographiegeschichte aus. Er versucht beständig, soweit das in dem stark begrenzten Umfang möglich ist, die lebensweltliche Verankerung der Geschichtsbeschäftigung aufzuzeigen, d.h. ihre Einbindung in gesellschaftliche und politische Zusammenhänge herauszuarbeiten. So wird der klassische Historismus zwar als ein der modernen Gesellschaft adäquater Zugang zur Geschichte vorgestellt. Seine deutsche Ausprägung als Weltanschauung und Wissenschaftskonzeption ist aber das Produkt einer »moderne(n) Gesellschaftsordnung, in der die bürgerliche Gesellschaft, wie Hegel sie verstanden hat, in einen monarchischen Beamtenstaat eingeordnet ist.« (18) Die zentrale Rolle der Obrigkeit bei der Konstituierung einer modernen bürgerlichen Ordnung und somit auch bei der Entwicklung der

Historie zu einer fachlich verfaßten Disziplin wird zu einem wesentlichen Unterscheidungsmerkmal im Vergleich zu den westlichen Ländern (vgl. 25).

Der zweite Teil umfaßt mit der Entwicklung von »der Historischen Sozialwissenschaft zur 'Linguistischen Wende' Geschichtstheorie und Geschichtsschreibung der letzten zwanzig Jahre«. Anhand der Gesellschaftsgeschichte in der BRD, Marx verpflichteter Geschichtsschreibung, von Alltagsgeschichte, Mikrohistorie, Historischer Anthropologie und verschiedener Theorien postmoderner Geschichtsschreibung befaßt sich der Autor mit Konzepten und Ansätzen, die sowohl in forschungs- und darstellungspraktischer Hinsicht als auch in der Debatte um die Grundlagen der Geschichtswissenschaft prägend waren. Die radikale Infragestellung eines Objektes der Geschichte, der Objektivität der Geschichtsforschung und somit ihres Wissenschaftsstatus von postmodernen Positionen aus, begreift Iggers nicht als notwendigerweise abzuwehrenden Angriff, sondern als Herausforderung und die sich daraus ergebenden Ansätze als begrüßenswerte Erweiterung der Perspektiven auf die Vergangenheit. »Die Vielfalt von Forschungsstrategien und Erkenntnisperspektiven im späten 20. Jahrhundert sind ein Gewinn und haben unseren Zugang zur historischen Welt bereichert.« (104f.) Denkt man diese Position konsequent weiter, so ergibt sich angesichts der oftmals als krisenhaft aufgefaßten Situation, in der sich Geschichtsdanken und Geschichtswissenschaft gegenwärtig befinden, die Notwendigkeit, auch innerhalb der Historiographiegeschichte scheinbar »abgelöste« Paradigmen nach ihrem kognitiven Gehalt neu zu befragen. Das gilt z.B. für den klassischen deutschen Historismus ebenso wie für ein durch den Zusammenbruch des realen Sozialismus diskreditiertes Geschichtsdanken, das sich an Marx orientiert.

Der im lockeren Stil geschriebene Streifzug durch die historiographische Landschaft der letzten hundert Jahre wird abgerundet durch ein Personenregister und eine weiterführende Auswahlbibliographie. Friedrich Hauer (Berlin)

Varga, Lucie: Zeitenwende. Mentalitätsgeschichtliche Studien 1936-1939. Hrsg., übers. u. eingel. v. Peter Schöttler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1991 (247 S., br., 20,- DM)

Stedman Jones, Gareth: Klassen, Politik und Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte. Hrsg. u. eingel. v. Peter Schöttler. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 1988 (322 S., Ln., 62,- DM)

Das Buch mit Texten Lucie Vargas, von Peter Schöttler mit einer umfänglichen Einleitung (13-110) versehen, stellt eine Einladung zum Kennenlernen dar. »Hinter der 'unbekannten Historikerin' wird die unbekannte Frau sichtbar, die in einer Periode des Umbruchs lebte und in einem fremden Land das Risiko einging, als Intellektuelle zu existieren. Beide sind zu entdecken« (9). Zugleich lädt es dazu ein, den »Paradigmenwechsel« der französischen *Annales*-Schule aus einer besonderen Perspektive nachzuvollziehen: Aus der des Hineintretens der deutschen historiographischen Tradition in den formativen Prozeß, aus dem die »Annalen« erst als historiographische Schule hervorgingen. Eine Begegnung, auch dies erklärt ihre bisherige Verdrängung, die über eine als jüdisch ausgegrenzte Vertreterin erfolgte ...

Lucie Varga war mit Franz Borkenau aus Wien nach Paris gekommen und wurde für mehrere Jahre Lucien Febvres private Mitarbeiterin. Das Spektrum ihrer Arbeiten reicht thematisch von einer frühen »mentalitätsgeschichtlichen« Deutung des NS (115-137), »Luther, die Jugend und den Nazismus« (138-141) und »Die Jugend im Dritten Reich« (142-145) über (mit Malinowski vordiskutierte) volkskundliche Untersuchungen in zwei Alpentälern (146-169, 170-186) bis zu religionswissenschaftlichen Studien über die Katharer, dem Thema ihrer geplanten Habilitationsschrift

(189-199, 200-224, 225-242). Mit starkem Gegenwartsbezug ist Varga, so Schöttler, immer wieder »zwei Thematiken« nachgegangen: dem Problem »der 'politischen Religionen' und der unbewußten ideologischen Systeme, die das Verhalten der Menschen in einem gewissen Rahmen bestimmen« (69f.), sowie dem Problem »der Historizität dieser Phänomene, aus dem sich sowohl die Gefahr anachronistischer Interpretationen als auch die Chance komparativer Betrachtungen ergibt« (70). Die daraus resultierende Forderung einer historischen Semantik tritt aber bei ihr nicht in den Kontext eines »radikalen Begriffshistorismus« (wie ihn im Wien ihrer intellektuellen Herkunft etwa Otto Brunner ausarbeiten sollte); sie knüpft vielmehr mit Febvre an das ethnologische Konzept der »primitiven Mentalität« (Lévy-Bruhl; 72) an, das zum Ausgangspunkt der späteren Mentalitätsgeschichte (z.B. Vovelle) wurde. Dabei trifft sich ihre (in Wien noch historistisch konnotierte) Betonung des »irreduziblen 'Eigenwerts'« des Mittelalters mit Febvres Abwehr eines »sozial-ökonomischen Reduktionismus« (73). Trotzdem weisen ihre Texte nach Ansicht des Herausgebers »über die traditionelle Geistesgeschichte hinaus: »Es geht in ihnen nicht nur um Ideen und Bewußtseinsinhalte und auch nicht nur um deren Herkunft und Wirkung . . . , sondern um die Funktion und den Effekt von Wertungen, Empfindungen usw., die jenseits des rationalen, intentionalen Denkens liegen« (75). Varga selbst begreift sie als »unsichtbare Autoritäten: »Sie wirken auf die Welt und auf die Autoritäten dieser Welt ein, sie erschüttern oder sie verteidigen sie. Sie stammen aus der materiellen Wirklichkeit und kehren in sie zurück, um sie zu verändern.« (76) Indem sie »die im Mentalitätsbegriff enthaltene Gegenüberstellung von Zivilisierten und 'Primitiven' sowie überhaupt jede psychologische Normierung« vermeidet (Schöttler, ebd.), öffnet sie vielleicht schon die Historie gegenüber der Psychoanalyse.

Was der Herausgeber im Blick hat in dieser archäologischen Bemühung um den historiographischen Zugang zur Erforschung von »symbolische(n) Hierarchien und Orientierungen im privaten, politischen und gesellschaftlichen Bereich, die zwar unsichtbar bleiben, aber geistige und körperliche Wirkungen haben« (Varga, 76), erschließt im Rückblick die Sammlung von Aufsätzen von Stedman Jones, einem prominentem Mitglied der »history-workshop«-Bewegung, zu der Schöttler ein Interview (277-317) und eine dichte Einleitung (9-41) beigesteuert hat. In einer Fußnote rekapituliert er den nicht nur von ihm selbst im theoretischen Umfeld Althussers zurückgelegten Weg von einer Problematik der »Produktionsweise« zu einer an der *Annales*-Schule geschärften Problematik des Diskurses »im Sinne von institutionalisierter Redeweise mit Machtwirkungen« (32f.): Es geht darum, die deutsche Spezialität der Begriffsgeschichte aus »ihrer philosophischen Umklammerung« zu befreien und als genuin historische Disziplin durchzusetzen, die in der Lage wäre, etwa die »Sprache der Historiker und der 'deutschen Mandarine'« zu dekonstruieren und »in ihrer sinnstiftenden Funktionsweise« zu analysieren (30). In einer weiteren Anmerkung verweist er detailliert auf die wenigen Eckpunkte, auf die sich die bisher erst zögerlich vollzogene Begegnung von Psychoanalyse und Historiographie in der jüngeren französischen und britischen Debatte beziehen kann.

Vor allem Stedman Jones' paradigmatische Untersuchung von »Sprache und Politik des Chartismus« (133-229) hat sich – insofern Vargas Herangehen an die Katharer-Texte vergleichbar (vgl. Varga 190ff.) – dadurch ausgezeichnet, daß sie die Sprache der chartistischen Texte ernstnimmt und ihre politischen Forderungen nicht als deformierte Wiedergabe einer als präexistent unterstellten »Klasseninteressensprache« überliest. Dieses Interesse für die »eigene Materialität« (23) der Sprache bestimmt Schöttler als den Ausgangspunkt einer Erschließung »der 'diskursiven Relationen',

die zur Strukturierung von sozialen Prozessen mit beitragen und sich weder soziologisch (z.B. aus 'Sprachbarrieren') noch ökonomisch (z.B. aus den 'Produktivkräften') 'ableiten' lassen« (26). Er empfiehlt »an dieser Stelle den Rückgriff auf Ergebnisse der seit den sechziger Jahren in Frankreich geführten Diskussionen über eine historische Diskursanalyse« (ebd.). »Ein transformierter und präzisierter Ideologiebegriff« – hier verweist Schöttler auf Althusser's Konzept der »praktischen Ideologie«, von ihm in einer Untersuchung der französischen »Arbeitsbörsen« umgesetzt – kann »in Verbindung mit einem materialistischen Begriff des Diskurses möglicherweise einen Ausweg aus jenen theoretischen und empirischen Zwickmühlen bieten, in die eine nicht-objektivistische Kritik des sozialhistorischen 'Erfahrungsansatzes' ansonsten gerät.« (27) Es wäre nützlich, wenn Schöttler dazu käme, seine geschichtswissenschaftlich ausgewiesene Historik im Zusammenhang darzustellen. Sie verspricht ein gutes Gegenmittel gegen die sich abzeichnende Wiederkehr der Geschichtsphilosophie zu werden.

Frieder O. Wolf (Berlin)

Schulze, Hans K.: Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier. Siedler Verlag, Berlin 1991 (520 S., Ln., 98,- DM)

Der Band behandelt die Epoche der deutschen Geschichte, in der die ottonischen und salischen Kaiser zwischen 911 und 1125 für das Reich eine hegemoniale Stellung in Europa errangen. Diese Machtvollkommenheit erreichte ihren größten Umfang unter Heinrich III., der über Deutschland, Italien und Burgund herrschte, Herzöge und Markgrafen, Erzbischöfe und Äbte nach Belieben einsetzte und deutsche Reichsbischöfe auf den päpstlichen Stuhl brachte. Doch schon sein Sohn Heinrich IV. mußte den Gang nach Canossa antreten. Die innere Machtstellung, begründet in der reichlichen Ausstattung geistlicher Herren mit weltlichen Zuständigkeiten, um die Macht der Fürsten zu neutralisieren – das sogenannte ottonisch-salische Reichskirchensystem –, mußte in dem Moment zusammenbrechen, da dem Kaiser das Einsetzungsrecht (»Investitur«) für Bischöfe und Äbte bestritten wurde.

Man liest eine Kaiser- und Reichsgeschichte. Immer wieder Thronfolgerivalitäten, immer wieder Romzüge, um widerspenstige Päpste dazu zu bringen, dem deutschen König die Kaiserkrone aufzusetzen; spannend wird das aber mit den Versuchen Heinrich IV., die zerbrechenden Machtgrundlagen wiederherzustellen. Schulze sucht jede Kaisergestalt aus den Bedingungen ihrer Zeit zu verstehen, enthält sich rückblickender Pauschalurteile.

Interessant sind besonders die strukturellen Fragen gewidmeten Passagen, etwa wenn Schulze die Unterscheidung eines »aristokratischen Personenverbandsstaates« des Mittelalters vom »institutionellen Flächenstaat« der Neuzeit durch Theodor Mayer in Frage stellt. So schildert er die Raumgestaltung des Mittelalters angefangen von den Gauen, Dorfmarken und Kirchspielen bis zu den Herzogtümern, Markgrafschaften und Bistümern, und wie die Herrschaftsordnung via Lehnrecht zusammengehalten wurde, aber auch zentrifugalen Kräften unterlag (92-95, 109-112).

Informativ sind die Abschnitte über die Slawen (223-240, 261-263) und die Bemerkungen zum Königsmythos, dem unerschütterlichen Glauben des Volkes an den guten König, der umstellt ist von schlechten Ratgebern. Die Könige schmückten sich mit ihrer Rolle als Schützer der Armen und Unterdrückten, und an diesen Stellen zeigt sich, daß das Volk durchaus nicht als eine zu vernachlässigende Größe angesehen wurde (208, 363-366, 373, 433-456). Das Volk hielt zu seinem Kaiser: Heinrich IV., von den Fürsten bekämpft, vom Papst gebannt, schließlich von seinem Sohn gestürzt, starb wenig später in Lüttich. Er wurde in der dortigen Domkirche beigesetzt; weil aber der Bannfluch noch auf ihm lastete, wurde seine Leiche in eine

ungeweihte Kapelle vor den Toren der Stadt gebracht. »Das Volk, das in der Stadt zusammenströmte, ließ den toten König wieder in die Domkirche bringen. Während die Domherren sich weigerten, Gottesdienste abzuhalten und sich deshalb vor der wütenden Menge verbergen mußten, lasen arme Priester nächtliche Totenmessen. Ein faszinierendes Bild: Die Domherren verstecken sich, einfache Priester sprechen die Totengebete, und eine bewaffnete Schar aus dem Volke schützt mit entblößten Schwertern den Leichnam des Königs.« (445) Hartmut Zückert (Berlin)

Nuhn, Heinrich: August Spiess. Ein hessischer Sozialrevolutionär in Amerika. Opfer der Tragödie auf dem Chicagoer Haymarket 1886/87. Verlag Jenior & Pressler, Kassel 1992 (223 S., br., 20,- DM)

Mit diesem Buch wird eine gelungene Mischung einer lokalhistorischen Untersuchung und einer Biographie eines nordhessischen Auswanderers und herausragenden Politikers der sozialrevolutionären Arbeiterbewegung Nordamerikas im Chicago des 19. Jahrhunderts vorgelegt. Nuhn behandelt einen vernachlässigten Bereich der sozialhistorischen Geschichtsschreibung. Neben dem anarchosyndikalistischen Flügel der Arbeiterbewegung Nordamerikas werden Problemlagen von Immigranten in einer fremdenfeindlichen Umgebung und dabei das Zusammenwirken von Presse und Klassenjustiz behandelt. An vielen Stellen werden die Bezüge zur heutigen Asyldebatte in der Bundesrepublik deutlich.

Indem Nuhn immer wieder über das rein Biographische hinausgeht, stellt er überzeugend und anschaulich die sozialen und politischen Hintergründe der Auseinandersetzungen um die sozialrevolutionären Arbeiter in Nordamerika dar. Im 2. Kapitel werden die Probleme der deutschen Wirtschaftsflüchtlinge der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargelegt. Geschildert werden z.B. die inferioren Wohnverhältnisse der ghettoisierten deutschen Auswanderer, die Problematiken um die kulturellen Differenzen und die Identität der deutschen Einwanderer. Diese brachten u.a. ihre Bierkneipen-Gewohnheiten mit, angesichts derer die »puritanisch gesonnenen 'Altbewohner' der Stadt ihre Vorstellungen von Alkoholabstinenz und Sonntagsheiligung zur verbindlichen Norm für alle Mitbürger« zu machen versuchten (23). Nuhn beschreibt ein Bild einer »fest geschlossenen Lebenswelt deutscher Arbeiter mit eigener Arbeitskultur . . . im Konflikt mit einer . . . kulturell fremden . . . Umgebung« (26). Ohne dabei einen alltagshistorischen Ansatz überzustrapazieren, gelingt es ihm, ein geschlossenes Bild der Vielfältigkeit der sozialen Konflikte zu zeichnen.

In den Kapiteln 3 und 5 werden die sozialpolitischen Hintergründe der Arbeiterbewegung, mit Hinblick auf die Verhältnisse in Chicago und die Radikalisierung der gesellschaftlichen Konflikte nachgezeichnet. Deutlich wird schon hier die Funktion von Ausländerfeindlichkeit und die zunehmende Aggressivität seitens der staatlichen Ordnung. »Arbeitslose und streikende Arbeiter (erfuhren) die offene Feindschaft der lokalen und staatlichen Behörden . . . Die Chicagoer Polizei präsentierte sich . . . im Stil einer militärischen Truppe, mit Aufmärschen und Straßenmanövern.« (36) Der immer wieder vorkommende Schußwaffengebrauch, nicht zuletzt von den Indianerkriegen wiederkehrender Truppen (33), führte immer wieder zu zahlreichen Toten und Verletzten auf seiten der meist friedlich sich versammelnden, streikenden und protestierenden Arbeiter. Die Presse geizte nicht mit militärischen Ratschlägen. Nuhn zitiert mehrere Beispiele des offenen Klassenhasses der Presse: »Handgranaten sollten unter die gewerkschaftlich organisierten Matrosen geworfen werden . . . « (*Chicago Times*, zit. 46)

Ab dem 4. Kapitel werden in einer Mischung aus lokalgeschichtlicher und biographischer Darstellungsweise die Ereignisse um das Haymarket-Attentat und die

Bedeutung August Spiess' in der Chicagoer Arbeiterbewegung in einer dichten und zum Teil spannenden Weise erläutert. Am 4. Mai 1886 wurde am Haymarket ein Bombenattentat begangen, dessen Urheber bis heute unbekannt sind (83). Dem Attentat folgte eine wilde Schießerei der Polizei, die viele Opfer kostete (76). Nuhn stellt die Bedeutung des radikalen Flügels der Arbeiterbewegung dar, indem er deren interne Auseinandersetzungen und Genese beleuchtet und die spezifizierende Rolle der Persönlichkeit (54) August Spiess' und dessen erfolgreiche Funktion als Zeitungsredakteur (Kap. 4) würdigt. Er verfällt dabei weder ins abwertende Moralisieren noch in blindes Schwärmen. Allerdings wandelt sich diese gebotene Distanz zum Forschungsgegenstand an wenigen Stellen in abstrakte Ausgewogenheit. Er betont zu sehr strukturfunktionalistisch das gegenseitige Hochschaukeln des Konfliktes (67), und so wird dann das Haymarket-Attentat nicht ganz schlüssig als »Verhängnis«, das seinen Verlauf nahm (75), oder als Tragödie (Untertitel) bezeichnet. Eine Bewertung, die sich gegen die sonstige Darstellung und Analyse sperrt. In einer minutiösen Beschreibung (Kap. 7-11) des Prozesses, in dem Spiess die Verantwortung für das Haymarket-Attentat angehängt wurde, und dessen bekannten Ergebnisses läßt Nuhn keine andere Möglichkeit, als die Ereignisse als gewollten und gezielten Justizmord zu interpretieren. Mit der Herausstellung der Persönlichkeit Spiess', über dessen schriftstellerische und intellektuelle Fähigkeiten man sich ein Bild anhand dessen Autobiographie (Kap. 14) und seiner Prozeßerklärung (Kap. 15) machen kann, wird auch deutlich, warum es gerade diesen (neben vier seiner Genossen) traf. Die *Chicago Daily News* unmißverständlich: »Er hat durch seine gestrige Rede [die Prozeßerklärung] selbst bewiesen, daß er unschädlich gemacht werden muß ...« (193)

Insgesamt bleibt der Eindruck eines methodisch und in der Argumentation gründlichen und anregenden Buches, das über seinen lokalhistorischen Erscheinungszusammenhang weit hinausreicht.

Jonas Dörge-Weidemann (Kassel)

Geyer, Dietrich (Hrsg.): Die Umwertung der sowjetischen Geschichte. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1991 (256 S., br., 48,- DM)

Dem Tübinger Rußlandexperten ist es gelungen, eine Zwischenbilanz zusammenzustellen, die den Prozeß des Umdenkens zur Sprache bringt, der »die sowjetische Geschichtsforschung in ihren Grundfesten erschüttert hat« und der mit einer »Orientierungskrise« der gesamten postsowjetischen Gesellschaft verbunden ist (7). Die Aufsätze konzentrieren sich auf Problemfelder der neueren Forschung, die in der (vor-)stalinistischen Zeit liegen: Revolution und Revolutionsgeschichte (Manfred Hildermeier), Lenin und der Leninismus (Benno Ennker), Bürgerkrieg, Kriegskommunismus und Neue Ökonomische Politik (Eberhard Müller), Kollektivierung und Bauernverfolgung (Stephan Merl), stalinistische Herrschaft und das Verhalten der »Gesellschaft« (Hans-Henning Schröder), der Zweite Weltkrieg in der sowjetischen Forschung (Bernd Bonewitsch). Beiträge zur Stellung der russischen Intelligenz in der sowjetischen Gesellschaft (Dietrich Beyrau), zur historischen Kontinuität der Nationalitätenproblematik (Uwe Halbach) und zur russischen Emigrationsgeschichte (Karl Schlögel) runden den Gesamtkontext ab.

Auch verglichen mit dem Standardwerk von Richard W. Davies, *Perestroika und Geschichte* (München 1991), gibt Geyers Zustandsbeschreibung der sowjetischen Geschichtsforschung einen guten Überblick. Sein Hinweis, wonach sich das Beobachtungsfeld der Forschung zunehmend auf die vernachlässigte »Peripherie« – gemeint sind die Provinzen, die bislang im Schatten Moskaus standen – konzentrieren wird, ist ein deutliches Warnzeichen an die westliche Forschung, sich mehr als bisher diesem Bereich zu widmen (15). Das belegt auch das große Interesse an der

»Nationalgeschichte« der einzelnen Republiken der ehemaligen Sowjetunion, das bereits in der Perestrojka-Zeit die tradierten Geschichtsthemen (z.B. »sozialistischer Internationalismus«) in den Hintergrund drängte.

Einem erst in den letzten Jahren erschlossenen Forschungsbereich wendet sich Schröder zu, dessen »Hypothesen zum Charakter des 'Stalinismus'« nach wie vor dominante Perzeptionen, wonach die von »oben« initiierte Industrialisierungs- und Kollektivierungspolitik nach 1929 unter souveräner »Kontrolle« Stalins und der KPdSU verlief, in Frage stellen (142). Danach wurden weder die sozialen Folgen noch die vielfältigen Unterminierungsversuche dieses Projekts von der Führung antizipiert: »die Gesellschaft geriet ein Stück weit außer Kontrolle. Zudem läßt sich zumindest ein Teil der Migration als Ausweich- oder Fluchtreaktion interpretieren. Diese Beobachtung macht Ansätze, die Implementierung eines ideologisch geprägten 'master plan' erkennen zu wollen, unglaublich.« (142) So weist beispielsweise Merl (121f.) darauf hin, daß sich ein Teil der armen Bauern zwar freiwillig, jedoch nicht unbedingt davon überzeugt den neu gegründeten Kolchosen anschloß. Auch daraus läßt sich die Ambivalenz von konformistischem bzw. nonkonformistischem Verhalten erkennen, die es der stalinistischen Führung erschwerte, einen klaren Kurs zu implementieren. Gleichwohl – da stimmt Merl einem der besten sowjetischen Kollektivierungskenner, V.P. Danilov, ausdrücklich zu – war die mit der Zwangskollektivierung verbundene Hungerkatastrophe »das fürchterlichste Verbrechen Stalins« (123). Wie hoch die Opferzahl – die westliche Historiker wie Robert Conquest auf 15 bis 16 Millionen Tote hochrechnen, was nicht nur Merl für überzogen hält – auch gewesen sein mag: Man bleibt auf Schätzungen angewiesen. Die sozialen Folgen samt ihrer Opfer können nur durch weitere Regionalstudien aufgeheilt werden.

Jens Becker (Frankfurt/M.)

Soziale Bewegungen und Politik

Bielefeld, Uli (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Junius Verlag, Hamburg 1991 (338 S., br., 38,- DM)

Der Forschungsgegenstand »Rassismus« scheint wie kaum ein anderer von Erkenntnishindernissen verstellt. Ihre Ursache liegt in der Beziehung des erkennenden Subjekts zu seinem Gegenstand. Denn eine eigentümliche Doppelbödigkeit zeichnet den Rassismus-Begriff aus: eine Überlagerung verschiedener Aussageebenen, die seinen semantischen Gehalt unscharf macht. Wer von »Rassismus« spricht, beschreibt nicht nur seinen Gegenstand, indem er einen Phänomenkomplex von anderen unterscheidet – er spricht ein moralisches Urteil. Und im Urteilen will er sich selbst von den Trägern rassistischer Denkweisen unterscheiden. Er qualifiziert sich als der bessere Mensch, zwar mit einigem historischem Recht, aber, unter dem Gesichtspunkt von Wissenschaft betrachtet, um den Preis des Verlusts analytischer Trennschärfe. Denn die Verquickung von analytischer Beschreibung und moralischer Beurteilung verführt zur semantischen Entgrenzung, die zur manichäischen Konstruktion werden kann: der Aufspaltung der sozialen Welt in die Pole von Rassismus und Anti-Rassismus, die kein Drittes zuläßt. Die soziale Welt vereinfacht sich dann zu einem einzigen Antagonismus: Wer nicht Anti-Rassist ist, der ist Rassist. Den Rassisten erkenne man an seiner Feindschaft gegenüber allem Fremden, der Anti-Rassist dagegen bringe diesem Liebe, zumindest Freundlichkeit, sicher jedoch Toleranz entgegen. Als moralische Unterscheidung kann diese Qualifizierung auch auf andere Beziehungsebenen übertragen werden: vor allem die Beziehung der Klassen

und der Geschlechter. So wird Rassismus noch in Sexismus und Klassendünkel erkennbar. Zuletzt stellt die Totalisierung des Begriffs noch das erkennende Subjekt ins Zwielficht: Es wird schwierig, nicht rassistisch zu sein.

In solcher Grenzenlosigkeit läßt sich der Rassismus-Begriff einzig an einem Merkmal noch bestimmen: der Überzeugung von der Höherwertigkeit der eigenen Kultur. Umgekehrt kann Anti-Rassismus im Glauben an die prinzipielle Gleichwertigkeit aller Kulturen erkannt werden.

Kulturrelativistisch argumentierende Fremdenfreundlichkeit gerät aber in einen Widerspruch: Einerseits soll die bundesdeutsche Einwanderungsgesellschaft die Grenze zwischen Einheimischen und Fremden aufheben, andererseits soll sie die kulturelle Identität der Einwanderer vor Gleichschaltung schützen. Bewahrung der kulturellen Vielfalt heißt die Leitidee der multikulturellen Gesellschaft. Allerdings begegnet sie in ihrer Kritik an der kulturellen Integration dem Neo-Rassismus einer »Neuen Rechten«, die ihre Attacken auf kulturelle Vermischung nicht mehr fremdenfeindlich, sondern fremdenfreundlich begründet: eben als Bewahrung der kulturellen Vielfalt vor der Uniformität des bürgerlichen Universalismus.

Es ist nicht das geringste Verdienst des von Uli Bielefeld herausgegebenen Bandes, der Sammlung von Beiträgen eines international besetzten Workshops am Hamburger Institut für Sozialforschung, mit dem Beitrag des französischen Rassismus-Forschers Pierre-André Taguieff jene fundamentale Selbstkritik des Anti-Rassismus in die deutsche Diskussion eingeführt zu haben, die jenes Dilemma der kulturrelativistischen Position aufgezeigt hat (von seinen Argumenten zehrte übrigens heimlich auch mancher deutsche Beitrag der jüngsten Zeit). Taguieffs These: Ein *kulturrelativistisch* argumentierender Anti-Rassismus bilde nur die spiegelbildliche Umkehrung eines neorassistischen Diskurses, der die kulturelle Differenz nicht, wie der nationalsozialistische Rassismus, durch Vernichtung aufheben, sondern durch Verklärung bewahren will. Nur auf die Verteidigung des Universalismus der Menschenrechte könne sich ein Anti-Rassismus begründen, der der Falle eines »differentialistischen Rassismus« zu entkommen vermag: der Reduktion universalisierbarer Normen und Werte auf eine imperialistische Legitimationsideologie.

Diese These bleibt unwidersprochen (leider beziehen sich die Beiträge durchweg nicht aufeinander), obwohl ihre Konsequenz doch von anderen Autoren bestritten werden müßte. Räumt man die Universalisierbarkeit der okzidentalten Kultur der Menschenrechte ein, verbietet sich sowohl ihre machttheoretische Reduktion auf ein »Täuschungsmanöver« von »herrschenden Gruppen«, die ihre »Kontrollfähigkeit« verteidigen (40), als auch jene untergründige Verklärung der Differenz, die Zygmunt Bauman in seiner Kritik der Moderne betreibt. Etienne Balibar allerdings modifiziert Taguieffs These, indem er im Universalismus die Möglichkeit von Rassismus aufdeckt. Auch der Universalismus, so kann er zeigen, gewinnt die Bestimmung des Allgemein-Menschlichen vermittels Unterscheidung. Und Unterscheidung heißt in der Praxis Ausgrenzung – der Möglichkeit nach immer auch rassistische Ausgrenzung.

Auch in der Entscheidung für den Universalismus gewinnt der Anti-Rassismus also noch kein sicheres Fundament. Welche Konsequenz aber folgt daraus? Balibar plädiert für einen Kampf im »Innern« des Universalismus, »um gerade das zu verändern, was wir unter Universalismus selbst verstehen« (187). Ein anderer Universalismus also: ohne Ausgrenzung, ohne den Anspruch kultureller Suprematie, ein Universalismus, der sich selbst zu relativieren weiß: die Synthese von Universalismus und Kulturrelativismus. Das klingt verlockend, ist es aber überzeugend? Lassen sich die wünschbaren Aspekte von Gegensätzen zu einer Einheit addieren, wo doch nur

der Wunsch nach Vereinigung ihr Gemeinsames bildet? Treibt nicht jede Begegnung zwischen Kulturen, die sich dem Normgehalt der Menschenrechte verweigern, zum Konflikt? Und stellt nicht der Konflikt die philosophisch versöhnten Gegensätze wieder her, die zur *Entscheidung* zwingen?

Wie Balibar suchen noch andere Autoren des Bandes nach der Versöhnung der Gegensätze. Zygmunt Bauman will im Reflexivwerden der Moderne den Übergang vom uniformisierenden Projekt sozialer Ordnung zu einer Kultur der Toleranz beobachten. So hätte die gesellschaftliche Entwicklung selbst schon jenen Streit durch einen Wechsel ihres Organisationsprinzips entschieden: von der staatlich organisierten Sozialtechnik, die Uniformität erzwingt, zum Nebeneinander »flexible(r) und sanktionsfreie(r) Gemeinschaften« (48), das der Toleranz den Weg ebnet. Ähnlich argumentiert Frank-Olaf Radtke. Er glaubt im Organisationsprinzip moderner Gesellschaften, dem Prinzip funktionaler Differenzierung, die soziale Basis jener Haltung begründet, die eine Alternative zu multikulturellem Kulturrelativismus und universalistischem Assimilierungszwang eröffnen soll: der Gleichgültigkeit. Funktionale Differenzierung gestalte die Sphäre der Öffentlichkeit zu einer Zone der Indifferenz, Ort eines gleichgültigen Nebeneinanders von Personen.

Nun ist diese wachsende Vergleichgültigung kultureller Differenzen heute aber kaum beobachtbar, eher wohl das Gegenteil. Radtke meint dazu: »Die Gesellschaft ist weiter als die Form der Kommunikation über sie.« (93) Was aber ist Gesellschaft, so man kommunikationstheoretisch argumentiert, denn anderes als die Gesamtheit ihrer Kommunikationen? Oder soll die beschriebene Welt friedlicher Koexistenz von Fremden und Einheimischen etwa ein Telos jenseits der faktischen Wirklichkeit darstellen – von der funktional differenzierten Gesellschaft »an sich« zu der »für sich«?

Mit diesem geschichtsteleologischen Fehltritt legt Radtkes Beitrag eine allgemeine Problematik offen: In der Suche nach einer Position jenseits des Streits zwischen Kulturrelativismus und Universalismus lauert die Versuchung der Geschichtsphilosophie. Liegt das Jenseits der Entscheidung vielleicht jenseits der sozialen Faktizität, in jenem Reich der subjektiven Möglichkeiten, die nur zu leicht mit dem objektiv Möglichen geschichtlicher Realprozesse verwechselt werden?

Schon die Bestimmung dessen, was Anti-Rassismus sein will, ist problematisch genug, mehr aber noch eine allgemeine Definition von »Rassismus«, die das Gemeinsame seiner verschiedenen Gestalten – des rassistischen Antisemitismus des Nationalsozialismus, des kolonialen und postkolonialen Rassismus, der rassistischen Artikulation von Xenophobie wie des »fremdenfreundlichen« Rassismus der »Neuen Rechten« – festzuhalten vermag. Überdies stellt sich das Problem, wo jene diffuse Xenophobie, die heute zu beobachten ist, die Schwelle zu Rassismus überschritten hat. Auch zu diesem Problem bietet der Band kontroverse Lösungsvorschläge an. Gemeinsam ist ihnen jedoch das Bemühen, der moralisierenden Totalisierung des Begriffs zu begegnen. Robert Miles bestimmt Rassismus sowohl unter dem Gesichtspunkt seiner ideologischen Form: als »ideologische Marginalisierung« sozialer Gruppen durch Zuschreibung biologischer Merkmale, als auch unter dem Gesichtspunkt seiner Funktion: als »Bestandteil eines Herrschaftsverhältnisses« (211f.). Dabei weitet er den Rassismus-Begriff aber derart aus, daß noch die Diskriminierung sozialer Klassen darunter fällt, während der Neo-Rassismus der »Neuen Rechten« mangels biologistischer Klassifikationssysteme darin nicht mehr faßbar wird. Colette Guillaumin beschreibt Rassismus als ein variables Bedeutungscluster, das »Elemente heterogener Natur und Herkunft« integriere. Unklar bleibt aber dann, was das Identische verschiedener Rassismen bildet. Der Herausgeber Uli Bielefeld bestimmt (ähnlich wie Bauman) Rassismus als »Rationalisierung« jener Phobien, die

die Begegnung mit dem Fremden verursacht. Xenophobie und Rassismus sind dann »zu unterscheidende Formen eines einzigen Verhältnisses zu Fremden« (100). Dann entstünde Rassismus erst in der Systematisierung durch konzeptive Ideologen. Gibt es aber nicht einen »Rassismus der Straße«, der sich von Xenophobie doch qualitativ unterscheidet, ohne durch intellektuelle Rationalisierung geformt zu sein?

Jan Philipp Reemtsma formuliert grundsätzliche Einwände gegen eine Rassismusdefinition, die an die formalsoziologische (oder psychoanalytische) Analyse der Fremdheit anschließt. Er zeigt am Beispiel der frühneuzeitlichen Judenverfolgung in Spanien, daß erst die Verfolgung sozialer Gruppen jenes Fremde hervorbringt, das der Rassismus durch Rationalisierung bearbeitet. Rassismus ist dann *Resultat* von Verfolgung, nicht ihre Ursache. Reemtsmas These, deren Verifizierung allerdings noch weiterer Forschung bedarf, macht auf das wohl gravierendste Problem der Erforschung von Rassismus aufmerksam: die Untersuchung seiner sozialen Genese. Überwiegend verbleibt die Forschung noch in den Grenzen der Diskursanalyse, die die Logik des Imaginären untersucht und meist psychoanalytisch deutet (so Bielefelds Beitrag). Nun soll der Sinn solcher Forschung nicht bestritten werden. Allerdings läßt sie die sozialen Bedingungen der Genese von Rassismus im Dunkeln. Genauer: sie überläßt deren Untersuchung der klassentheoretischen Zuordnung des Rassismus zu Herrschaftsinteressen oder der machttheoretischen (an Foucault orientierten) bzw. zivilisationstheoretischen (von Elias beeinflußten) Beschreibung der Konstitution moderner Staatlichkeit. Das soziologische Instrumentarium dieser Konzepte greift aber zu kurz, um den diskursanalytischen Befunden gerecht zu werden. Denn diese zeigen ja: Rassismus erfüllt für soziale Systeme die Funktion der *Grenzerhaltung* (das arbeitet Bauman am deutlichsten heraus). Grenzerhaltung von Gesellschaften vollzieht sich aber nicht nur vermittels Macht und ihrer symbolischen Verdoppelung im Diskurs. Welche Bedingungskonstellationen bedrohen soziale Grenzen derart, daß rassistische Muster der Grenzerhaltung Vorrang gewinnen? Wie vollzieht sich die Grenzerhaltung von Gesellschaften?

Damit ist ein Problem benannt, das weit über die Rassismus-Analyse hinausweist: die Erarbeitung eines gesellschaftstheoretischen Fundaments, das die Reproduktion von Gesellschaften zu erhellen vermag. Seine Lösung kann nicht von diesem Band erwartet werden. Ebenso wenig die endgültige Beantwortung der offenen Fragen der Rassismus-Forschung. Sie werden hier aus verschiedener Perspektive aufgeworfen und auf jenen internationalen Stand gehoben, der in der deutschen Diskussion bislang kaum erreicht wurde. Zusammen mit den Fallstudien von Stephen Castles (zur Arbeitsmigration), Friedrich Heckmann (Ethnizität und Minderheitenpolitik in modernen Nationalstaaten) Jacqueline Costa-Lascoux (Gesetze gegen Rassismus) und dem außerordentlich spannenden Praxis-Bericht Phil Cohens (die Dokumentation eines Versuchs der Arbeit am rassistisch artikulierten Unbewußten unter englischen Arbeiterjugendlichen) bietet der Band ein Fülle anregender Beiträge, die neue analytische Perspektiven eröffnen. Ihre Bedeutung für die bundesdeutsche Diskussion könnte, über ihren wissenschaftlichen Wert hinaus, aber vor allem darin liegen, die Erkenntnishindernisse einer moralisierenden Perspektive zu überwinden.

Armin Steil (Berlin)

Nimni, Ephraim: Marxism and Nationalism. Theoretical Origins of a Political Crisis. Pluto Press, London 1991 (242 S., Ln., 27,50 £)

Die Marxisten haben die Bedeutung des Nationalismus sträflich unterschätzt und daher bislang keine adäquate Theorie der Nation entwickelt – das ist sicherlich die häufigste Aussage in linken Analysen zu dem Thema. Nimnis Buch ist gleichzeitig

eine Bestätigung und eine Widerlegung dieses Satzes. Eine Widerlegung, weil er von Marx und Engels über die Zweite Internationale, die Phase des Marxismus-Leninismus, Gramsci bis zu Otto Bauer marxistische Theorien der Nation diskutiert, was den hohen Informationswert des Buches ausmacht. Eine Bestätigung, weil er fast alle Beiträge als unzulänglich darstellt. Ihre Unzulänglichkeit bestehe darin, daß sie »ökonomistisch« und »klassenreduktionistisch« und einem »evolutionistischen zugleich eurozentrischen und universalistischen Denkmodell« (8-14) verhaftet seien. Untersucht man aber Texte vor allem daraufhin, wo sich die vorher schon gewußten Mängel bei ihnen finden, wird man notwendigerweise ihre Komplexität und Widersprüchlichkeit verfehlen.

Dazu ein Beispiel: Im ersten Kapitel über Marx und Engels behauptet Nimni, in der *Deutschen Ideologie* würden die Autoren die »civil society« als bloße Widerspiegelung der in ihr herrschenden Kräfte definieren. Im Kapitalismus sei dies die Bourgeoisie. Die von Marx und Engels definierte »civil society« könne somit außerhalb des Kapitalismus nicht existieren. Das erste Problem bei dieser Interpretation ist ein Übersetzungsproblem. An der entsprechenden Stelle geht es Marx und Engels um die »bürgerliche Gesellschaft«, nicht um die Zivilgesellschaft: »Die bürgerliche Gesellschaft als solche entwickelt sich erst mit der Bourgeoisie.« Allerdings wird darunter der »materielle Verkehr« verstanden, das »kommerzielle und industrielle Leben«. Da Nimni einen weiten Begriff von »civil society« hat, in dem z.B. die Nation enthalten ist, kann er nun Marx und Engels des krudesten Ökonomismus anklagen, weil sie alles, was er unter »civil society« versteht, als durch die Bourgeoisie dominiert definieren (21f.). Allerdings läßt sich dieses Mißverständnis nicht auf ein Übersetzungsproblem reduzieren. Bei unvoreingenommener Lektüre hätte Nimni sehen müssen, daß sein Begriff und der von Marx und Engels sich auf verschiedene Ausschnitte der Realität beziehen. Nachvollziehbarer ist Nimnis Kritik an Engels Begriff der »geschichtslosen Völker« und dessen Kategorisierung kleinerer nationaler Gruppen wie der Basken, Bulgaren, Serben, Griechen als »Räubergesindel« oder »Völkerabfälle«. Seine These, daß solche Einschätzungen Resultat des eurozentrischen universalisierenden Denkens waren, ist nicht von der Hand zu weisen. Allerdings hat er es hier versäumt, die Gegenlinien im Werk von Marx darzustellen; z.B. dessen spätere Revision der Vorstellung, daß sich die politische und ökonomische Entwicklung weltweit nach den gleichen Gesetzen vollzieht, etwa in den Briefen an Vera Sassulitsch (vgl. W.F. Haug, *Pluraler Marxismus 1*, 1985, 32-47).

Neben Otto Bauer, dem 60 der 180 Textseiten gewidmet sind, findet nur noch Gramsci Gnade vor Nimnis Augen. Dessen Sensibilität für die nationale Frage, seine Forderung, daß die Arbeiterklasse die Formierung der Nation zu ihrer Aufgabe machen müsse, zeige die Überwindung des Ökonomismus. Konzepte wie »hegemonialer Block« und »kollektiver Wille«, die Hervorhebung der kulturellen Prozesse und die Privilegierung des Politischen seien wichtige Instrumente zur Analyse nationaler Identitätsbildungen. Kritik äußert er an Gramscis Assimilationsmodell und an dessen These, die europäische Kultur habe die Hegemonie über die gesamte Weltkultur gewonnen. Statt einer bloßen Kritik der assimilierenden Hegemoniebildung hätte man sich gewünscht, daß Nimni die dahinter stehende Frage ernster nimmt, nämlich wie politische Einheit oder politische Bündnisse auf der Grundlage eines kulturell-nationalen Pluralismus möglich sind. Das von Bauer entwickelte Modell eines multinationalen Staatsgebildes mit kultureller Autonomie für die einzelnen Nationalitäten erscheint Nimni als die einzige Möglichkeit, die beiden Strategien zu überwinden, die sich bislang in unterschiedlicher Weise als problematisch erwiesen haben: Die Schaffung eines monoethnischen Staates durch Unterdrückung

der ethnischen Minderheiten oder die Schaffung eines Nationalstaates für jede ethnische Gruppe. Nimni plädiert für eine Neudefinition von Nation und Staat: Weder sei der Staat notwendigerweise mit einer einheitlichen Nation verknüpft noch umgekehrt, die nationale Gemeinschaft (oder die ethnische Gemeinschaft) notwendig mit dem Staat. Er stellt sich allerdings nicht die Frage, wie diese Neudefinition realisiert werden könnte. Wie der Krieg im ehemaligen Jugoslawien nahelegt, ist der ethnisch homogene Nationalstaat ebenso unmöglich wie trotz allem begehrt.

Obgleich die Arbeit Otto Bauers für alle unverzichtbar ist, die sich mit Geschichte und Zukunft von Nationen, nationaler Identität und Nationalstaaten auseinandersetzen, ist es erstaunlich, daß Nimni der Sozialdarwinismus in Bauers Argumentation entgangen ist. Damit entgeht ihm die Gefahr des Gegenkonzepts zur Assimilation: die Verdinglichung und Naturalisierung nationaler und ethnischer Identitäten und die darin liegenden rassistischen Potentiale (auch die antisemitischen Äußerungen Bauers finden bei Nimni keine Erwähnung). Nach aller Kritik an Klassenreduktionismus und Ökonomismus findet sich bei Nimni ein »Nationenreduktionismus«. Die Lösung der »nationalen Frage« ist nicht als Lösung nur dieser Frage möglich. Wenn nicht die Beziehungen zwischen ökonomischen, klassenspezifischen, kulturellen (ethnischen) und darin jeweils die geschlechtsspezifischen Bedingungen der Produktion und Reproduktion nationaler Identitäten analysiert werden, wird die marxistische Analyse der Nation nicht weiterkommen. Nora Räthzel (Hamburg)

Butterwege, Christoph: Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen. Mit einem Geleitwort von Bruno Kreisky. Verlag Arbeit & Gesellschaft, Marburg 1991 (729 S., br., 88,- DM)

In einer Zeit der Irritationen linker sozialistischer Theoriebildung legt Butterwege eine umfangreiche Studie zur politischen Theorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie vor, die als »wichtigste Traditionslinie des Linkssozialismus in der Gegenwart« (17) nach »wichtigen Denkanstößen« (22) und Ausblicken auf zukünftige linkssozialistische Theorie und Praxis hinterfragt werden soll. Die Arbeit, die als Habilitationsschrift 1988 fertiggestellt und an der Universität Bremen angenommen wurde, resümiert langjährige Forschungen des Autors zu der Thematik. In den Vorbemerkungen vom Herbst 1990 weist Butterwege auf einen Umstand hin, der der Arbeit den Charakter eines Dokumentes einer vergangenen Epoche auferlegt, ohne daß die historischen Recherchen und Quellenstudien ihren Wert verlieren. Dieser betreffe die von Gorbatschow eingeleitete Entwicklung, die sowohl eine Reihe historischer Ereignisse anders bewerten und wie auch den Austromarxismus samt seiner zeitgenössischen Kritiker differenzierter beurteilen lasse (17f.). In erster Linie betrifft dies das Werk Otto Bauers, aber auch Karl Renners und Max Adlers.

Die Studie gliedert sich in eine theoretische Einleitung, die Vorgeschichte der Politiktheorie des Austromarxismus als »Parteiideologie und -praxis« von 1848 bis 1918/19 und in die im Titel markierte Periode von 1918 bis 1938. Die beabsichtigte »kritische Rezeption und Entmythologisierung des Austromarxismus, vor allem seiner Staats- und Demokratiefassung« (17) wird in den detailliert dargestellten historischen Verlauf und in die politische Praxis der SDAPÖ eingebunden. Als Kulminationspunkt werden die Staat und Demokratie/Diktatur betreffenden Diskussionen anlässlich des Linzer Programms der SDAPÖ 1926 analysiert und entwickelt. Von ungebrochener Aktualität ist dabei das aufmerksam nachgezeichnete – historisch verfehlt – Ringen der österreichischen Sozialdemokratie um die Frage legitimer

Gewalt gegenüber illegitimer Zerstörung der parlamentarisch-demokratischen Institutionen (318ff.). Der von der klerikal-konservativen Regierung am 15. Juli 1927 im sozialdemokratisch geführten Wien brutal niedergeschlagene Arbeiteraufstand leitete den Wendepunkt (355) in der Nachkriegsentwicklung ein und endete mit der Zerschlagung der 1918/19 erkämpften demokratischen Institutionen (367).

Als konzeptionelles Problem ist an die Arbeit die Frage zu richten, ob das ihr zugrundegelegte Verständnis von Austromarxismus als der »Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie von der Revolution 1918/19 bis zum Bürgerkrieg 1934 bzw. zur Annexion 1938« (17) nicht reduktionistisch ist. Läßt sich der Austromarxismus ohne seine philosophische bzw. wissenschaftstheoretische Eigenheit, wie sie in der sogenannten jüngeren marxistischen Schule von Adler, Hilferding, Renner und Bauer seit 1900 vertreten wird, in seiner Spezifik gegenüber anderen Rezeptionslinien des Marxismus erfassen? Auf dem »akademischen Boden« der Wiener Universität erzogen und von Hochachtung vor den Erkenntnisleistungen der akademischen Wissenschaft geprägt, sind deren Protagonisten – im Unterschied etwa zu F. Mehring und A. Pannekoek – davon überzeugt, den Marxismus nicht immanent aus sich heraus weiterentwickeln zu können, sondern nur durch eine »bewußte Verknüpfung der marxistischen Denkresultate und -methoden mit dem gesamten modernen Geistesleben, das ist mit dem Inhalt der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Arbeit unserer Zeit« (*Marx-Studien*, Bd. 1, Wien 1904, VII-VIII). Eine solche weite Auffassung von Austromarxismus würde den Begriff der Vorgeschichte zeitlich kürzer datieren.

Die Studie arbeitet methodisch mit der Annahme eines Spannungsverhältnisses zwischen Theorie und Praxis der SDAPÖ (29f.), eines Doppelcharakters des Austromarxismus als wissenschaftlicher Transformationsstrategie und Legitimationsideologie (31), eines Doppelcharakters der austromarxistischen Auffassung des Staates als Herrschaftsinstrument und als Integrationsmechanismus. Damit erschließt der Autor den Austromarxismus als ein vielseitiges, vieldeutiges und widersprüchliches Gebilde, das sich einer vereinfachenden, linearen Deutung bzw. Wertung entzieht. Eine methodische Einsicht, die sich u.a. in differenzierten, Kritik und Würdigung einschließenden Wertungen austromarxistischer Theorieansätze (160, 192) niederschlägt, auch wenn die – in den Vorbemerkungen angesprochenen – neuen Einsichten im Text nicht immer deutlich und produktiv umgesetzt sind. Dies betrifft u.a. zu ziehende Konsequenzen aus der anerkannten Nähe der Staats- und Strategieauffassungen von Gramsci und Bauer (296).

Ein Problem, das den Staat als »politisch-institutionellen Überbau« (202) nicht nur theoretisch, sondern auch real als vieldeutiges Gebilde ausweist, ist die Diskussion um Klassenwesen und davon ab- oder unabhängige Staatsformen hinsichtlich des Staatswesens in der Monarchie bis 1918. War es schon ein bürgerlicher Staat – gestützt auf die liberale Bourgeoisie und das katholische Kleinbürgertum – mit den noch undemokratischen Strukturen des Zensuswahlrechts (489)? Präge die Rolle der Krone, des Adels und der Beamten einen (Obrigkeits- bzw./und Wohlfahrts-) Staat über Bürgertum und Arbeiterschaft? Haben wir es mit einem gemeinsamen Staat von Adel, Krone und Bürgertum zu tun? Zumal hinsichtlich der Ausprägung eines »kapitalistischen Wirtschaftssystems« (202) vor 1918/19 kein Zweifel besteht. Der Text spricht von »feudal-klerikaler Regierung Taffé« (66), »Staat der Habsburger« (71), »bürgerlichem Klassenstaat« (72), »multinationalem Kaiserstaat« (ebd.), »monarchischem Obrigkeitsstaat« (73) und »halbfeudalem Herrschaftssystem« (78ff.).

Wenn Butterwegge die historisch wechselnde Haltung der SDAPÖ zwischen kritischer Distanz zum abgelehnten Staatswesen der Monarchie und schrittweisem

Übernehmen von Verantwortung im Staat, so während des Krieges, nachzeichnet und kritisch hinterfragt (82), erwartet der Leser ein Abklären von konkreten Alternativen, den Versuch, den konstatierten Doppelcharakter des Staates theoretisch und wertend umzusetzen, und wird enttäuscht. Kann aus dieser Sicht die – partielle – Integration der SDAPÖ in den Staat vor 1918 wirklich ausschließlich als Fehler (94) betrachtet werden? Wäre »konsequente Fundamentalopposition« der Sozialdemokratie gegen eine für sozialreformatorsche Schritte – im Vergleich mit dem liberalen Großbürgertum – eher offene Krone denn eine sinnvolle Alternative zu dem Bemühen gewesen, reale Widersprüche zwischen den beiden herrschenden Klassen im Interesse der Arbeiterschaft auszunutzen? Wurde so nicht die universale, integrative Funktion des sich über den Klassen wählenden Beamtenstaates in Anspruch genommen, ohne dabei seinen Klassencharakter zu mystifizieren?

Als außerordentlich spannend erweisen sich die Ausführungen zur Nationalitätenfrage als eines prägenden Elements austromarxistischer Theorie und Praxis. Nicht nur, daß theoretische Lösungsansätze wie kulturelle Autonomie im multinationalen Staatswesen oder Bevorzugen des Personalprinzips gegenüber dem Territorialprinzip auf ethnischer Grundlage heute erneut große Aktualität besitzen dürften, sondern es überraschen auch die Weitsicht und das Treffende in den Befürchtungen, die Austromarxisten wie Renner oder Bauer hinsichtlich der Bildung vieler, kleiner Nationalstaaten oder des Nationalismus kleiner Völker (94) hegten. Manche harte Wertung des Textes (138), die nicht immer in Einklang mit differenzierenden Würdigungen z.B. der Nationalitätentheorie Bauers steht, würde heute, angesichts der bitteren Erfahrungen im Jahr 1993, wahrscheinlich entgegenkommender ausfallen. So kann das Konzept »kultureller Autonomie« als Alternative zum zerstörerischen Prinzip von »Selbstbestimmung/Lostrennung« kaum noch so schroff abgewiesen werden (90, 97, 119). Das entscheidende Problem der ethnischen Minderheitenrechte ist allerdings weder im National- noch im Nationalitätenstaat a priori gelöst.

Die Analyse kreist immer wieder um die Frage, ob und inwieweit die parlamentarisch-demokratische Form des Staatswesens seit dem Ende der Monarchie einen politisch-institutionellen Überbau für eine sozialistische Transformation der Gesellschaft Österreichs bereitgehalten hat. Eine Frage, auf die Butterwege in seiner Arbeit eher eine verneinende Antwort zeichnet. Die Alternativfrage, »ob der (bürgerliche) Staat ein Instrument der herrschenden Klasse oder ein Mittel zur Befreiung der unterdrückten ist« (383), wird ebenso alternativ gehandhabt. Entsprechend fallen die Wertungen der die Frage bejahenden Aussagen bei Bauer und anderen aus (208), immer wieder kontrastiert durch davon abweichende, dem Gegenstand angemessene Würdigungen der theoretischen Gedanken Bauers (218, 240f., 245) und – dies dürfte in der linkssozialistischen Literatur ein Novum sein – Renners. Bei der Diskussion um die Angemessenheit der parlamentarischen Demokratie als Instrument der Transformation gerät die Frage in den Hindergrund, ob sie – nach der Erfahrung Faschismus – heute nicht ein unbedingt zu bewahrendes Kulturgut darstellt, auch wenn immer zugleich partikuläre Interessen vermittelt werden (332f.).

Die unterschiedlichen Staatskonzepte, die von der Auffassung des bürgerlich-demokratischen Staates als Instrument des Sozialismus (Renner) über die Theorie der »Volksrepublik« (Bauer) bis hin zum erstrebten Ersetzen der bürgerlichen Republik durch eine demokratisch legitimierte Diktatur des Proletariats (Leichter, M. Adler) reichten und alle innerhalb der SDAPÖ vertreten wurden und vertreten werden konnten, differenziert der Autor gegeneinander aus (251ff.). Vielleicht ist der Gegensatz in den Staatsauffassungen bei Renner und Bauer (408f.) auch als traditioneller, das 19. Jahrhundert durchziehender Gegensatz sozialreformatorsch-

obrigkeitsstaatlicher («Kathedersozialisten») und liberalistischer Standpunkte zu entschlüsseln. Lesenswert sind ebenfalls die Passagen über Bauers Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte, das Hegemonieproblem (269ff.) und die sich darauf gründenden Versuche zu einer eigenständigen Faschismustheorie (277ff.). Ausgehend von Bauers Gleichgewichtstheorie bietet der Autor einige der angekündigten, aber meist vermißten Überlegungen zu Denkanstößen für eine zeitgemäße linkssozialistische Theorie (290). Weitere Anknüpfungspunkte werden im Spätwerk Bauers, *Zwischen zwei Weltkriegen* (1936), ausgemacht (522f.).

Die Arbeit Butterwegges stellt ein in sich geschlossenes Werk über einen wichtigen nationalen Weg sozialistischer Theorie und Praxis und einen großen Fundus hinsichtlich der zeitgenössischen und rezipierenden Quellen dar. Dem Text wäre es streckenweise besser bekommen, hätte sein Autor manche theoretische und praktische Frage als offene behandelt. Überzeugende Denkanstöße für eine, den Umständen des Jahres 1993 angemessene, sozialistische Theorie zu fordern, ist dagegen gewiß ein unbilliges Ansinnen an den einzelnen. Christian Möckel (Berlin)

Menzel, Ulrich: Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992 (227 S., br., 18,- DM)

Ulrich Menzel hat viele fleißige Bücher geschrieben, die zwar in allen einschlägigen Literaturverzeichnissen stehen, aber – leider – kaum jemals gelesen wurden. Das vorliegende ist ein eher faules, es beschränkt sich im wesentlichen darauf, sich einen Watschenmann namens »große Theorie« zusammenzubasteln und anschließend zu zerfetzen. Dafür ist es in aller Munde. Den Durchbruch verschaffte ihm ein klassisches Foul, ein schrecklicher »Tabubruch« in einem hier mit abgedruckten *FR*-Aufsatz »Globale Sozialpolitik statt Entwicklungshilfe«: Da die meisten Staaten des Südens offensichtlich nicht in der Lage seien, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, ihre Bevölkerungen mit Nahrungsmitteln zu versorgen und die Einhaltung der Menschenrechte zu garantieren, müßten sie (oder die am meisten gefährdeten von ihnen) »bis auf weiteres der *Treuhand* des Nordens unterstellt« werden, welche mittels einer »Feuerwehr« genannten militärischen Eingreiftruppe ausgeübt werden solle. Wie mutig es war, das zu fordern, was die führenden Militär- und Politstrategen der herrschenden Klassen des Westens ohnehin seit einigen Jahren betreiben, sei dahingestellt; Publizität hat es dem Autor jedenfalls verschafft. Dabei liegt der Skandal dieser Forderung natürlich nicht darin, daß sich Menzel Gedanken über internationale Institutionen macht, mittels derer man Dinge wie massenhafte Menschenrechtsverletzungen oder das Aushungern ganzer Bevölkerungsgruppen auch gegen den Willen der beteiligten Regierungen unterbinden könnte. Der Skandal liegt darin, daß er von vornherein die Entscheidungsgewalt alleine den »Ländern des Nordens« vorbehält; selbst internationale Organisationen wie die UNO, »in denen die Eliten der Südländer ein starkes Gewicht haben, sind wegen deren Blockademöglichkeiten als Trägerschaft oder Kontrollorgane ungeeignet« (alle Zitate 211f.). Als ob es nur im Süden herrschende Eliten mit partikularen Interessen gäbe, im Norden aber die klassenlose Gesellschaft herrschte. Als ob massenhafte Menschenrechtsverletzungen im Norden nie vorgekommen und auch für alle Zukunft auszuschließen wären (nicht nur der rechte Terror im gegenwärtigen Deutschland läßt einen da sehr skeptisch werden). Als ob sich schließlich die herrschenden Klassen des Südens als einheitlicher Kollektivakteur beschreiben ließen, der sich immer und überall mit all seinen Unterheiten solidarisch verhielte – was in eklatantem Gegensatz zu Menzels eigener These vom »Ende der Dritten Welt« stehen würde.

Kommen wir nun von der werbewirksamen Verpackung zum theoretischen Gehalt

des Buches. Die Grundaussage ist im Titel schon angedeutet: Das Ende der Dritten Welt bedeutet das Scheitern jeglicher umfassender Entwicklungstheorie. Die Differenzierung der Dritten Welt in ganz arme, arme, Öl- und Schwellen-Länder ist weder mit den Modellen der Modernisierungstheorie zu erklären noch mit denen der Dependenztheorie (wobei sich Menzels Hauptattacke gegen die letztere und ihre mutmaßlichen Tabus richtet). Beide erheben einen »globalen Anspruch« (131) und können deshalb nur *gleichsinnige* Entwicklungen mit ihrem Instrumentarium fassen. Die tatsächlich aufgetretenen Heterogenisierungsprozesse widerlegen sie. Nun würde ich zugestehen, daß die evolutionistische Fünfstadientheorie eines Rostow, nach der jedes Land, das die magische Zehn-Prozent-Investitionsraten-Schwelle überschreitet, exakt 60 Jahre später das Stadium des Massenkonsums erreicht, durch jene Differenzierungsprozesse falsifiziert ist. So unvorsichtig, Zahlen zu nennen, war aber kaum ein anderer Modernisierungstheoretiker. Wenn die von Lipset prognostizierte Demokratisierung im Gefolge wirtschaftlicher Entwicklung oder die von Kuznets vorhergesehene Verminderung der Ungleichheit nach ihrer anfänglichen Verschärfung bisher noch nicht festzustellen sind, dann müssen wir halt noch eine Weile warten – eine Widerlegung der Theorie muß hieraus für keinen von beiden folgen. Ebenso würde ich zugestehen, daß die auf dem reinen Zirkulationsmodell von Frank und Wallerstein beruhende Theorie des peripheren Kapitalismus von Menzels ständigem Koautor Senghaas, nach der Entwicklung und Unterentwicklung alleine aus einem Surplustransfer aus der Peripherie in die Metropolen über den internationalen Handel zu erklären sind, durch den Erfolg der ostasiatischen Schwellenländer mit ihren weltmarktorientierten Strategien widerlegt wird. Die linken Kritiker dieses Modells, insbesondere Brenner, Laclau und Meillassoux, die allesamt *auch* globale Theorieansätze vertreten, nimmt Menzel in dem Kapitel über das Scheitern der großen Theorie überhaupt nicht zur Kenntnis. Sie hatten betont, daß die kapitalistische Entwicklung nicht nur auf internationalem Werttransfer, sondern auch auf einer durch die weitgehende Ausschaltung gewaltförmiger Methoden der Mehrproduktaneignung bedingten *internen* Dynamik von Akkumulation und Produktivkraftrevolutionierung beruht. Ihr Modell wird durch den Erfolg von Ländern wie Korea, Taiwan, Singapur und Hongkong, in denen der Arbeitsmarkt das zentrale Mittel der Mehrproduktaneignung geworden ist, kaum in Frage gestellt. Es sieht sehr danach aus, als habe Menzel das Scheitern des von ihm selbst früher vertretenen theoretischen Modells gleich zum Scheitern *der* Theorie hochstilisiert.

Das Positive zum Schluß: Das zweite Kapitel, das »die großen Paradigmen der entwicklungstheoretischen Ideengeschichte« behandelt und mit wirtschafts- und sozialhistorischen Entwicklungen in Verbindung zu bringen versucht, ist für jeden, der einen ersten Überblick über die Geschichte der entwicklungstheoretischen Diskussion zu gewinnen sucht, mit Gewinn zu lesen. Hier werden auch die notwendigen Differenzierungen vorgenommen, der Pappkamerad »große Theorie« verschwindet hinter zahllosen selbständigen Einzelfiguren – was auf Menzels Grundthese vom Scheitern der großen Theorie in keiner Weise zurückschlägt. Und noch eine Warnung an die Leser: Ein grober Überblick ist ein grober Überblick, in dem notwendigerweise vieles verkürzt bleibt; die Lektüre der Hauptwerke der Originalliteratur erspart er einem nicht.

Gerhard Hauck (London)

Reemtsma, Jan Philipp (Hrsg.): Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels. Junius Verlag, Hamburg 1991 (264 S., br., 29,80 DM)

Alljährlich belegt Amnesty International mit neuen Zahlen, daß in mindestens der Hälfte der UN-Staaten gefoltert wird. Durch die Berichte der Opfer erfahren wir ihr

Schicksal. Wo die Gefolterten nur noch stottern oder schweigen können, wie in Claude Lanzmanns Film *Shoah*, wo die Physis geschunden und die Psyche gebrochen wurde, versagt die Einfühlung des Lesers. Diese Grenze des Verstehens, die vom Ungeheuerlichen hervorgebracht wird, unterstreicht den Schrecken der Folter. Authentische Erfahrungsberichte sind für Aufklärung unersetzlich. Doch sie stehen in der Gefahr, Folter als einen Einzelfall, als den historischen Ausrutscher eines Staates oder einer Gruppe erscheinen zu lassen. Diesem Eindruck wirkt der vorliegende Sammelband entgegen. Er analysiert die Folter als ein Herrschaftsmittel und rückt ihre systemstabilisierende Funktion in den Blick. Natürlich muß jeder einzelne Gefangene vor der Folter bewahrt werden. Doch die politische Dimension des Phänomens Folter kann erst durch die Analyse ihrer Funktionsweise begriffen werden.

Reemtsma weist in seinen Beiträgen darauf hin, daß *systematisch* gefoltert wird. Das gängige Bild, die Folter sei eine besonders grausame Art der Geständniserpresung, müsse abgelegt werden. Vielmehr gehe es um ihren »sozialen Sinn« (247). Schon in der Antike sei die soziale Grenze zwischen Bürgern und Sklaven u.a. durch die Folterbarkeit letzterer gezogen worden. Heute ist die soziale Dimension der Folter mit ihrem »Drohpotential« (13) verbunden. Staaten foltern, um eine Atmosphäre der Angst zu erzeugen, durch die sie die Handlungsbereitschaft der Opposition schwächen können. In kühler Berechnung setzen sie Folter als Herrschaftstechnik ein. Ebenso wie das »Verschwindenlassen« Oppositioneller gehört sie zu einer weit verbreiteten 'Politikform'. Dieses demonstriert, daß die Gesellschaft auf einem Gewaltverhältnis errichtet ist, daß die integrativen Strategien einen »repressive(n) Kern« (21) mitführen. Thomas M. Scheerer untersucht das argentinische Beispiel. Nach dem Kollaps der Diktatur begann die argentinische Gesellschaft (im Gegensatz zur deutschen nach 1945) gegen große Widerstände der Militärs mit der Aufarbeitung der Vergangenheit. Eine Kommission recherchierte die Verbrechen der Diktatur. Ihr Bericht belegt, »daß Verschwindenlassen, Folter und Mord nicht als Exzesse übereifriger und perverser Chargen gelten dürfen, sondern einer systematisch von Staats wegen eingesetzten Unterdrückungsmethode entsprechen« (93). Scheerer zeichnet außerdem die unrühmlichen Beziehungen der SPD-regierten Bundesrepublik zu Argentinien nach, die zwar von den Menschenrechtsverletzungen im Lande wußte, aber gegenüber diesem System des »Marktfaschismus« (101) wegen willkommener Großaufträge weder Kritik äußerte noch politisch tätig wurde.

Ingo Kletten zeigt am chilenischen Geheimdienst DINA, wie es dem Diktator Pinochet gelang, seine Hausmacht gegenüber anderen Generälen der Junta zu festigen. Sein »Konzept des modernen, auf der Kombination von Terror und einer dem Weltmarkt angepaßten Wirtschaftspolitik beruhenden Staates« (41) ist für den Sieg ursächlich gewesen. Hierin lassen sich »spezifisch moderne Züge« (65) erkennen: »Die chilenische Entwicklung unter Pinochet war Modernisierung.« (Ebd.) Nach innen wurde die Gesellschaft von einer »Pädagogik des Terrors« (56) paralysiert. Tanker Akçam zeigt, wie die Folter in der Türkei als etwas ganz Normales angesehen und »systematisch und weitverbreitet angewandt wird« (155). Das Bild vom primär sadistischen Folterer revidiert Mika Haritos-Fatouros am Beispiel der griechischen Obristendiktatur. Routinemäßig wurden »etwa 1,5 Prozent aller zum Wehrdienst Eingezogenen zu Folterern ausgebildet« (73), die dann ihre sogenannte Pflicht taten. Wolfgang Kraushaar untersucht, wie die Linke in der Bundesrepublik die Folter in den letzten Jahrzehnten wahrgenommen hat: »Nicht Begriffe, sondern Bilder sind die Formen, in denen das Ungeheuerliche ... zu bannen versucht wird.« (206) Mit den Haftbedingungen der RAF-Aktivisten richtete sich der Foltervorwurf auch

gegen die BRD. Sebastian Scheerer zeigt, daß die RAF eine Debatte um Folter ablehnte, weil sie nicht im bürgerlichen Wertehorizont der Menschenrechte argumentieren wollte. Deren Rechtsanwälte aber erhoben den Foltervorwurf. Der Staat reagierte unverhältnismäßig. Er war an seinem Legitimationsnerv, der Rechtsstaatsidee, getroffen. Wird die Forschung über Folter nicht zum Selbstzweck, so klärt sie wie hier über die Gestehungskosten des siegreichen Kapitalismus auf, der auf einem mal verdeckten, mal offenbaren Gewaltverhältnis beruht.

Sven Kramer (Hamburg)

Gill, Bernhard: Gentechnik ohne Politik. Wie die Brisanz der Synthetischen Biologie von wissenschaftlichen Institutionen, Ethik- und anderen Kommissionen systematisch verdrängt wird. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1991

(331 S., br., 58,- DM)

Ein irritierender Titel für ein Buch, das die Entwicklung dieser »Neuen Technologie« in der Bundesrepublik aus politikwissenschaftlicher Perspektive beschreibt. Scheint doch die Gentechnologie in der BRD wie in keinem anderen Land politisiert zu sein: In Talk-Shows, Festvorträgen und Gesetzesinitiativen werden Nutzen und Restrisiken von *Reagenzglasbabys*, *Killertomaten* und anderen technischen wie sprachlichen Neuschöpfungen immer wieder diskutiert. Die vom Verband der Chemischen Industrie getragene »Initiative pro Gentechnik« beklagt die angeblich allzu strikte Regulierung, die den Industriestandort Deutschland gefährde, und fordert die Lockerung des 1990 verabschiedeten Gentechnik-Gesetzes sowie der entsprechenden EG-Richtlinien. Dabei kann von Stillstand nicht die Rede sein: Über 1800 Genlabors waren zum Jahreswechsel 1992/93 in der BRD gemeldet, davon allein 500 nach dem Inkrafttreten des Gentechnik-Gesetzes hinzugekommene; jährlich werden Forschung und Entwicklung in diesem Bereich mit 3 bis 4 Mrd. DM gefördert. Wie Meinungsumfragen zeigen, bleibt die Bevölkerung indessen skeptisch gegenüber den versprochenen Segnungen der Biotechnologie. An dieser Diskrepanz zwischen einer sich naturwüchsig entwickelnden Technik und dem öffentlichen Unbehagen an der Vision einer beliebigen Gestaltbarkeit der menschlichen wie außermenschlichen Natur setzt das Buch an. Die normative Prämisse des Autors bezieht sich kritisch auf eine Gesetzgebung, die die politische Dimension von Gentechnologie als ökonomisch-technischen Sachzwang deklariert. Die derzeitige Politik sei ganz auf die Weltmarktposition der Deutschen Industrie fixiert und arbeite im nachhinein die der öffentlichen Kritik besonders zugänglichen Symptome mit gesetzlichen und bürokratischen Maßnahmen klein. Gegenüber dem »repräsentativen Absolutismus« des parlamentarischen Systems setzt Gill auf die Gestaltung und Restriktion der neuen technischen Optionen durch den Willensbildungsprozeß interessierter und informierter BürgerInnen. Denn schließlich gehe es auch darum, die Umwälzung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen.

Aus dieser Perspektive rekonstruiert Gill das »unpolitisierte Politikum« der Gentechnologie. In ihr sieht er das alte Forschungsprogramm des erbbiologischen Reduktionismus verwirklicht, in dessen Rahmen man nun von der Analyse zur Synthese, also zur technischen Neukonstruktion des Lebendigen, übergehe. Hier sei mit der »Gefahr des Mißlingens«, d.h. mit ökologischen Folgeproblemen, zu rechnen, die aus der unbegriffenen Komplexität der manipulierten Organismen resultierten. Zugleich sei die Gesellschaft mit der »Gefahr des Gelingens« konfrontiert, die aus der Ankündigung der reibungslosen Verfügbarkeit menschlichen Lebens erwachsen könnte. Ein »moralischer GAU« deute sich in den Thesen mancher Bioethiker, z.B.

Peter Singers, an, wenn zwischen Maschinen, Tieren und Menschen kein kategorialer Unterschied mehr gemacht werde.

Diese skeptische Sicht kontrastiert Gill mit der gleichsam aseptischen Routine arbeitsteiligen Forschungshandelns. Anhand zweier Fallbeispiele werden Organisation und Arbeit eines Humangenetischen Instituts und eines industrienahen Genzentrums vorgestellt. Anhand von aggregiertem Zahlenmaterial über Laboranmeldungen, Fördermittel und Patente wird die Allokation der biotechnischen Forschung in der BRD insgesamt analysiert. Die Reaktionen der offiziellen Politik hätten sich, spektakulären und mystifizierenden Thematisierungen in den Medien folgend, vor allem auf »Monsterbakterien« und »Homunculi«, d.h. auf seuchenhygienische Aspekte und die Probleme der Reagenzglasbefruchtung, konzentriert, und hierauf mit dem Gentechnik-Gesetz und dem Embryonenschutzgesetz reagiert. Befürchtungen um die Arznei- und Nahrungsmittelsicherheit, die einseitige Ausrichtung der Grundlagenforschung, den Ausschluß von Alternativen, die Gefahr biologischer Kriegsführung und eugenischer Auslese würden dagegen heruntergespielt.

Diese Verdrängungsleistung wird aus der Funktionsweise der Kommissionen erläutert, die den Verlauf der Politik nachhaltig bestimmen: der Gutachtergremien des Forschungsministeriums (BMFT), der Zentralen Kommission für biologische Sicherheit, der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages und der Ethik-Kommissionen der Universitäten und Ärztekammern. Anhand der Sequenz »Problemwahrnehmung – Beratung – Empfehlung – Umsetzung« wird die selektive Arbeitsweise der Kommissionen verdeutlicht: Ihr Einsatz erfolgte punktuell und reaktiv; in ihrer expertokratischen Zusammensetzung reproduzierte sich, zum Teil in personeller Kontinuität, ein Kartell der an der Etablierung ihrer Methoden interessierter Wissenschaftler; der stillschweigend vorausgesetzte Werthorizont von Problemwahrnehmung und -beratung blieb an einer restriktiven Auslegung des Grundgesetzes (Wissenschafts- und Gewerbefreiheit, Schutz von Leben und körperlicher Unversehrtheit) orientiert; die Empfehlungen beschränkten sich auf schwer kontrollierbare Einzelmaßnahmen und würden häufig nicht umgesetzt. Gemessen an den prozeduralen Standards vergleichbarer Kommissionen in den USA sei besonders die hierzulande praktizierte Abschottung gegenüber der Öffentlichkeit auffällig.

Der Autor hat eine materialreiche Arbeit vorgelegt, die von sozialwissenschaftlicher Kompetenz und biologischen wie medizinischen Kenntnissen zeugt. Allerdings hätte man sich einen weitergehenden Vergleich zwischen den Gentechnologiepolitiken der hochindustrialisierten Ländern gewünscht. Das hätte möglicherweise eine differenzierende Einschätzung von Widerstandspotentialen erlaubt. Erst wenn man den von Gill betonten Trägheitsgesetzen des wissenschaftlichen und politischen Systems die noch näher auszulotenden mikrosozialen Sprengkräfte und Handlungsspielräume gegenüberstellt, lassen sich Ansatzpunkte für ihre wirkungsvolle Beeinflussung finden.

Klaus Müller (Berlin)

Rucht, Dieter (Hrsg.): Research on Social Movements. The State of the Art in Western Europe and the USA. Campus Verlag/Westview Press, Frankfurt/M. – Boulder/Colo. 1991 (464 S., br., 36,- DM)

In den letzten zehn Jahren hat sich international eine hohe Forschungsdichte zu dem Phänomen der neuen sozialen Bewegungen (nsB) entwickelt. Entstehungsursachen, Verläufe, Zielsetzungen, Einflußmöglichkeiten und ökonomische Eigenheiten der nsB wurden in ihrem länderspezifischen Kontext und komparativ untersucht und international diskutiert. Es ist schwer, sich in der Fülle dieser Literatur mit ihren vielzähligen Forschungs- und Darstellungsmethoden zurechtzufinden. Auf die

erste Zwischenbilanz Anfang der achtziger Jahre von Karl Werner Brand (Opladen 1982), folgt nun mit Dieter Ruchts englischsprachigem Sammelband eine weitere. – Im ersten Teil referiert und kritisiert Bert Klandermans die Forschungsansätze in Westeuropa und den USA, deren Grundfragen und Herangehensweisen stark differieren, da sich die geschichtlichen, politischen und sozialen Kontexte und demzufolge auch die sozialen Bewegungen fundamental unterscheiden. Im zweiten Teil wird der Forschungsstand in ausgewählten Ländern von dort ansässigen ForscherInnen untersucht: USA, Großbritannien, Italien, Westdeutschland, Schweiz, Österreich, Schweden, Dänemark und Niederlande. Im dritten Teil werden einzelne Theorieansätze diskutiert, u.a. der die US-amerikanische Diskussion prägende »Ressourcen-Mobilisierungsansatz« und der Ansatz von Alain Touraine, der die europäische Debatte stark beeinflusst hat. Den Abschluß bilden zwei Beiträge, die den politischen Einfluß sozialer Bewegungen in Westeuropa und den USA vergleichen und Perspektiven für weitere Forschungen benennen. – Das insgesamt gelungene Buch hat zwei Mängel: 1. Nur zwei der 20 AutorInnen sind Frauen, obgleich es inzwischen viele Frauen in der nsB-Forschung gibt. 2. Auch wenn schon der Titel den Untersuchungsbereich auf Westeuropa und die USA beschränkt, ist heute nicht mehr einsehbar, daß die osteuropäischen Diskussionen ausgeschlossen werden. Die dortigen theoretischen Auseinandersetzungen vor, während und nach der »Wende« von 1989 bedürfen der kritischen Würdigung.

Ulrike C. Wasmuht (Berlin)

»Wenn wir uns nicht selbst befreien, bleibt es für uns ohne Folgen« Peter Weiss



Erinnerungsarbeit ist die Methode, Erfahrungen von Frauen zu nutzen, um die blinden Flecken in den vorhandenen Sozialisationstheorien zu entfernen. Ihr liegt die Annahme zugrunde, daß die einzelnen Menschen im Laufe ihrer Geschichte ihre Persönlichkeit so bauen, daß eine stimmige Realität für sie entsteht. Dafür wählen sie aus der Fülle des Erlebten einzelnes aus, bewerten es als bedeutungsvoll, verdrängen und vergessen anderes. In diesem Buch geht es um die begründende Fragestellung und erste Diskussionen um die Beteiligung der Frauen an ihrer Unterdrückung. Die Thematik wird durch große Bereiche von Moral und Verantwortung, von Arbeit und Politik bis ins Reich der Träume verfolgt.

256 Seiten, broschiert
DM 22,00/ÖS 172/SF 23,00

»Der Ansatz der Erinnerungsarbeit traut sich zu, die Erfahrungen der einzelnen radikal ernstzunehmen, ohne sich in der Vielfalt unterschiedlicher Lebensgeschichten zu verlieren. Dieser Mut ist es, der die Erinnerungsarbeit als "genußvolle, neue große Empirie" äußerst anziehend macht.« *Schlängenbrut*

 Argument Verlag

Von der tiefen Geschichtlichkeit des Phänomens Alkohol.



Eine faszinierende Darstellung:

Hasso Spode. Die Macht der
Trunkenheit. Kultur- und Sozial-
geschichte des Alkohols in
Deutschland. 388 Seiten.
Leinen mit Schutzumschlag.
48,—DM.

ISBN 3-8100-1034-0

Leske + Budrich

Verfasser/innen

V: = Veröffentlichungen A: = Arbeitsgebiete M: = Mitgliedschaften

Azria, Régine, 1948; Dr., Mitarbeiterin am Centre National de la Recherche Scientifique, Paris. A: Religionssoziologie

Becker, Jens: siehe *Argument* 199

Cölfen, Hermann, 1959; Studium der Germanistik an der Univ.-GH Duisburg

Dörge-Weidemann, Jonas, 1962; M.A., Promovend für Politikwiss. an der GH Kassel. A: Kritische Theorie und revolutionäre Praxis; Probleme gewerkschaftlicher Politik

Drubig, Roland, 1955; M.A., Wiss. Mitarb. am Inst. für angewandte Kulturforschung Göttingen. A: Nationalismus, Migration, Wissenschaftsgeschichte

Düllberg, Gisela: siehe *Argument* 200

Fraser, Nancy; Dr., Wiss. Mitarbeiterin am Dep. of Philosophy der Northwestern Univ.

Frei, Alfred Georg, 1954; Dr.phil., M.A., Kulturamtsleiter, Lehrbeauftragter. V: *Die Arbeiterbewegung und die »Graswurzeln«* (1991); *Friedrich Hecker in den USA* (Hrsg., 1993); *Erinnern – Bedenken – Lernen* (Mithrsg., 21993). A: Zeitgeschichte; Kulturtheorie. M: SPD, ÖTV, Geschichtswerkstatt e.V.

Goldschmidt, Dietrich, 1914; Dr., emer. Prof. am Max-Planck-Inst. für Bildungsforschung, Honorarprof. an der FU und an der HU Berlin. V: *Der angekündigte Bund* (Hrsg., Mitautor, 1962); *Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen – Geschichte und Gericht* (Mitautor, 1964); *Gesellschaft und Erziehung* (Hrsg., Mitautor, 1967-69). A: Soziologie, bes. Bildungsforschung, pol. u. Religions-Soziologie, Judentum, Antisemitismus. M: Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung, Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste e. V.

Hadeed, Anwar, 1956; M.A., Koordinator für die Flüchtlingssozialarbeit im Regierungsbezirk Braunschweig. A: Migration. M: Ausländerbeirat Göttingen, AG Kommunale Ausländervertretungen Niedersachsens

Hauck, Gerhard, 1939; Dr., Priv.Do., Gastprofessor am OSI der FU Berlin. V: *Von der klassenlosen zur Klassen-Gesellschaft* (1979), *Geschichte der soziologischen Theorie* (1984), *Einführung in die Ideologiekritik* (1992), A: soz. Theorie, Entwicklungstheorie, Ethnosoz.

Hauer, Friedrich: siehe *Argument* 199

Haug, Frigga: siehe *Argument* 197

Hauser, Kornelia: siehe *Argument* 198

Hecker, Rolf, 1953; Dr.sc.phil, Prof., MEGA-Redakteur, V: *MEGA II/8* (Mithrsg., 1989); *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* (Mithrsg.). A: Marxsche Werttheorie, Geschichte der MEGA

Hinz, Manfred, 1952; Dr.habil., Wiss. Ass. an der Univ. Augsburg. V: *Fichtes »System der Freiheit«* (1981); *Die Zukunft der Katastrophe* (1985). A: Politische Philosophie des 16. und 17.Jh. in Italien und Spanien, Faschismus

Hipfl, Brigitte, 1954; Dr.phil., Assistentin im FB Kommun.- und Medienwiss. der Univ. Klagenfurt. V: *Fernsehen – Sucht oder Bereicherung?* (Mitautorin, 1989); A: Cultural Studies, Medienrezeption

Howald, Stefan, 1953; Dr.phil., Freier Publizist in London. M: Redaktionsmitglied des *Widerspruch* (Zürich)

Jäger, Christian: siehe *Argument* 197

- Kimpfler, Birgit**, 1968; Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie an der FU Berlin
- Krainer, Larissa**, 1967; M.A., Journalistin, Lektorin, Doktorandin an der Univ. Klagenfurt. A: Kultur, Politik
- Kramer, Sven**: siehe *Argument* 198
- Martens, Holger**, 1954; Dr., Wiss. und päd. Angestellter am Inst. für angewandte Kulturforschung, Göttingen. V: *Gesellschaft und Raum in Peru* (1993). A: Entwicklungstheorien und -politik, Migration, Rassismus – Antirassismus, Erwachsenenbildung
- Messer-Davidow, Ellen**; Associate Prof. an der Univ. of Minnesota, Dept. of English
- Möckel, Christian**, 1952; Dr.phil.habil., Wiss. Oberassistent an der HU Berlin. V: *Sozial-Apriori: der Schlüssel zum Rätsel der Gesellschaft* (1993). A: Philosophie im 19. und 20. Jh., Austromarxismus
- Müller, Klaus**, 1956; Dr.rer.pol., Wiss. Assistent am Inst. f. Soziologie der FS Univ. Jena, Redakteur der *Prokla*. A: Wissenschaftstheorie, soziolog. Theorie, Osteuropa
- Pinl, Claudia**, 1941; Dipl.-Pol., Journalistin, Autorin. V: *Das Arbeitnehmerpatriarchat* (1977); *Vom kleinen zum großen Unterschied* (1993); *Das faule Geschlecht* (i.Vorber.). A: Frauenerwerbsarbeit, Theorie und Praxis des Feminismus
- Stötzer, Gabriele**, 1953; Schriftstellerin. V: *Zügellos* (1989)
- Rätzfel, Nora**, 1948; Dipl.-Päd., Mitarbeiterin am Institut für Migrations- und Rassismusforschung, Redakteurin beim *Argument*. V: *Sexualisierung der Körper*, AS 90 (Mitautorin, ³1991); *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein* (Mitautorin, 1989). A: Alltagsrassismus, nationale Identität, Geschlechterverhältnisse. M: International Association for the Study of Racism
- Rieß, Rolf**: siehe *Argument* 200
- Roß, Klaus**, 1952; M.A., Erwachsenenbildner. A: Rhetorik
- Steil, Arnim**, 1956; Dipl.-Germanist. V: *Die imaginäre Revolte* (1984). A: Ideologietheorie, Politische Theorien des Konservatismus
- Wasmuht, Ulrike**: siehe *Argument* 200
- Watson, Peggy**, 1948; M.A., PhD, Soziologin, Senior Research Associate am Dep. of Social and Political Sciences, Univ. of Cambridge. V: *Crisis and Transition: Polish Society in the 1980s* (Mithrsg., 1987); *Social Control and the Law in Poland* (Mithrsg., 1991); *Jadwiga Staniszkis: The Ontology of Socialism* (Hrsg., Übers., 1992)
- Wolf, Frieder O.**: siehe *Argument* 197
- Zückert, Hartmut**, 1953; Dr.phil. V: *Die sozialen Grundlagen der Barockkultur* (1988). A: Feudalismus

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

35. Jahrgang

Nr. 197-202

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1991/92 schrieben unter anderen

Günther Anders, Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Brita Baume, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Klaus Briegleb, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Jens-F. Dwers, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Jana Gohrisch, Pablo González Casanova, Stuart Hall, Nancy Hartsock, Wilhelm Heitmeyer, Fredric Jameson, Jürgen Jünger, Mary Kaldor, Eva Kaufmann, Helga Königsdorf, Volker Külöw, Georges Labica, Gabi Lindner, Jürgen Link, Alaine Lipietz, Michael Löwy, Mary McIntosh, Norbert Mecklenburg, Jost Müller, Ludmila Nikititsch, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Philipa Rothfield, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Anne Showstock-Sasson, Dorothee Sölle, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Susan Willis, Erich Wulff

Redaktion

Wolfgang Bialas, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann (beurlaubt), Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götz, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1993 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1072 (ca. 996 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlag: Johannes Nawrath. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Foto-satz: Möbner und Steinhardt oHG, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Editorials

Editorial	197/ 1
<i>Wolfgang Fritz Haug: An Günther Anders denkend</i>	197/ 5
Editorial	198/167
Editorial	199/333
Editorial	200/499
Editorial	201/681
<i>Klaus Bochmann: Zum Tode von Christian Riechers</i>	201/685
Editorial	202/843
<i>Dietrich Goldschmid: Helmut Gollwitzer. 29.12.1908 – 17.10.1993</i>	202/849

Literarische Texte

<i>Dorothee Sölle: Rede in Mölln</i>	197/ 8
<i>Günther Grass: Zwei Sonette vom »Novemberland«</i>	198/172
<i>Ruth Rehmann: Bildwechsel 1990</i>	199/335
<i>Elfriede Jelinek: Wie Bäche vereinigen sich jetzt die Reden</i>	200/509
<i>Elke Erb: Bildschirm-Impression</i>	201/686
<i>Gabriele Stötzer: wenn einer der beatles ein IM gewesen wäre</i>	202/853

Nachrichten aus dem Patriarchat

Schutz der Ehe	197/ 10
Nicht sie – nicht wir (Zu Wolf Biermann)	198/173
De Sade / Der Morgen danach	199/338
Tier-Mensch-Übergangsfeld	200/507
<i>konkret</i>	201/687
Nachrichten aus dem Patriarchat	202/857

Aufsätze

<i>Rainer Alisch: Neuere Forschungen zur Anthroposophie im NS</i>	200/617
<i>Sünne Andresen: Verfügte Zeit. Literaturbericht</i>	199/349
<i>Marie-Luise Angerer: The Pleasure of the Interface: Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur</i>	201/737
<i>Ingrid Arbeitlang: Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung?</i>	198/231
<i>Régine Azria: Juden und Araber – Bilder des Anderen und Spiegeleffekte</i>	202/915
<i>Lothar Baier, Pierre Bourdieu, Reinhard Rürup: Vor-Überlegungen</i>	200/533
<i>Jörg Becker: Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989</i>	201/707
<i>Hanna Behrend: Ruhmlose Vereinigung</i>	199/393
<i>Wolfgang Bialas: Antifaschismus in der DDR – historisch-kritische Aufräumarbeiten</i>	200/551
<i>Anneliese Braun: Welche Perspektiven für die Hälfte der Frauen. Zur sozialen Lage in den »neuen Ländern«</i>	199/381
<i>Ariane Brenssell: Plädoyer für Einmischung in Lean Production</i>	199/363
<i>Willi Brüggen: Neue Wege zur gesellschaftlichen Alternative. Ansatzpunkte für einen ökologischen Kompromiß</i>	197/ 11
<i>Nancy Fraser: Clintons Umbau des Sozialsystems</i>	202/875
<i>Heinz Gess: Gesundheit als Symptomfreiheit</i>	197/105
<i>Axel Hauff: Der alte Antifaschismus ist tot. Für ein qualitativ neues Verständnis</i>	200/589
<i>Frigga Haug: Anmerkung zur Diskussion um die Kategorie »Geschlecht«</i>	202/899
<i>Frigga Haug: Das Bild der Anderen und weibliche Angst</i>	202/901
<i>Kornelia Hauser: »Du, wir werden so friedliche Bürger – kann das gutgehen?«</i>	199/409
<i>Kornelia Hauser: Maskulinisierungsprozesse und Frauenforschung</i>	202/891
<i>Jost Hermand: Fragen an Heiner Müllers »Autobiographie«</i>	198/255

<i>Joachim Hirsch</i> : Internationale Regulation. Bedingungen von Dominanz, Abhängigkeit und Entwicklung im globalen Kapitalismus	198/195
<i>Jürgen Hoffmann</i> : Ökologisch produzieren – ökonomisch verteilen? Gewerkschaften im Modernisierungsdilemma	197/ 63
<i>Kurt Jacobs</i> : Bruchstücke Sozialismus und Ökologie	197/ 31
<i>Eva Kaufmann</i> : Laudatio für Helga Königsdorf	199/405
<i>Carsten Klingemann</i> : Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen im NS-Staat und in der Mediengesellschaft	201/749
<i>Arno Klönne</i> : Abschied vom Antifaschismus?	200/583
<i>Juha Koivisto und Esa Väliverronen</i> : Das Comeback kritischer Theorien der Öffentlichkeit	201/717
<i>Wolfgang Kowalsky</i> : Nicht Antifaschismus, sondern Anti-Rechtsextremismus	200/571
<i>Yuri Krasin</i> : Perspektiven nach dem Scheitern der »Schocktherapie« in Rußland	198/185
<i>Ingrid Kurz-Scherf</i> : Fragen an eine Kritik der politischen Ökonomie der Arbeit	199/339
<i>Thomas Laugstien</i> : Das Heiber-Syndrom	200/595
<i>Andrzej Malkiewicz und Jerzy Palys</i> : Wege und Fallen beim Aufbau des Kapitalismus in Polen	198/175
<i>Armand Mattelart</i> : Neue Horizonte der Kommunikation	201/689
<i>Ursula Menzer</i> : Georg Simmels Geschlechterphilosophie	201/765
<i>Ellen Messer-Davidow</i> : Die Neue Rechte der USA im Kampf um die Hochschulen	202/925
<i>Oskar Negt im Gespräch mit Wolfgang Fritz Haug</i> : Ende der Nachkriegszeit – Ende des Antifaschismus?	200/535
<i>Helmut Peitsch</i> : »Abschied von der Dokumentarliteratur«? Zu F.C. Delius	199/412
<i>Marge Piercy</i> : Die Gestaltwechsler	201/735
<i>Karen Ruoff</i> : Ortsbetrachtungen in Clintons Amerika	201/761
<i>Ulrich Schmid</i> : Biologen im NS-Staat	200/611
<i>Annette Schnoor</i> : Siemens-Arbeiterinnen streiten um Selbstbestimmung	199/371
<i>Ruth Seifert</i> : Krieg und Vergewaltigung	197/ 81
<i>Paul M. Sweezy und Harry Magdoff</i> : Den Kapitalismus in seiner Geschichte begreifen	198/223
<i>Claus Thomasberger</i> : Öko-Steuern als Mittel ökologischen Umbaus?	197/ 47
<i>Peggy Watson</i> : Osteuropa: Die lautlose Revolution der Geschlechterverhältnisse	202/859
<i>Thomas Weber</i> : Glücklose Engel. Über ein Motiv bei Heiner Müller und Walter Benjamin	198/241
<i>Frieder O. Wolf</i> : Zu Al Gores »Marshallplan für die Erde«	197/ 75
<i>Erich Wulff</i> : Wahnsinn als selbstdurchkreuzte Intentionalität	197/ 91

Dokumentation

Appell von Angehörigen der Universidade Agostinho Neto, Angola, an die Weltöffentlichkeit	197/121
Manifest der »Europäischen Charta« (Liga gegen die Nationalismen)	198/268

Kongreßberichte

Marxism in the New World Order. Crises and Possibilities. International Conference in Amherst/USA, 12.-14.11.1992 (<i>F.Haug</i>)	197/115
Functions and Structures of Power in the Transition from Totalitarianism to Democracy. Internationale Konferenz der Gorbatschow-Stiftung in Moskau, 27.-28.11.1992 (<i>W.F.Haug</i>)	197/118
Philosophie und Nationalsozialismus. Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 28.-29.11.1992 (<i>G.Leaman</i>)	198/269
Beide Amerikas 1492-1992. Vielfalt der Entwicklungswege. Symposium der UNESCO in Paris, November 1992 (<i>Ch. und H.-H.Nolte</i>)	199/425
L'Image de L'Autre/The Image of the Other. Kongreß der Association Arabe de Sociologie in Hammamet-Tunis, 29.-31.3.1993 (<i>F.Haug</i>)	199/431
Lenin-Symposium in Wuppertal, 15.-18.3.1993 (<i>W.F.Haug</i>)	199/433
Die Linke in Europa. Perspektiven und Projekte. Kongreß des Pro MS, der Jusos NRW und der Jusos Köln in Köln, 13.-14.3.1993 (<i>B.Röttger</i>)	199/435
»Was tun?« konkret-Kongreß in Hamburg, 11.-13.6.1993 (<i>W.F.Haug, K.Holzcamp</i>)	200/623
Grundfragen der Marxschen Theorie. Kolloquium der Hessischen Erwachsenenbildungsstätte Falkenstein, 2.-4.7.1993 (<i>Th.Weber</i>)	200/626

Vernunftbegriffe in der Moderne. 5. Internationaler Hegel-Kongreß der Internationalen Hegel-Vereinigung in Stuttgart, 10.-13.6.1993 (<i>M. Koops</i>)	200/627
Wi(e)der die Vereinzelung. 5. Kongreß des Unabhängigen Frauenverbandes in Berlin, 4.-6.6.1993 (<i>E. Maleck-Lewy</i>)	200/628
Daß es so weiter geht, ist die Katastrophe – SOS Zivilgesellschaft. 14. Berliner Volksuni, 28.-31.5.1993 (<i>H. Schwenger, A. Weiß, A. Tschsch, P. Jehle</i>)	200/629
Ethnozentrismus und der Umgang mit ethnischen Minderheiten. Nachtrag zum 26. Soziologentag in München, 28.9.-2.10.1992 (<i>C. Wilpert</i>)	201/779
Mensch – Maschine – Kommunikation. Arbeitstagung des DGB-Bildungswerkes in Hattingen, 7.-9.6.1993 (<i>W. Oesterle-Imbery</i>)	201/782
»Mensch bleiben« – Zur Wiederentdeckung des Subjekts in der Psychiatrie. 4. Internationales Herner Gemeindepsychiatrisches Gespräch, 14.-16.9.1993 (<i>H. Pfannkuch</i>)	201/783
»Flucht ist kein Entkommen« – 1. Landesweite Konferenz von Flüchtlingen für Flüchtlinge in Göttingen, 3.-4.9.1993 (<i>A. Hadeed, H. Martens, R. Drubig</i>)	202/943
European Forum of Left Feminists: Nationalism, Racism and Gender in Europe in Amsterdam, 19.-21.11.1993 (<i>F. Haug</i>)	202/944
MEGA ² -Bände nach der Wende. Kolloquium des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V. in Berlin, 16.10.1993 (<i>R. Hecker</i>)	202/945
Die Fußballweltmeisterschaft 1954 und die fünfziger Jahre. Öffentliche Fachtagung der Stadt Singen in Singen, 19.-20.6.1993 (<i>A.G. Frei</i>)	202/946

Besprechungen

Philosophie

<i>Akerma, Karim</i> : Der Gewinn des Symbolischen (<i>D. Behrens</i>)	199/440
<i>Althusser, Louis</i> : Die Zukunft hat Zeit / Die Tatsachen (<i>G. Düllberg</i>)	202/949
<i>Arendt, Hannah</i> : Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlaß (<i>G. Düllberg</i>)	200/635
<i>Blumberger, Walter, und Dietmar Nemeth (Hrsg.)</i> : Der technologische Imperativ (<i>R. Alisch</i>)	199/439
<i>Castoriadis, Cornelius, Agnes Heller u.a.</i> : Die Institution des Imaginären (<i>M. Richter</i>)	197/129
<i>Cavarero, Adriana</i> : Platon zum Trotz. Weibliche Gestalten der antiken Philosophie (<i>W.F. Haug</i>)	198/273
<i>Deleuze, Gilles</i> : Differenz und Wiederholung (<i>Ch. Jäger</i>)	201/785
<i>Deleuze, Gilles, und Félix Guattari</i> : Qu'est-ce que la philosophie? (<i>Ch. Jäger</i>)	202/952
<i>Deleuze, Gilles, und Félix Guattari</i> : Tausend Plateaus (<i>Ch. Jäger</i>)	202/951
<i>Derrida, Jacques</i> : Du droit à la philosophie (<i>A. Schobert</i>)	197/123
<i>Derrida, Jacques</i> : Gesetzeskraft. Der »mythische Grund der Autorität« (<i>Ch. Jäger</i>)	197/125
<i>Ferber, Rafael</i> : Die Unwissenheit der Philosophen oder Warum hat Plato die »ungeschriebene Lehre« nicht geschrieben? (<i>A. Schölzel</i>)	198/275
<i>Figal, Günter</i> : Heidegger zur Einführung (<i>Th. Heinrichs</i>)	200/638
<i>Groh, Ruth, und Dieter Groh</i> : Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur (<i>Th. Heinrichs und H. Weinbach</i>)	199/442
<i>Hans, James F.</i> : The Origin of the Gods (<i>W.F. Haug</i>)	197/130
<i>Häffe, Otfried</i> : Kategorische Rechtsprinzipien (<i>F.O. Wolf</i>)	197/126
<i>Hösle, Vittorio</i> : Philosophie der ökologischen Krise (<i>B. Lukoschik</i>)	199/444
<i>Hüni, Heinrich</i> : Wahrnehmungswirklichkeit nach Aristoteles (<i>S. Haacke</i>)	198/277
<i>Kondylis, Panajotis</i> : Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform. Die liberale Moderne und die massendemokratische Postmoderne (<i>R. Vandamme</i>)	199/445
<i>Korotin, Ilse</i> : »Am Muttergeist soll die Welt genesen«. Philosophische Dispositionen zum Frauenbild im Nationalsozialismus (<i>S. Lettow</i>)	200/639
<i>Lefkowitz, Mary R.</i> : Die Töchter des Zeus. Frauen im alten Griechenland (<i>W.F. Haug</i>)	198/271
<i>Manuschek, Stefan</i> : Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse (<i>C. Feldmann</i>)	201/788
<i>Metzger, Hans-Dieter</i> : Thomas Hobbes und die Englische Revolution 1640-1660 (<i>M. Bohlander</i>)	200/633
<i>Nolte, Ernst</i> : Martin Heidegger. Politik und Geschichte im Leben und Denken (<i>R. Alisch</i>) .	200/636

<i>Opitz, Michael, und Erdmut Wzizla (Hrsg.): »Aber ein Sturm weht vom Paradiese her ...«</i>	
Texte zu Walter Benjamin (<i>H. Weibach</i>)	201/793
<i>Ostermann, Eberhard: Das Fragment. Geschichte einer ästhetischen Idee (S. Kramer)</i>	201/789
<i>Ostsee-Akademie (Hrsg.): Kant und der Frieden in Europa. Ansätze zur geistigen Grundlegung künftiger Ost-West-Beziehungen (Th. Dietrich)</i>	200/634
<i>Sandkühler, Hans Jörg: Die Wirklichkeit des Wissens (F.O. Wolf)</i>	202/953
<i>Stemmer, Peter: Platons Dialektik (Ch. Kniest)</i>	198/276
<i>Theunissen, Michael: Negative Theologie der Zeit (Th. Heinrichs)</i>	201/787
<i>Thomas, Hans (Hrsg.): Naturherrschaft (Th. Heinrichs und H. Weibach)</i>	199/442
<i>Volz, Pia Daniela: Nietzsche im Labyrinth seiner Krankheit (R. Noske)</i>	197/132
<i>Waldenfels, Bernhard: Einführung in die Phänomenologie (Th. Heinrichs)</i>	201/794
<i>Weigel, Sigrid (Hrsg.): Leib- und Bildraum. Lektüren nach Benjamin (H. Weibach)</i>	201/791

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Ammon, Ulrich: Die internationale Stellung der deutschen Sprache (D. Rösler)</i>	197/133
<i>Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Christoph Hein (K. Hauser)</i>	200/640
<i>Bechert, Johannes, und Wolfgang Wildgen: Einführung in die Sprachkontaktforschung (D. Rösler)</i>	197/134
<i>Berka, Sigrid: Mythos-Theorie und Allegorik bei Botho Strauß (H. Weibach)</i>	198/281
<i>Bestek, Andreas: Geschichte als Roman. Narrative Techniken der Epochendarstellung im englischen historischen Roman des 19. Jahrhunderts: Walter Scott, Edward Bulwer-Lytton und George Eliot (G. Nieragden)</i>	201/801
<i>Bevan, David (Hrsg.): Literature and Exile (H.-Ch. Oeser)</i>	201/803
<i>Billig, Michael: Ideology and Opinions. Studies in Rhetorical Psychology (K. Roß)</i>	202/957
<i>Bohleber, Werner, und Jörg Drews (Hrsg.): »Gift, das du unbewußt eintrinkst ...«. Der Nationalsozialismus und die deutsche Sprache (H. Cölfen)</i>	202/958
<i>Brönnimann-Egger, Werner: The Friendly Reader. Modes of Cooperation between Eighteenth-Century English Poets and Their Audience (G. Nieragden)</i>	198/285
<i>Buch, Hans Christoph: Die Nähe und die Ferne. Bausteine zu einer Poetik des kolonialen Blicks (N. Badenberg)</i>	197/135
<i>Cohen, Robert: Peter Weiss in seiner Zeit. Leben und Werk (B. Kimpfner)</i>	202/959
<i>Diedrich, Maria: Aufschrei der Frauen – Diskurs der Männer. Der frühviktorianische Industrieroman (G. Nieragden)</i>	201/799
<i>Ebeling, Susanne, Hans-Otto Hügel und Ralf Lubow (Hrsg.): Literarische Ausstellungen von 1949 – 1985. Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik (D. Schönker)</i>	
<i>Erbel, Kunibert: Sprachlose Körper und körperlose Sprache. Studien zu »innerer« und »äußerer« Natur in die Ästhetik des Widerstands von Peter Weiss (S. Howald)</i>	202/962
<i>Felperin, Howard: The Uses of the Canon. Elizabethan Literature and Contemporary Theory (N. Schürer)</i>	199/448
<i>Fricke, Harald, und Rüdiger Zymner: Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über Studieren (E.O. Sullivan)</i>	201/806
<i>Gauß, Karl-Markus: Die Vernichtung Mitteleuropas (S. Kaltenecker)</i>	197/139
<i>Göttner, Karl-Heinz: Einführung in die Rhetorik (M. Hinz)</i>	202/955
<i>Heller, Arno: Gewaltphantasien. Untersuchungen zu einem Phänomen des amerikanischen Gegenwartsromans (L. Bommer Eleutério)</i>	197/138
<i>Herlinghaus, Hermann: Alejo Carpentier. Persönliche Geschichte eines literarischen Modernprojektes (Th. Bremer)</i>	197/136
<i>Klauser, Rita: Die Fachsprache der Literaturkritik. Dargestellt an den Textsorten Essay und Rezension (S. Sölçän)</i>	199/447
<i>Koch, Rainer, u.a. (Hrsg.): Peter-Weiss-Jahrbuch. Band 1 (S. Kramer)</i>	202/960
<i>Kopperschmidt, Josef (Hrsg.): Rhetorik. Band II: Wirkungsgeschichte der Rhetorik (M. Hinz)</i>	
<i>Lehmann, Christine: Das Modell Clarissa. Liebe, Verführung, Sexualität und Tod der Romanheldinnen des 18. und 19. Jahrhunderts (S. Schoen)</i>	200/643
<i>Müller, Heiner: Krieg ohne Schlacht (J. Hermand)</i>	198/255

<i>Müller, Jost</i> : Literatur und Politik bei Peter Weiss. Die <i>Ästhetik des Widerstands</i> und die Krise des Marxismus (<i>S.Howald</i>)	202/962
<i>Norris, Margot</i> : Joyce's Web. The Social Unraveling of Modernism (<i>U.Blumenbach</i>)	201/797
<i>North, Michael</i> : The Political Aesthetic of Yeats, Eliot, and Pound (<i>R.Markner</i>)	201/795
<i>Onderdelinden, Sjaak</i> (Hrsg.): Interbellum und Exil (<i>H.-Ch.Oeser</i>)	201/804
<i>Parr, Rolf</i> : »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!« Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (<i>U.Schmid</i>)	198/278
<i>Petersen, Jürgen H.</i> : Der deutsche Roman der Moderne. Grundlegung – Typologie – Entwicklung (<i>B.Bergheim</i>)	198/283
<i>Preußner, Heinz-Peter</i> : Zivilisationskritik und literarische Öffentlichkeit. Strukturelle und werbungstheoretische Untersuchung zu erzählenden Texten Christoph Heins (<i>K.Hauser</i>)	200/640
<i>Reimann, Brigitte, und Christa Wolf</i> : Sei gegrüßt und lebe (<i>K.Hauser</i>)	199/409
<i>Rohrwasser, Michael</i> : Coppelius, Cagliostro und Napoleon. Der verborgene politische Blick E.T.A. Hoffmanns (<i>Ch.Jäger</i>)	198/280
<i>Teupe, Peter F.</i> : Christa Wolf. »Kein Ort. Nirgends« als Paradigma der DDR-Literatur der siebziger Jahre (<i>K.Hauser</i>)	200/642
<i>Timun, Christian</i> : Gibt es eine Fachsprache der Literaturwissenschaft? (<i>G.Nieragden</i>)	199/446

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Bermann, Russel</i> : Modern Culture and Critical Theory (<i>H.Weinböck</i>)	198/287
<i>Bolz, Norbert</i> : Chaos and Simulation (<i>Ch.Jäger</i>)	201/811
<i>Brown, Mary Ellen</i> (Hrsg.): Television and Women's Culture. The Politics of the Popular (<i>B.Hipfl</i>)	202/967
<i>Gottgetreu, Sabine</i> : Der bewegliche Blick. Zum Paradigmawechsel in der feministischen Filmtheorie (<i>S.Kaltenecker</i>)	201/813
<i>Hartmann, Hans A. und Rolf Haubl</i> (Hrsg.): Bilderflut und Sprachmagie (<i>D.Naegler</i>)	199/454
<i>Koch, Gertrud</i> : Die Einstellung ist die Einstellung. Visuelle Konstruktionen des Judentums (<i>S.Kaltenecker</i>)	200/645
<i>Kultermann, Udo</i> : Kunst und Wirklichkeit. Von Fiedler bis Derrida (<i>N.Schneider</i>)	198/289
<i>Luca, Renate</i> : Zwischen Ohnmacht und Gewalt. Unterschiede im Erleben medialer Gewalt von Mädchen und Jungen (<i>L.Krainer</i>)	202/964
<i>Marcus, Greil</i> : Lipstick Traces. Von Dada bis Punk (<i>Ch.Jäger</i>)	198/290
<i>Mattelart, Armand</i> : La communication-monde (<i>S.Leitner</i>)	199/450
<i>Mattelart, Michèle und Armand Mattelart</i> : The Carnival of Images« (<i>S.Leitner</i>)	199/450
<i>McGuigan, Jim</i> : Cultural Populism (<i>M.Haupt</i>)	201/807
<i>Meyer, Thomas</i> : Die Inszenierung des Scheins (<i>F.Semmelroth</i>)	198/291
<i>Pertsch, Dietmar</i> : Jüdische Lebenswelten in Spielfilmen und Fernsehspielen (<i>S.Kaltenecker</i>)	200/645
<i>Pribram, E. Deidre</i> (Hrsg.): Female Spectators. Looking at Film and Television (<i>B.Hipfl</i>)	202/967
<i>Pross, Harry</i> : Protestgesellschaft (<i>F.Kröll</i>)	199/452
<i>Röser, Jutta</i> : Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Zusammenhang (<i>L.Krainer</i>)	202/966
<i>Rohrbacher, Stefan, und Michael Schmidt</i> : Judenbilder – Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile (<i>Ch.Jäger</i>)	200/647
<i>Scarry, Elaine</i> : Der Körper im Schmerz (<i>S.Kramer</i>)	198/286
<i>Schachtner, Christel</i> : Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer (<i>U.Weber</i>)	201/809
<i>Schivelbusch, Wolfgang</i> : Licht, Schein und Wahn (<i>U.Schmid</i>)	199/456
<i>Schulze, Gerhard</i> : Die Erlebnisgesellschaft (<i>F.Semmelroth</i>)	200/650
<i>Schulze-Marmeling, Dietrich</i> (Hrsg.): »Für Fußball hättest Du mich nachts wecken können.« (<i>M.Krauß</i>)	200/648
<i>Schulze-Marmeling, Dietrich</i> (Hrsg.): Der gezähmte Fußball (<i>M.Krauß</i>)	200/648
The Sexual Subject. A Screen Reader in Sexuality (<i>B.Hipfl</i>)	202/967
<i>Winkämpfer, Gerhard W.</i> (Hrsg.): Medien und Politik (<i>U.Schmid</i>)	198/293
<i>Zielinski, Siegfried</i> (Hrsg.): Video – Apparat/Medium, Kunst, Kultur (<i>U.Schmid</i>)	201/812

Soziologie

<i>Barrett, Michèle: The Politics of Truth. From Marx to Foucault (K.Hauser)</i>	199/462
<i>Brück, Brigitte, u.a.: Feministische Soziologie. Eine Einführung (H.Schaeper)</i>	199/460
<i>Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte (Th.Collmer)</i>	200/654
<i>Mann, Michael: Geschichte der Macht (A.Schobert)</i>	200/651
<i>Neumann, Marion, und Ulrich Herold: Liebe einfach schrecklich. Tagebücher aus Europa (E.Erb)</i>	199/458
<i>Van der Loo, Hans, und Willem van Reijen: Modernisierung. Projekt und Paradox (V.Offermann)</i>	200/657
<i>Veil, Mechthild, Karin Prinz, und Ute Gerhard (Hrsg.): Am modernen Frauenleben vorbei. Verliererinnen und Gewinnerinnen der Rentenreform 1992 (C.Mundschau)</i>	199/464

Erziehungswissenschaft

<i>Amlung, Ulrich: Adolf Reichwein 1898-1944. Ein Lebensbild des politischen Pädagogen, Volkskundlers und Widerstandskämpfers (Ch.Seeligmann)</i>	200/660
<i>Benner, Dietrich, u.a. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise (G.Miller-Kipp)</i>	198/294
<i>Bernhard, Armin, und Jürgen Eierdanz (Hrsg.): Der Bund der entschiedenen Schulreformer (K.-P.Horn)</i>	198/299
<i>Deißinger, Thomas: Die englische Berufserziehung im Zeitalter der Industriellen Revolution (H.Reinisch)</i>	199/468
<i>Fischer, Andreas: Das Bildungssystem der DDR. Entwicklung, Umbruch und Neugestaltung (L.Chisholm)</i>	201/815
<i>Georg, Walter, und Ulrike Sattel: Von Japan lernen. Aspekte von Bildung und Beschäftigung in Japan (M.Frackmann)</i>	197/144
<i>Kleber, Eduard W.: Grundzüge ökologischer Pädagogik. Eine Einführung in ökologisch-pädagogisches Denken (U.Preuss-Lausitz)</i>	201/820
<i>König, Joachim: Brüche erleben lernen. Ansätze einer entwicklungspsychologischen Erwerbsbiographieforschung (M.Bauer)</i>	201/819
<i>Lackmann, Jürgen, und Uwe Wascher (Hrsg.): Arbeitslehre und Polytechnik: Annäherung und Wandel. Beiträge zur technisch-ökonomischen Allgemeinbildung im vereinten Deutschland (D.Kahsnitz)</i>	201/816
<i>Lemke, Dietrich (Hrsg.): Bildungspolitik in Europa – Perspektiven für das Jahr 2000. Eine Analyse europäischer Bildungssysteme (F.Schulze-Nieswandt)</i>	197/145
<i>Markert, Werner, Rosemarie Klein, Wolfgang Nieke und Sibylle Peters: Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb (M.Bauer)</i>	201/817
<i>Marotzki, Winfried, und Heinz Stünker (Hrsg.): Kritische Erziehungswissenschaft – Moderne – Postmoderne (G.Miller-Kipp)</i>	198/294
<i>Meuler, Erhard: Die Türen des Käfigs. Wege des Subjekts in der Erwachsenenbildung (H.-J.Gamm)</i>	200/658
<i>Miller-Kipp, Gisela: Wie ist Bildung möglich? Die Biologie des Geistes unter biologischem Aspekt (A.Schäfer)</i>	197/142
<i>Mitter, Wolfgang, Manfred Weiß, und Ulrich Schäfer (Hrsg.): Neuere Entwicklungstendenzen im Bildungswesen in Osteuropa. Bildungsforschung internationaler Organisationen. Bd.5 (L.Chisholm)</i>	201/815
<i>Müller, Klaus E., und Alfred K. Tremi (Hrsg.): Ethnopedagogik (G.Auernheimer)</i>	198/297
<i>Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Aufklärung, Bildung, Öffentlichkeit (G.Miller-Kipp)</i>	198/294
<i>Peukert, Helmut, und Hans Scheuerl (Hrsg.): Ortsbestimmung der Erziehungswissenschaft (G.Miller-Kipp)</i>	198/294
<i>Reinhardt, Klaus: Öffnung der Schule – Community Education als Konzept für die Schule der Zukunft? (A.Hopf)</i>	199/467
<i>Scheuerl, Hans (Hrsg.): Lust an der Erkenntnis. Die Pädagogik der Moderne (G.Miller-Kipp)</i>	198/294

<i>Schmoldt, Benno (Hrsg.): Pädagogen in Berlin. Auswahl von Biographien zwischen Aufklärung und Gegenwart (K.-P.Horn)</i>	199/466
<i>Tietgens, Hans (Hrsg.): Didaktische Dimensionen der Erwachsenenbildung (N.Franck)</i>	197/147
<i>Tietgens, Hans (Hrsg.): Kommunikation in Lehr-Lern-Prozessen mit Erwachsenen (G.Ruder)</i>	197/148
<i>Tietgens, Hans (Hrsg.): Gesellschaftliche Voraussetzungen der Erwachsenenbildung (W.Filla)</i>	197/146

Psychologie

<i>Bielicki, Julian S.: Der rechtsextreme Gewalttäter. Eine Psycho-Analyse (K.Weber)</i>	201/823
<i>Flax, Jane: Thinking Fragments. Psychoanalysis, Feminism, and Postmodernism in the Contemporary West (H.Weinböck)</i>	199/470
<i>Goldmann, Harald, Hannes Krall, und Klaus Ottomeyer: Jörg Haider und sein Publikum (K.Weber)</i>	201/821
<i>Grüter, Barbara: Widerspruch – Individuelle Entwicklung als Systemerneuerung (A.Kather)</i>	199/472

Geschichte

<i>Ändert die Zukunft Deutschlands Vergangenheit? Eine Kritik an Rainer Zitelmann und Arnulf Baring (Th.Laugstien)</i>	200/668
<i>Baring, Arnulf: Deutschland, was nun? Ein Gespräch mit Dirk Rumberg und Wolf J. Siedler (Th.Laugstien)</i>	200/668
<i>Benz, Wolfgang (Hrsg.): Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte (S.Bundschuh)</i>	199/482
<i>Bergmann, Theodor, und Mario Keßler (Hrsg.): Aufstieg und Zerfall der Komintern (J.Petersdorf)</i>	199/477
<i>Bitterli, Urs: Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt (G.Mackenthun)</i>	197/151
<i>Bloch, Marc: Die seltsame Niederlage. Frankreich 1940 – Der Historiker als Zeuge (P.Jehle)</i>	200/661
<i>Certeau, Michel de: Das Schreiben der Geschichte (W.Bialas)</i>	199/488
<i>Dahlheim, Werner: Herrschaft und Freiheit. Die Geschichte der griechischen Stadtstaaten (Th.Schwarz)</i>	198/300
<i>Deichmann, Ute: Biologen unter Hitler (U.Schmid)</i>	200/611
<i>Dux, Günter: Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann (S.Lettow)</i>	201/825
<i>Eckert, Rainer, Wolfgang Küntler und Gustav Seeber (Hrsg.): Krise – Umbruch – Neubeginn. Eine kritische und selbstkritische Dokumentation der DDR-Geschichtswissenschaft 1989/90 (R.Rieß)</i>	200/667
<i>Elm, Ludwig: Nach Hitler. Nach Honecker (W.Bialas)</i>	199/478
<i>Fieseler, Beate, und Birgit Schulze (Hrsg.): Frauengeschichte gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der Historischen Frauenforschung (A.Franz)</i>	201/831
<i>Geyer, Dietrich (Hrsg.): Die Umwertung der sowjetischen Geschichte (J.Becker)</i>	202/979
<i>Giardina, Andrea (Hrsg.): Der Mensch der römischen Antike (A.Schölzel)</i>	198/302
<i>Heiber, Helmut: Universität unterm Hakenkreuz (Th.Laugstien)</i>	200/595
<i>Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter (S.Lettow)</i>	197/149
<i>Iggers, Georg G. (Hrsg.): Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte (F.Hauer)</i>	199/480
<i>Iggers, Georg G.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang (F.Hauer)</i>	202/974
<i>Kerchner, Brigitte: Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848-1908 (A.Weberling)</i>	201/829
<i>Klein, Judith: Literatur und Genozid. Darstellungen der nationalsozialistischen Massenvernichtung in der französischen Literatur (L.Edelman)</i>	200/663
<i>Kuck, Gerhard: Italienische Wege zum Sozialismus (F.Pfenninger)</i>	199/476
<i>Kudlien, Fridolf: Sklaven-Mentalität im Spiegel antiker Wahrsagerei (Th.Schwarz)</i>	198/303
<i>Kuhn, Annette (Hrsg.): Chronik der Frauen (U.Menzer)</i>	201/824

<i>Lange, Sigrid (Hrsg.): Ob die Weiber Meschen sind. Geschlechterdebatten um 1800 (K.Michalik)</i>	201/827
<i>Laquer, Thomas: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud (M.Schlüter)</i>	197/150
<i>Le Goff, Jacques: Geschichte und Gedächtnis (W.Bialas)</i>	199/487
<i>Lüdike, Alf (Hrsg.): Herrschaft als soziale Praxis (F.Konersmann)</i>	199/484
<i>Möller, Joachim (Hrsg.): Das Ei des Kolumbus? Lateinamerika und Europa im Unterricht (N.Badenberg)</i>	197/154
<i>Müller, Carl Werner (Hrsg.): Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike (C.Kniest)</i>	198/306
<i>Nola, Alfonso di: Der Teufel. Wesen, Wirkung, Geschichte (F.Como)</i>	200/669
<i>Nuhn, Heinrich: August Spiess. Ein hessischer Sozialrevolutionär in Amerika. Opfer der Tragödie auf dem Chicagoer Haymarket 1886/87 (J.Dörge-Weidemann)</i>	202/978
<i>Pappenheim, Bertha: Sisyphus: Anna O. gegen den Mädchenhandel (B.Kerchner)</i>	201/831
<i>Ritter, Gerhard A., und Klaus Tenfelde: Arbeiter im deutschen Kaiserreich. 1871-1914 (Th. Schwarz)</i>	199/474
<i>Rozos, Alberto Prieto: Als die Lanzenreiter kamen. Die präkolumbianischen Zivilisationen und die Conquista (G.Mackenthun)</i>	197/151
<i>Safrian, Hans: Die Eichmann-Männer (K.Orth)</i>	200/665
<i>Sale, Kirkpatrick: Das verlorene Paradies. Christoph Kolumbus und die Folgen (G.Mackenthun)</i>	197/151
<i>Schiera, Pierangelo: Laboratorium der bürgerlichen Welt. Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert (R.Rieß)</i>	202/972
<i>Schneider, Helmuß: Einführung in die antike Technikgeschichte (S.Konhaus)</i>	198/305
<i>Schöler, Uli: »Despotischer Sozialismus« oder »Staatsklaverei«? (W.F.Haug)</i>	199/478
<i>Schulze, Hans K.: Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier (H.Zückert)</i>	202/977
<i>Stedman Jones, Gareth: Klassen, Politik und Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte (F.O.Wolf)</i>	202/975
<i>Varga, Lucie: Zeitenwende. Mentalitätsgeschichtliche Studien 1936-1939 (F.O.Wolf)</i>	202/975
<i>Wällmann, Johannes: Der Pietismus. Die Kirche in ihrer Geschichte (F.Konersmann)</i>	199/486
<i>Will, Wolfgang: Julius Cesar – Eine Bilanz (A.Schölzel)</i>	198/308
<i>Winnecken, Andreas: Ein Fall von Antisemitismus. Zur Geschichte und Pathogenese der deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg (B.Mrozek)</i>	200/666
<i>Wunder, Heide: »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit (A.Franz)</i>	201/826

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Avnery, Uri: Wir tragen das Nessos-Gewand (M.Morgenstern)</i>	198/314
<i>Baumgarten, Helga: Palästina: Befreiung in den Staat (M.Kloke)</i>	198/315
<i>Benz, Wolfgang (Hrsg.): Jahrbuch für Antisemitismusforschung. Bd. 1 (W.Grode)</i>	201/837
<i>Berglund, Sten, und Jan Ake Dellenbrant (Hrsg.): The New Democracies in Eastern Europe (R.Axtmann)</i>	197/161
<i>Bermbach, Udo: Demokratietheorie und politische Institutionen (R.Axtmann)</i>	197/159
<i>Bielefeld, Uli (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? (A.Stiel)</i>	202/980
<i>Bowles, Samuel, David M. Gordon und Thomas E. Weisskopf: After the Waste Land. A Democratic Economics for the Year 2000 (A.Bley)</i>	200/671
<i>Bugiel, Karsten: Volkswille und repräsentative Entscheidung (O.Jung)</i>	197/160
<i>Butterwegge, Christoph: Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen (Ch.Möckel)</i>	202/985
<i>Demirović, Alex, Hans-Peter Krebs und Thomas Sablowski (Hrsg.): Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß (S.Läcking)</i>	200/672
<i>Elshtain, Jean Bethke (Hrsg.): Just War Theory (M.Quante)</i>	199/493
<i>Faludi, Susan: Die Männer schlagen zurück (K.Hauser)</i>	202/891
<i>Gill, Bernhard: Gentechnik ohne Politik (K.Müller)</i>	202/991

<i>Gore, Al</i> : Wege zum Gleichgewicht. Ein Marshallplan für die Erde (<i>F.O.Wbf</i>)	197/ 75
<i>Grebing, Helga, und Thomas Meyer (Hrsg.)</i> : Linksparteien und Gewerkschaften in Europa (<i>K.Wärdenbach</i>)	201/839
<i>Greß, Franz, Hans-Gerd Jascke und Klaus Schöneks</i> : Neue Rechte und Rechtsextremismus in Europa (<i>J.-M.Vogl</i>)	197/157
<i>Hoering, Uwe, und Christa Wichterich</i> : Kein Zustand dauert ewig (<i>U.Jungfer</i>)	199/490
<i>Jäger, Margret, und Siegfried Jäger (Hrsg.)</i> : Aus der Mitte der Gesellschaft (I), (III) u. (IV). Zu den Ursachen von Rechtsextremismus und Rassismus in Europa (<i>R.Sorg</i>)	201/835
<i>Jaschke, Hans Gerd</i> : Streitbare Demokratie und innere Sicherheit (<i>M.Kieserling</i>)	199/494
<i>Kaldor, Mary (Hrsg.)</i> : Europe from Below (<i>R.Axtmann</i>)	200/675
<i>Kollmann, Doris, Jochem Kollmer, Klaus Rees und Hans-Peter Steffen (Hrsg.)</i> : Neofaschismus – (k)ein langfristiges Problem? Theoretische Grundlagen und Anregungen für die pädagogische Praxis (<i>R.Sorg</i>)	201/835
<i>Lamb, David</i> : Afrika Afrika (<i>U.Jungfer</i>)	199/490
<i>Landfried, Christine</i> : Parteienfinanzen und die politische Macht (<i>J.Becker</i>)	199/495
<i>Links, Christoph</i> : Sandinismus. Ein Versuch mittelamerikanischer Emanzipation (<i>W.Mackenbach</i>)	198/311
<i>Martínez Cuenca, Alejandro</i> : Nicaragua: Una década de retos (<i>W.Mackenbach</i>)	198/312
<i>Meiksins Wood, Ellen</i> : The Pristine Culture of Capitalism (<i>A.Hess</i>)	200/673
<i>Menzel, Ulrich</i> : Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie (<i>G.Hauck</i>)	202/988
<i>Mertens, Heide</i> : Wunschkinder. Natur, Vernunft und Politik (<i>J.S.Ach</i>)	197/156
<i>Michalski, Krzysztof (Hrsg.)</i> : Osteuropa – Übergänge zur Demokratie? (<i>R.Axtmann</i>)	197/161
<i>Ninni, Ephraim</i> : Marxism and Nationalism. Theoretical Origins of a Political Crisis (<i>N.Rützel</i>)	202/983
<i>Reemtsma, Jan Philipp (Hrsg.)</i> : Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels (<i>S.Kramer</i>) ..	202/989
<i>Rucht, Dieter (Hrsg.)</i> : Research on Social Movements. The State of the Art in Western Europe and the USA (<i>U.Wasmuht</i>)	202/992
<i>Rupp, Hans Karl, und Thomas Noetzel</i> : Macht, Freiheit, Demokratie. Anfänge der westdeutschen Politikwissenschaft (<i>U.Wasmuht</i>)	200/676
<i>Scheffler, Thomas (Hrsg.)</i> : Ethnizität und Gewalt (<i>L.Hanisch</i>)	199/491
<i>Schewardnadse, Eduard, Andrej Gurkow, Wlfgang Eichwede u.a.</i> : Revolution in Moskau. Der Putsch und das Ende der Sowjetunion (<i>J.Gieseke</i>)	197/163
<i>Schneider, Michael</i> : Das Ende des Jahrhundertmythos (<i>R.Lederer</i>)	198/309
<i>Silverman, Maxim</i> : Deconstructing the Nation. Immigration, Racism and Citizenship in Modern France (<i>U.Mehlem</i>)	201/833
<i>Weizsäcker, Ernst Ulrich von</i> : Erdpolitik. Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum Jahrhundert der Umwelt (<i>F.Reusswig</i>)	197/155

Ökonomie

<i>Arbeitsgruppe Strukturanpassung und Frauen (Hrsg.)</i> : Von der Vernichtung der Frauen zur Wirtschaftspolitik von IWF und Weltbank (<i>B.Lampe</i>)	198/328
<i>Assenmacher, Marianne (Hrsg.)</i> : Frauen am Arbeitsmarkt. Probleme der Einheit (<i>A.Braun</i>)	198/324
<i>Aulenbacher, Brigitte</i> : Arbeit – Technik – Geschlecht (<i>S.Andresen</i>)	198/317
<i>Blattmann, Lynn, und Irene Meier</i> : Gegen das frauenspezifische Arbeitslos (<i>L.Blattmann</i>)	198/325
<i>Habicht, Erenler, Susanne (Hrsg.)</i> : Frauenzeit am Arbeitsmarkt (<i>S.Andresen</i>)	199/349
<i>Jochmann-Döll, Andrea</i> : Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit (<i>G.Jasper</i>)	198/320
<i>Kurz-Scherf, Ingrid</i> : Nur noch Utopien sind realistisch (<i>S.Andresen</i>)	199/349
<i>Maurer, Andrea</i> : Alles eine Frage der Zeit? (<i>S.Andresen</i>)	199/349
<i>Mogge-Grotjahn, Hildegard</i> : Arbeit, Technik, Zeit (<i>S.Andresen</i>)	199/349
<i>Raehlmann, Irene, u.a.</i> : Flexible Arbeitszeiten (<i>S.Andresen</i>)	199/349
<i>Schunter-Kleemann, Susanne</i> : Herrenhaus Europa (<i>P.Dobner</i>)	198/321
<i>Werthof, Claudia von</i> : Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? (<i>S.Andresen</i>)	198/327

Coyote-Texte

Feminismus als Gesellschaftskritik



Argument-Sonderband
Neue Folge, Band 212
300 Seiten, broschiert
DM 29,00/ÖS 225/SF 30,00
ISBN 3-88619-212-1

Neu im Januar 1994

Mit der Forderung nach beruflicher Gleichstellung von Frau und Mann ist die Frauenbewegung in den achtziger Jahren in ein Kerngebiet männlicher Herrschaft vorgezogen und konnte zunächst Erfolge verbuchen: Gesetze wurden erlassen, Initiativen ins Leben gerufen, Frauenbeauftragte ernannt. Doch ist die anfängliche Euphorie ernüchterter Skepsis gewichen, weil die ursprünglichen Ziele nicht erreicht wurden. Wo liegen die Ursachen?

In der empirischen Untersuchung mehrerer Institutionen und Betriebe (Gewerkschaft, Kaufhauskette und Behörden) wird der Frage nachgegangen, wie sich Männer zu den Gleichstellungsinitiativen verhalten haben, welche Steine sie Frauen in den Weg legen, und wo sie (selten und zögernd) Unterstützung anbieten.



Argument-Sonderband
Neue Folge, Band 217
148 Seiten, broschiert
DM 21,00/ÖS 164/SF 22,00
ISBN 3-88619-217-2

Neu im Januar 1994

Herrschaft ist ein Netz von miteinander verknüpften Komplexen. Solche Erkenntnis wurde in der Frauenbewegung praktisch gewonnen. Zum Beispiel streiten wir in der Kampagne gegen den Abtreibungsparagrafen um das Recht der Frau auf Selbstbestimmung und stoßen zugleich beim Problem der Kontrolle von eigener Fruchtbarkeit auf die sexuelle Herrschaft des Mannes, auf die Beziehung der Menschen zu ihrem Körper und auf die Bedeutung sexueller Lust.

Wir eröffnen eine Debatte über Gesetze und Parlament; über ein demokratisches und soziales Gesundheitswesen; ein System von Einrichtungen der Kinderbetreuung; über die Macht des Staates zu bevölkerungspolitischen Entscheidungen und darüber, wie in empfängnisverhütende Technologie und medizinische Forschung investiert wird und in wessen Interesse. Welche Strategie braucht eine Kampagne, die sowohl Druck auf das Parlament ausüben als auch das Verhältnis zum Körper verändern will?

Feministische Studien

2 '93

Kritik der Kategorie »Geschlecht«

I.Lorey: Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault

B.Duden: Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung

H.Landweer: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht

G.Lindemann: Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion

S.Hirschauer: Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten

C.Hagemann-White: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?

H.Kotthoff: Kommunikative Stile, Asymmetrie und »Doing Gender«

Diskussion

T.de Lauretis: Der Feminismus und seine Differenzen

S.Hark: Queer Interventionen

Th.Wobbe: Die Schwelle des Körpers: Geschlecht und Rasse

B.Meyer: Offene Fragen zum Thema: Frauen und Rechtsextremismus

M.Wohlrab-Sahr: Empathie als Methodisches Prinzip?

Replik

C.Kugelmann: Sport für Frauen – Raum für Frauen – Weg für Frauen?

Berichte

E.Hannover-Drück: Das Frauenmuseum Bremen stellt sich vor

2. Jg. 1993

Hrsg. v. Juliane Jacobi, Christina Klausmann, Hilge Landweer, Claudia Opitz, Regine Orthmer-Vetter, Mechthild Rumpf, Eva Senghaas-Knobloch, Anna Maria Stuby, Ulla Wischermann (Geschäftsführerin). – Kontaktadresse für Manuskripte: Juliane Jacobi, Kiskerstraße 6, 4800 Bielefeld. – Erscheint zweimal jährlich, Einzelheft 22 DM, Jahresabo 36 DM zzgl. Versand. – Deutscher Studien Verlag, Postfach 100154, W-6940 Weinheim

konkret

Konkret: Politik & Kultur

12 '93

Politik

H.L.Gremliza: Über den Aufmarsch der Anti-Antifa

J.Elsässer: Wenn Deutsche zu sehr helfen

E.Voss: Gesetze gegen Rassismus?

G.Hommel: Festungen in der Festung

G.Kolodziej: Die Statt-Partei

O.Köhler: Der Treuhand-Bericht der Birgit Breuel

K.Rössel: Der europäische Imperialismus III

Kultur

G.Scheit: Faschismus verweht

K.H.Roth: Der Großkapitalist und Kunstmäzen Alfred C. Toepfer

L.Weß: »Projekt Vampir«. Ein neues Großprojekt der Humangenetik

B.Gröndahl: Die Karriere der rechtsextremen Zeitung »Junge Freiheit«

2. Jg. 1993

Herausgeber: Hermann L. Gremliza. Redaktion: W.Schneider, B.Gröndahl, J.Schäfer. – Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM, Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: Gremliza Verlags GmbH, Postfach 306139, 20327 Hamburg. Büroanschrift: Schulterblatt 58C, 20357 Hamburg.

links

Sozialistische Zeitung

11 '93

Kommentar

U.Brand: Das Ende der Entwicklung

Tag X und danach?

Ch.Görg: In geschlossener Gesellschaft (III)

Hochschulpolitik

R.Hartel: Zwischen Scylla und Charybdis

Nationalsozialismus

R.Gössner: Eine deutsche Juristen-Karriere.

Roland Freisler – Mörder im Dienste Hitlers

Thema: Abgründe der Entwicklung

U.Jungfer: Die Krise als Chance? Zum Stand der Debatte um Weltmarktintegration

B.Röttger: Rezessiver Triade-Kapitalismus und weltgeschichtliche Entwicklung

M.Massarrat: Der Mythos vom Freihandel

C.v.Braunmühl: Von Braunschweig nach Bellet Huen

International

F.Dittmar: Der ökonomische Erfolg Südasiens

U.Brand/J.Winter: »Wir alle haben das Recht, uns zu täuschen«. Interview mit Wilfredo Santana von der FSLN

A.Sterr: El Salvador im Übergang

B.Scharlowski: Die Auswirkungen von Diktatur und neoliberalen Modell auf die chilenische Medienlandschaft

Euro-Linke?

H.-D.Köhler: Gespräch mit Agnes Heller über die Situation der Linken und den Umbruch in Ungarn

25. Jg. 1993

Redaktion: N.Apostolidou, P.Bonnvita-Lindloff, U.Brand, C.Gögg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, B.-M.Krampe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider. – AG Sozialistisches Büro, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach. – Ersch. mtl., Einzelheit 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl.Versand. – Verlag 2000 GmbH, Bleichstr. 5/7, 63065 Offenbach

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

12 '93

Aktuelles

P.W.Schulze: Jelzin und die Russische Föderation

C.Jakobeit: Eine letzte Chance für das GATT

U.Thomas: Energiepolitik und Kreislaufwirtschaft

E.Moths: Versicherung und Pflege

Thema: Japan

M.Ehrke: Die Juli-Revolution oder Ende eines Systems?

U.Schmitt: Der China-Komplex

T.Stadmayer: Der allmähliche Aufstieg der japanischen Frauen

G.Blume/S.Mosdorf: Unternehmenskultur des 21. Jahrhunderts

H.J.Queisser: Die Herausforderung der japanischen Mikroelektronik

H.-J.Schabedoth: »Japan AG« unter Anpassungsdruck

Kontrovers

A.Finkielkraut: Wer will denn schon Kroatien sein?

Kultur

R.Mohr: Kulturkampf in Frankfurt

J.Kocka: Sozialgeschichte der 90er Jahre

R.Weiland: Hans Freyer und die Weimarisierung der Bundesrepublik

R.Matousova: Eine Philosophie, die verkündigt

D.Boden: Falin und die Deutschlandpolitik

Th.Kreuder: Wachstumsbranche im Chaos

P.v.Oertzen: Sozialdemokratie und Bolschewismus

40. Jg. 1993

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, G.Grass, K.Harpprecht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatl. Einzelheit 14,80 DM, freie Haus; Jahresabo 99 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 53129 Bonn

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT

PERIPHERIE

Forum theoretisch orientierter Analyse und
Diskussion zu Fragen der Dritten Welt

50

Modernisierung ohne Alternativen?

- U. Apitzsch: Migration und Ethnizität
E. Rohr: Fundamentalismus: eine Utopie der
Entrechteten? Eine ethnopsychanalytische
Fallstudie aus Ecuador und einige Überle-
gungen zur Methode psychoanalytischer
Feldforschung
R. Kreile: Staat und Geschlechterverhältnis-
se im Mittleren Osten
S. Mellah/I. Pinn: Wenn eine Feministin über
den Orient reflektiert. Replik auf Renate
Kreile

Rezensionsartikel

- R. Kößler: Um Vergangenheit und Zukunft
von Entwicklungstheorie
I. Pinn: Literatur zu Rassismus und Migra-
tion

Rezensionen

- M. Frein: Ulrich Menzel: Geschichte der
Entwicklungstheorie
U. Jungfer: Helmut Thielen: Die Einsamkeit
der Dritten Welt
V. Heins: Alfred W. Crosby: Die Früchte des
weißen Mannes
U. Simshäuser: Thomas Lux: Gespräche mit
afrikanischen Heilern und Krankenpflegern
C. Gleichmann: Chima Oji: Unter die Deut-
schen gefallen
U.v.d. Heyden: Roy Harvey Pearce: Rot und
Weiß
13. Jg. 1993

Herausgegeben von der »Wissenschaftlichen Vereinigung
für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.«. -
Redaktion: V. Blum, D. Haude, G. Hauck, W. Hein, R. Köß-
ler, I. Lenz, H. Melber (verantw.), H. Mertens, Th. Mutter.
Erscheint vierteljährlich. - Einzelheft 11 DM, Jahresabo 38
DM, Förder-/Institutsabo 75 DM. - Redaktion: Heide
Mertens, Kesselstraße 17, 59494 Soest. LN-Vertrieb: Gnei-
senastr. 2, 10961 Berlin.

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

54

Sexueller Mißbrauch. Beiträge zur aktuellen Debatte

- M. Hirsch: Latenter Inzest
H. Richter-Appel/R. Ladendorf: Eltern-Kind-
Beziehung und sexueller Mißbrauch
K.-J. Bruder: Verleugnung und Wiederho-
lung: der mißbrauchende Vater in der Thera-
pie
D. Bange: Sexueller Mißbrauch an Mädchen
und Jungen. Hintergründe und Motive der
Täter
F. Moggi/R. Cléménçon: Beziehungsnähe und
Gewaltanwendung

Aus Forschung und Praxis

- L. Gast: Die Einsamkeit der Magersüchtigen
B. Krebs: Essstörungen und Idealisierung des
Männlichen
Schachmer: Das autonome Subjekt: Ideal
und Risiko
Ch. Ludwig-Körner: Möglichkeiten und
Grenzen »feministischer Psychotherapie«
U. Schmauch: Feminismus, Psychoanalyse
und Erziehungsberatung
S. Appel: Liebe und Partnerschaft zwischen
deutschen Frauen und Ausländern

psychosozial Spezial

- F. Schorlemmer: Plädoyer für ein widerstän-
diges Bewußtsein im Geiste des Friedens
16. Jg. 1993

Hrsg. von H. Becker, D. Beckmann, I. Fetscher, H. Fried-
rich, A. Köhl, A. Overbeck, H.-E. Richter, H. Srotzka,
A. Uchtenhagen, E. Ulrich, J. Willi, H.-J. Wirth. - Erscheint
vierteljährlich. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl.
Versand. Studentenabo 49 DM. - Psychosozial-Verlag,
Friedrichstraße 35, 35392 Gießen

Sozialist

SPW

Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

4 '93

Kommunalpolitik

S.Becker/W.Schreiber: Zur Finanzkrise der Kommunen am Beispiel Frankfurts

Deutschland einig Vaterland

A.Fisahn: Vom politischen und juristischen Mechanismus der deutschen Vereinigung
Ch.Butterwege: Rüstungskonversion und Konversionsforschung im vereinten Deutschland

Philosophie

R.Schwendter: Struktur der Zukunft und dezentrale Bewegungen

SPD

Strategiepapier der bayerischen Jusos

Hintergrund

A.Fisahn: Aufklärung und (»realer«) Sozialismus. Teil 2

3 '93

SPD

G.Andretta/U.Roßbach: Bericht von einem in jeder Beziehung außerordentlichen Parteitag

W.Ruf: Gegen die Sachzwangspolitik der SPD

Jusos

Chronik eines Wahlbetrugs

Frauen

I.Sommer: Geschlechtsspezifische Rechte?!

B.Zyprics: Zwei-Klassen-Abtreibungsrecht

Hintergrund

Aufklärung und (»realer«) Sozialismus. I

18. Jg. 1993

74

Magazin

A.Wehr: Kein großer Wurf. Zum außen- und sicherheitspolitischen Antrag des Parteivorstands

H.Arenz: Lust am Untergang. Zur wirtschaftspolitischen Programmdiskussion der SPD vor dem Parteitag

F.Farthmann: Stellungnahme zu dem Aufsatz von Arenz/Peter »Anpassung oder Alternative« in spw 72

Ch.Schindler: Frauenstreik zum Frauentag

H.Glück: Milliardengeschäfte mit Müll

H.Arnold: Anmerkungen zum Investitions-erleichterungsgesetz

H.Kuhne: Medienkonzentration: Eine breite Debatte ist überfällig

M.Mendler: Vom Recht des Stärkeren zur Stärke des Rechts?

Internationales

K.O.Lang: Nach dem Linksruck bei den politischen Wahlen

E.Kandziora: Zur Situation der Linken in Italien

N.Annen/P.Frantziach: Nicaragua – Land zwischen Revolution und Ruin

Sozialdemokratie

P.v.Oertzen: Das Kreuz mit der Identität der »Linken«

J.Raschke: Zur Veränderungschance der SPD-Linken

Es war einmal ...

M.Jansen: 1977 – Reflexionen

16. Jg. 1993

Hrsg. und Verlag: Verein für soziale Verständigung und internationale Kooperation e.V. – Redaktion: A.Hinz, U.Birsl, A.Kaiser, G.Andretta, U.Rüger, W.Schreiber, K.Friedrich, U.Roßbach, W.Gersilberger, R.Hinke, U.Lohrbach, S.Becker, J.Deml, A.Fisahn, M.Behrens, D.Schmid. – Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 5 DM, Jahresabo 28 DM. – Verlagsadresse: Im Körbchen 10, 37079 Göttingen

Hrsg.: H.Albrecht, D.Dehm, J.Egert †, K.Fuchs, J.Hindels †, K.P.Kisker, H.Lienker, S.Möbbeck, U.Pausch-Gruber, C.Walther, K.Wand, K.P.Wolf, B.Zimmermann. – Redaktion: I.Arend, G.Becker, U.Kremer, F.Saß, B.Zeuner. – Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Straße 13, 51065 Köln

TEXT+KRITIK

120

Feinderklärung. Literatur und Staatssicherheitsdienst

H.L.Arnold: Feinderklärung

Deckname »Lügner«: Aus den Stasi-Akten über Jurek Becker

U.Kolbe: Eine Art »IM-Vorlauf« ...

K.Schlesinger: Macht, Literatur, Staatssicherheit

Ch.Horn: Irrgarten. Über Zensur und Staatssicherheit. Ein Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau

M.Martin: »Geschaffene Machwerke«. Die Sprache der Stasi

M.Ahrends: Das Schlupfloch nach innen. Mythos-Assoziationen zum Thema »Staatssicherheit«

H.Krauss: Hauptmann Rohlf's, Leutnant Paroch, Margarete u.a. Die Stasi in der DDR-Literatur

J.Walther/G.v.Prittwitz: Mielke und die Musen. Die Organisation der Überwachung

M.Wilke/M.Kubina: Von der Aussagekraft der Akten

E.-P.Wieckenberg: Wir wußten sehr viel ... Erinnerungen an Literaturgeschäfte mit der DDR

F.Meyer-Gosau: Hinhaltender Gehorsam. DDR-Schriftsteller über ihre Kooperation mit der Staatssicherheit

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: Frauke Meyer-Gosau, Michael Scheffel, Ulrich Schmidt und Michael Töteberg. Redaktionssekretariat: Axel Ruckaberle. – Erscheint viermal jährlich, Abopreis 63 DM zzgl. Versand, Einzelheft 19 DM – Verlag: edition text + kritik, Postfach 800529, 81605 München

UNIVERSITAS

Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft

11 '93

Essay

J.Werner: Auf der Höhe der Zeit. Annäherungen an ein Ideal

Philosophie

H.Lübbe: Mobilität – vorerst unaufhaltsam

Psychologie

M. und T.Bastian: Die Angst der Eltern vor dem Kind

Neue Rechte und Rechtsextremismus

F.Greif: Revolte gegen die moderne Welt

Anthropologie

V.Sommer: Zur Evolutionsbiologie der Lüge

Zeitsgeschichte

P.Steinbach: Mitteleuropa – Mythos und Idee

Interview

»Deutschland muß seinen Weitblick wiedergewinnen«. Ein Gespräch mit dem britischen Historiker Timothy Garton Ash

Gedicht

H.-J.Heise stellt vor: Beispiele moderner Weltlyrik. Dylan Thomas: Vierundzwanzig Jahre

48. Jg. 1993

Herausgeber: Christian Rotta. Redaktion: Christian Rotta, Ingrid Jung. – Erscheint monatlich. Einzelheft 12 DM; Jahresabo 93,60 DM, erm. 69,90 DM zzgl. Versand. – Verlag und Redaktion: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Postfach 101061, 70191 Stuttgart

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

33/34

I. Runge: Der Feind steht im Osten

Osteuropa – Analysen & Alternativen

A. Hoffmann: (Alp)Traum Systemtransformation

U. Busch: Der marktwirtschaftliche Transformationsprozeß in Ungarn

J. Hofrichter: Kein Licht am Ende des Tunnels

Frauen und § 218

E. Herer/R. Steinbrenner: Der § 218 und kein Ende

S. Kiesbauer: Rechtswidrig, aber straffrei

P. Bläss: Feministische Politikansätze

U. Bagger: Protest gegen Karlsruhe

K. Kaiser: Wider die Resignation

Dokumentierte Geschichte

H. Steiner: Gunther Kohley im Fadenkreuz der Revisionismus-Kampagne

Standorte

C. Stellmach: Rassismus: nicht nur Herrschaftsideologie von oben

T. Kunstreich: Soziale Gerechtigkeit und regionale Spaltung der Gesellschaft

Grundsatzkommission der PDS: Der neue Produktivkrafttyp

A. Wagner: Arbeitsmarktpolitik

W. Küttler: Leinins Geschichtsdenken und Marx'sche Theorie der Gesellschaftsformation

F. Klein: Gespräch mit Walter Markov

Hrsg. und Verlag: Dietz Verlag Berlin GmbH. Redaktion: Helmut Steiner (Chefredakteur), Marion Kunze, Jörn Schürtrumpf. – Erscheint sechsmal im Jahr als Doppelheft. Einzelheft 10 DM; Jahresabo 60 DM. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-15, 10178 Berlin

WIDER SPRÜCHIE

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

47

Alte Menschen

H. Dießenbacher: Jenseits von Kompetenz und Defizit. Jean Améry oder: Wie die Dialektik von Revolte und Resignation aus der herrschenden Gerontologie verschwindet

B. Dörr: Gesellschaftliche und individuelle Verdeckungen im Umgang mit der häuslichen Pflege-Arbeit von Frauen

M. Meinhold: Altersbilder. Zwischen Diskriminierung und Idealisierung

I. Ebberfeld: Vermessene Alterssexualität bei Frauen. Abbild oder wissenschaftliche Vorstellung?

D. Kraetsch/K.-O. Richter/B. Seering: Senioren in Rostock. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung

U. Petersen: Vier vor, zwei zurück ... Gemeinschaftliche Wohnformen im Alter

T. Köhler: Im Zentrum der Medizin. Bericht von einer Intensivstation

Forum

E. Halves: Recht auf ein selbstbestimmtes Leben. Am Beispiel von Geburt und Sterben

J. Heppekausen/H. Zillmer/D. Gipsper: »Wir sind hier in Deutschland!« Bericht von einem Hamburger Theaterworkshop

D. Zalewska: Armut bei polnischen Frauen

Rezensionen

13. Jg. 1993

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: M. Bitzan, E. Bolay, K. A. Chassé, N. Diemer, F. Dücking, D. Gipsper, U. Hirschfeld, T. Kunstreich, F. Manke, G. Pabat, F. Peters, W. Plum, B. Rose, A. Schaarschuch, F. Schütte, V. Schöneberg, H. Sünker, W. Völker, U. Wolf, H. Zillmer. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 16 DM W/10 DM O. Jahresabo 63 DM W/40 DM O, incl. Versand. – Redaktion und Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 63020 Offenbach

Summaries

Peggy Watson: Eastern Europe: The Silent Revolution of Gender Relationships

The changing relationship between the public and private spheres has been central to the process of change in Eastern Europe. Within this process, the exclusion of women and the devaluation of woman's identity has been not an accidental but a fundamental element of democratization. Watson describes the changing essence of patriarchy in Eastern Europe and explains why this change has generated no serious protest from feminists. The formal structures of state socialism contributed to the strengthening of neotraditionalism and traditional gender identities; further, these traditional identities have been the essential engine of change.

Nancy Fraser: Clinton's Restructuring of the Social System

How far, and in what direction, does the restructuring of the social system under Clinton go? The »Anti-Welfare« State under Reagan and Bush had three main characteristics: the emphasis on individual wages and on the strengthening of the family instead of on social services, ecology, and culture; the privatization of many governmental services and the transformation of education into a commodity; and the emphasis on contracts instead of on charity. Fraser shows to what extent Clinton has changed these parameters and which groups of people lose out because of these changes. Finally, she develops the basic positions of a socialist-feminist politics.

Kornelia Hauser: Masculinization and Women's Studies

In the United States, a new »lost generation« of white men is fighting back against the attainments of the women's movement. A review of Susan Faludi's book *Backlash* shows how American social scientists have produced new images of women and how the results of research in Women's Studies have been used in court and in law; this leads to a critical analysis of male constructions of gender relations. Hauser makes a political distinction, between, on the one hand, an academic women's studies and, on the other, a scientific feminist studies which would make sure that the critical elements of feminist investigation cannot be co-opted.

Frigga Haug: Note on the Debate about the Concept of Gender

Within the context of the present discussion of gender, the authoress recommends that a tactical connection between different approaches be made, along with a simultaneous commitment to a critical science of liberation.

Frigga Haug: Female Fear and the Image of the Other

The authoress argues that gender relationships are an important source of the present outbreaks of violence and racism. Here as well, reciprocal attributions of inferiority are justified on the basis of the »nature« of the opposite sex. Using the example of female fear, Haug shows how images of men originate which hinder women in their encounters with men from ethnic groups other than their own.

Régine Azria: Jew and Arabs: Mirroring and Images of the Other

The historical and contemporary formation of images of Arabs and Jews cannot be understood if one does not investigate this relationship both as a reciprocal process and in connection with Western colonial powers. Azria, a French Jew, argues for a reconciliation of the Jewish and Arab peoples.

Ellen Messer-Davidow: The American New Right's Campaign to Control the Universities

Using extensive source material, Messer-Davidow investigates the methods used to roll back the liberalisation of higher education in the United States, showing how an organized right wing has attempted to manipulate university politics through fellowships, grants to student newspapers, the placement of themes and above all the exploitation of the debate about »political correctness«.

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Faludi, Susan</i> : Die Männer schlagen zurück. Wie die Siege des Feminismus sich in Niederlagen verwandeln und was Frauen dagegen tun können (<i>K.Hauser</i>) ..	891
<i>Bielefeld, Uli (Hrsg.)</i> : Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? (<i>A.Steil</i>)	980
<i>Nimni, Ephraim</i> : Marxism and Nationalism. Theoretical Origins of a Political Crisis (<i>N.Räthzel</i>)	983
<i>Butterwegge, Christoph</i> : Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen (<i>Ch.Möckel</i>)	985
<i>Menzel, Ulrich</i> : Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie (<i>G.Hauck</i>)	988
<i>Reemtsma, Jan Philipp (Hrsg.)</i> : Folter. Zur Analyse eines Herrschaftsmittels (<i>S.Kramer</i>)	989
<i>Gill, Bernhard</i> : Gentechnik ohne Politik (<i>K.Müller</i>)	991
<i>Rucht, Dieter (Hrsg.)</i> : Research on Social Movements. The State of the Art in Western Europe and the USA (<i>U.Wäsmuht</i>)	992



Argument-Sonderband
Neue Folge Band 202
188 S., br., DM 18,50

In feministischen Märchen ist es die mutige Tat der Prinzessin, den Prinzen aus der Höhle des Drachen zu retten. Doch warum gefallen diese Geschichten Kindern nicht? Woran liegt es, daß Erziehungsansätze, die von Kindern ein nicht-geschlechtsspezifisches Verhalten erwarten, so wenig erfolgreich sind? Warum verwenden Kinder ihre Kreativität darauf, die Einordnung in weiblich und männlich »korrekt« vorzunehmen?

Die australische Sozialwissenschaftlerin Bronwyn Davies las mit Kindern im Vorschulalter Märchen und zeichnete die anschließenden Gespräche und Spiele auf, um herauszufinden, welche Bedeutung das soziale Geschlecht für die Entwicklung von frühkindlicher Identität hat.

Fesselnd und neu werden feministische Theorie und empirische Untersuchung verknüpft.

 Argument Verlag

Inhalt der letzten Hefte

201: Metamorphosen der Öffentlichkeit

A.Mattelart: Neue Horizonte der Kommunikation / J.Becker: Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989 / J.Koivisto und E.Väliveronen: Das Comeback kritischer Theorien der Öffentlichkeit / M.Piercy: Die Gestaltwechsler / M.-L.Angerer: Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur / C.Klingemann: Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen im NS-Staat und in der Mediengesellschaft / K.Ruoff: Ortsbetrachtungen in Clintons Amerika / U.Menzer: Georg Simmels Geschlechterphilosophie / K.Hauser: Montage von Rezeptionen einer Theaterinszenierung / Besprechungen: Ideengeschichte; Geschichte und Politik in der englischsprachigen Literatur; Feministische Medientheorie; Gesellschaftliche Krisen und Pädagogik; Frauengeschichte; Rassismus; Antisemitismus

200: Brauchen wir einen neuen Antifaschismus?

K.-D.Bogdal: Von Glatzen und Gaffern / Z.Baumann: Das Urteil von Nürnberg hat keinen Bestand. Rassismus, Antirassismus und moralischer Fortschritt / L.Baier, P.Bordieu, R.Rürup: Vor-Überlegungen / O.Negt und W.F.Haug: Ende der Nachkriegszeit – Ende des Antifaschismus? / W.Bialas: Antifaschismus in der DDR – historisch-kritische Aufräumarbeiten / W.Kowalsky: Nicht Antifaschismus, sondern Anti-Rechtsextremismus / A.Klönne: Abschied vom Antifaschismus? / A.Hauff: Der alte Antifaschismus ist tot / Th.Laugtjen: Das Heiber-Syndrom / U.Schmid: Biologen im NS-Staat / R.Alsich: Neuere Forschungen zur Anthroposophie im NS / Besprechungen: Politische Philosophie; Christoph Hein; Judenbilder; Fußball; Deutscher Faschismus, Regulation und Staat

199: Frauen im Umbruch der Arbeit

I.Kurz-Scherf: Fragen an eine Kritik der politischen Ökonomie der Arbeit / S.Andresen: Verfügte Zeit / A.Brensell: Einmischung in »Lean-Production« / A.Schnoor: Siemens-Arbeiterinnen streiten um Selbstbestimmung / A.Braun: Zur Lage der Frauen in den »neuen Ländern« / H.Behrend: Ruhmlose Vereinigung / E.Kaufmann: Laudatio für Helga Königsdorf / K.Hauser: Der Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Christa Wolf / H.Peitsch: F.C. Delius' Auseinandersetzung mit dem Terrorismus / Besprechungen: Naturverhältnisse und Weltbilder; Fachtextlinguistik; Massenmedien; Pädagogik-Biographien; Geschichte der Arbeiterbewegung; Entwicklungspolitik; Demokratietheorie

198: Das Ende der Markt-Euphorie

A.Malkiewicz/J.Palys: Wege und Fallen beim Aufbau des Kapitalismus in Polen / Y.Krasin: Perspektiven nach dem Scheitern der »Schocktherapie« in Rußland / J.Hirsch: Internationale Regulation / P.M.Swezy/H.Magdoff: Den Kapitalismus in seiner Geschichte begreifen / I.Arbeitslang: Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung / Th.Weber: Glücklose Engel / J.Hermand: Fragen an Heiner Müllers »Autobiographie« / Besprechungen: Antike Philosophie und Sozialgeschichte; Deutsche Mythen; Mediale Inszenierungen; Pädagogische Selbstreflexion; Bilanz des Sozialismus; Nicaragua; Israel/Palästina; Frauenarbeit in Europa

197: Elemente neuer ökologischer Politik

W.Brüggen: Ansatzpunkte für einen ökologischen Kompromiß / K.Jacobs: Bruchstücke Sozialismus und Ökologie / C.Thomasberger: Öko-Steuern als Mittel des ökologischen Umbaus? / J.Hoffmann: Ökologisch produzieren – ökonomisch verteilen? / F.O.Wolf: Zu Al Gores »Marshallplan für die Erde« / R.Seifert: Krieg und Vergewaltigung / E.Wulff: Wahnsinn als selbstdurchkreuzte Intentionalität / H.Gess: Gesundheit als Symptomfreiheit / Besprechungen: Philosophiepolitik; Rechts- und Sozialphilosophie; Nietzsche; Internationale Sprachkontakte; amerikanische und mitteleuropäische Literatur; Bildung und Bildungssystem; Geschlechter und Geschichte; 500 Jahre Conquista; Ökologie; Demokratietheorie

196: Begriffskarrieren: Subjekt und Geschlecht

Ph.Rothfield; Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit / E.Showalter: Frauen – Männer – Texte / R.Seifert: Männlichkeitskonstruktionen / F.E.Ferguson: Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien / H.-H.Nolte: Innere Peripherien im modernen Weltssystem und die Zukunft Ostdeutschlands / V.Külow: David Rjasanow – mit Marx gegen Stalin / Besprechungen: DDR-Philosophie; Epistemologie; Benjamin; Kafka; Pädagogische Argumente; Schule und Geschlecht; Faschismus; Regulationstheorie; Automobilindustrie

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin Buchhandlung Teil, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Berlin Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin Argument-Buchladen, Reichenberger Str. 150; Tel. 030/611 39 83
Berlin Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/7 20 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Frankfurt/M. Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfstr. 77; Tel. 069/77 73 03
Frankfurt/M. Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Hamburg Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/441 13 30
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04
Köln Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1; Tel. 0221/52 05 79
Köln Der andere Buchladen, Zölpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87
München BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/4 49 26
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49
Osnabrück Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0661/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmafbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschauergasse 7; Tel. 01/251 26 74
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kollisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 051/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt/M. frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Lange-gasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/752 42 45